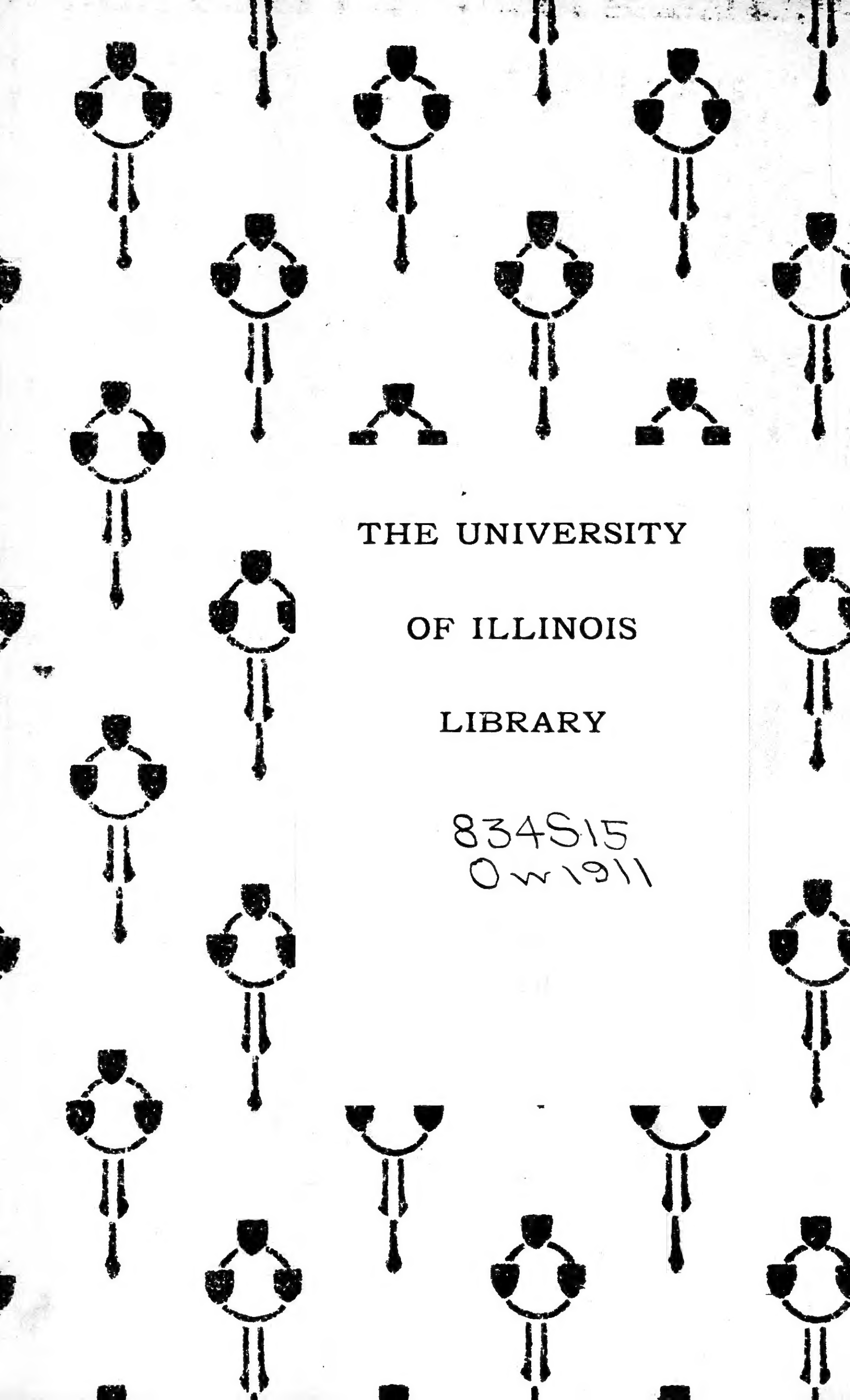
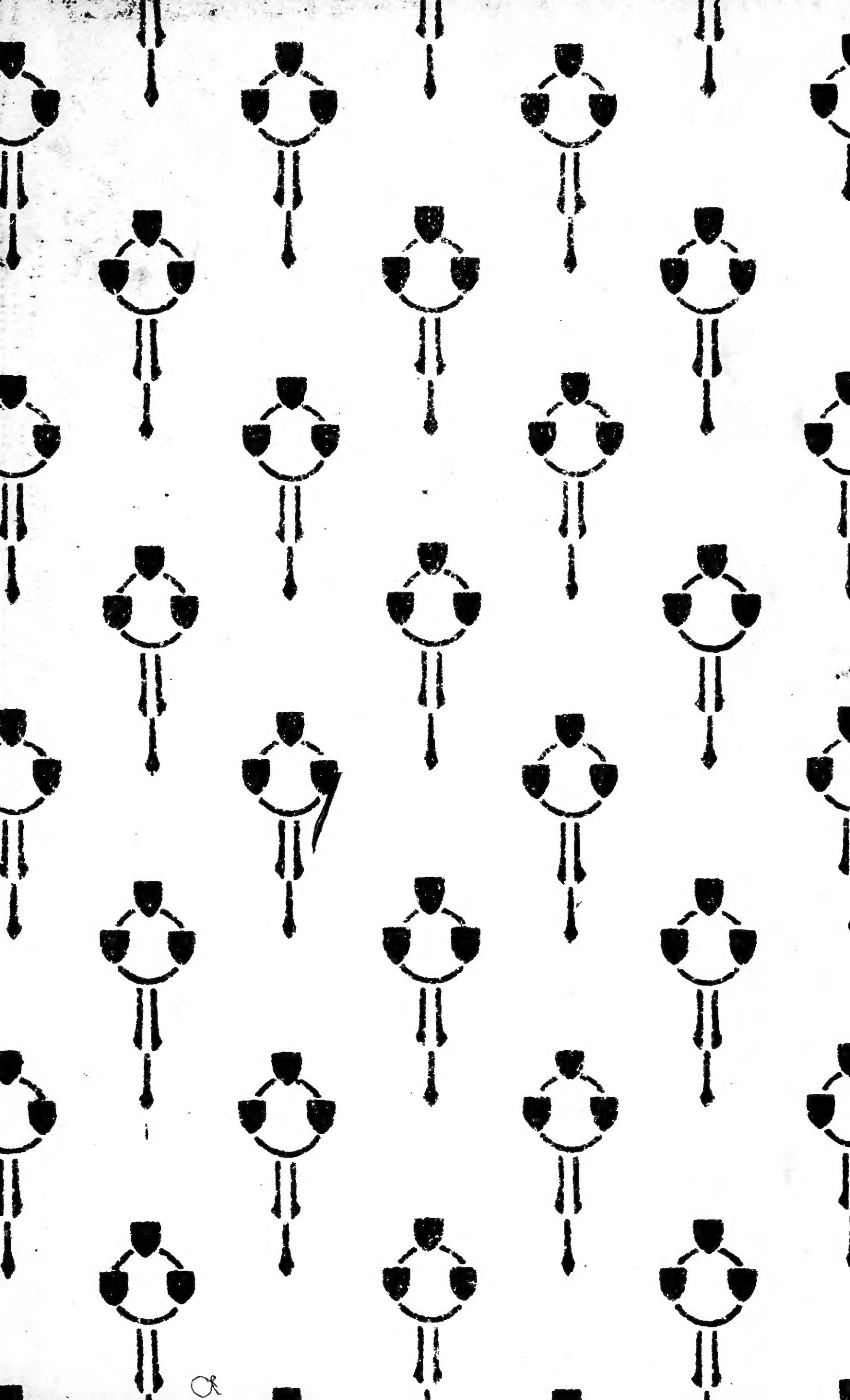
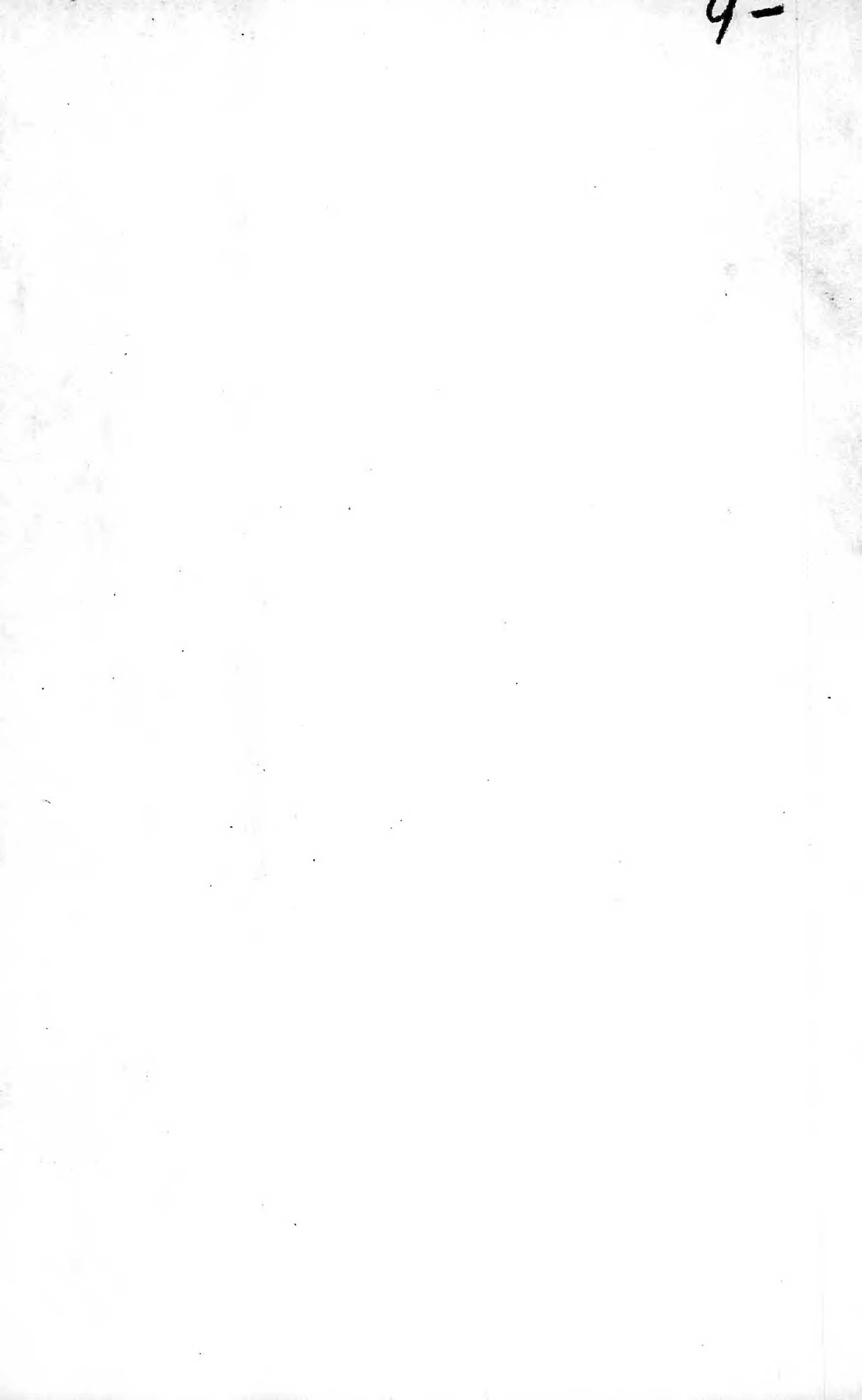






Wirklichkeit
und Vollendung



Wirklichkeit und Vollendung

Gedanken zur Menschenkenntnis und Lebenswahrheit

von

Robert Saitschick

Zweite Auflage

Ernst Hofmann & Co. in Berlin, 1911

Inhalt

Vorwort

Dieses Buch möchte ohne alle Aufdringlichkeit die Lebenswahrheit von verschiedenen Seiten darstellen und sie in ihrem eigenen Lichte zeigen: die erlebte Wahrheit spricht für sich selbst und bedarf keiner grellen Beleuchtung, keiner nachdrücklichen Hervorhebung; sie will auch wahr geäußert werden, d. h. ohne alle Übertreibung, denn es gibt keine Wahrheit ohne Gerechtigkeit. Die echte Freimütigkeit will nicht in auffallender Weise freimütig sein, ebenso wie der wahre Geist sich davor scheut, geistreich zu sein.

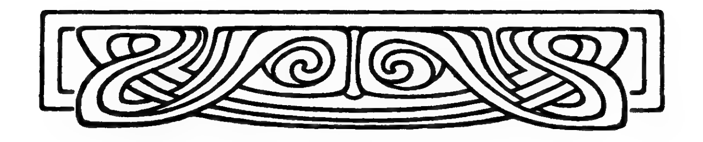
Dieses Buch wendet sich an Leser, die ein Buch nicht bloß zum Zeitvertreib oder aus Neugierde oder nur aus dem Verlangen nach äußerer Belehrung lesen, sondern an Leser, die das Verlangen nach innerer Erkenntnis haben, d. h. nach einer Erkenntnis, die nicht zerstreut, sondern sammelt, die uns zum Mittelpunkte des Lebens führt und nach keiner Seite abweicht: Es ist das eine Erkenntnis, die im stillen reift und daher auch nicht viele Worte über sich selbst macht, die keine Gebärden, kein Pathos, keine Ausfälle, keine Gewalttätigkeit kennt und doch eine unerschütterliche Sicherheit zeigt. Freilich muß man für die Worte der stillen Sicherheit ein feines Ohr haben, um sie richtig zu erfassen. Was von dem festen Mittelpunkte des

Lebens abweicht, muß notwendig in Einseitigkeit und bisweilen sogar in Starrheit verfallen. Aber viele Menschen sind gewohnt, Einseitigkeit für Kraft zu halten und nur das zu würdigen, was den Widerspruch und den Streit fördert und Gerede hervorruft: Nicht die stille und gesammelte Wahrheit regt sie an, sondern nur die Mischung von Wahrheit und Unwahrheit, und zwar meistens, weil das Falsche in dieser Mischung stärker ist als das Wahre. Und doch bedürfen wir unstreitig der vollen Lebenswahrheit und verlangen nach einem Abschluß, nach Vollendung der Wirklichkeit.

Zürich, im Mai 1911.

Leben und Denken





Schöpferisches Denken

Die am tiefsten gehende Wirkung entspringt stets der geheimen Macht der Persönlichkeit. In dem, was bewiesen werden kann, liegt keine tiefgreifende Wirkung auf das Innere des Menschen. Die Persönlichkeit ist kein logischer Beweis. Weder die Stifter der Weltreligionen, noch die Schöpfer der großen Kunstwerke haben durch Beweisführung wirken wollen. Der geradeste Weg in das Innere des Menschen führt nicht durch den Verstand.

Persönlichkeit kann nur von der Persönlichkeit erfaßt werden. Was die Wissenschaft hier erfassen kann, ist nicht das innere, sondern nur das äußere Leben, denn Persönlichkeit ist unergründlich.

Jeder schöpferische Willensakt ist schon eine Ablösung von der Natur, ein qualitatives Mehr, ein wesentliches Über. Wo schöpft die Persönlichkeit ihre Schaffenskraft und ihren Glauben, woher kommt das durchdringende Schauen und die schaffende Flamme des Genies? Kann man da von Naturgesetz reden? ‚Begnadete' Geister leben und

schaffen in der Atmosphäre der Gnade, nicht in der Atmosphäre der Natur.

In Hinsicht auf das Wichtigste und Höchste kann es keinen Unterschied zwischen Erfahrung und Denken geben, denn beide sind da eins. Um das Höchste zu denken, müssen wir es gefühlt und erfahren haben. Alle Gebiete unseres Innern sind durch unsichtbare Gänge verbunden, und der Intellekt ist nur das mittlere Stockwerk. Ist nur der Intellekt überzeugend? Beruht nicht vielmehr die tiefste und sicherste Überzeugungskraft auf etwas, das unser Intellekt nur einigermaßen beleuchten, nie aber ganz aufhellen kann? In gewissen Augenblicken gibt in uns eine Einsicht den Ausschlag, die blitzartig aus unserem Willen kommt und unversehens zur Gewißheit wird, ohne daß wir den geebneten Weg schulmäßigen Schlußfolgerns einzuschlagen und auf die Meilensteine der kalten Bedächtigkeit zu achten brauchen. Woher kommt zu uns die Fähigkeit, eine solche Gewißheit plötzlich zu erlangen und alle engen Fesseln wie im Nu zu durchbrechen? Die tiefsten Eingebungen, selbst in der Wissenschaft, entspringen aus dieser nicht definierbaren Gewißheit.

Nur wer zwischen dem Ewigen und dem Vergänglichen mit Sicherheit zu unterscheiden weiß, kann sich auch mit unbedingter Gewißheit in Menschen und in Werken zurechtfinden und die klarste Übersicht darüber haben. Alle andern tappen doch nur im Dunkel umher und können gar nicht eindringlich,

entschieden und unerschütterlich urteilen, denn sie bleiben am Nebensächlichen haften.

Die Fülle der äußern Erfahrungen und der anerworbenen Kenntnisse macht weder den Denker, noch den Künstler, noch den Menschenkenner. Alle bedürfen sie innerer Erfahrungen, und je gesteigerter diese sind, desto höher ist auch die Eigenheit der Persönlichkeit.

Die innere Erfahrung ist zwar unsichtbar, aber doch im höchsten Grade wirklich. Wir wissen nicht, wie sie zu uns kommt, durch welche Pforte sie in unsere Seele und vor das innere Auge tritt. Was wir wissen, ist nur, daß sie eine Vermehrung und Steigerung unserer psychischen Kraft ist, und daß wir bei ihrem Entstehen nicht beteiligt waren: es war etwas eindringliches, das unser Inneres von allen Seiten umfaßte, so daß weder ein Rechts und Links, noch ein Oben und Unten wahrgenommen werden konnte. Und doch wissen wir später, daß es viel deutlicher, fester und bestimmter ist, als alles, was mit Begriffen und Namen bezeichnet wird.

Ein Gedankenstrich ist oft mehr als der Gedanke selbst, denn er kann ein Zeichen für das wärmste Licht aus unserm Innern sein, die Unzulänglichkeit der Gedanken andeuten und auch die Schwächen des Denkens hie und da verhüllen. Wenn mancher Gedanke nur wüßte, daß er bloß des Gedankenstriches wegen da ist, aber er ist unbescheiden genug, zu glauben, er sei seiner selbst wegen da.

Unsere Seele verhält sich zu unserm Denken, wie Bewegung zu Ruhe, und da das Leben ohne Bewegung nicht möglich ist, so ist auch ein Denken ohne gesteigertes Seelenleben kahl und dürr.

Um fruchtbar zu sein, muß unser Denken in steter Berührung mit unserm Erleben bleiben und immer wieder aus diesem emporsteigen. Erst dann ist unser Denken Selbsterkenntnis und führt zur Einigung aller Seelenkräfte.

Der Unterschied zwischen schöpferischer Intuition und dem mühsam konstruierendem Denken der Schulphilosophie ist wie der zwischen Sonnenwärme und der dürftigen Wärme eines schlechten Ofens.

Das anschauliche Denken wächst aus dem innersten Kern der Seele und führt wieder dahin, wo es ausgegangen ist. Es ruft das Ganze und Wesentliche vor das innere Auge und gibt ihm die einzig wirksame Beleuchtung. Der Intellekt bedarf durchaus einer solchen Beleuchtung, wenn er zur tiefern Erkenntnis führen und nicht bei Einzelheiten stehen bleiben soll.

Wir tragen in unserm Innern das Bild von einer bessern Welt und mühen uns unser Leben lang ab, es festzuhalten und zu verdeutlichen. Ist es Traum, ist es Wirklichkeit? Auch die Wirklichkeit träumt, nur die Nüchternheit nicht.

Wer einen ausgeprägten Sinn für das Ewige hat, kann nicht mehr mit dem Zeitgeiste zusammen-

gehen: er lebt mit seinen Zeitgenossen in dem selben Raume, nicht auch in der selben Zeit.

Es gibt Menschen, die neben den Erfahrungen des Intellektes noch andre innere Erfahrungen haben, von denen sie am besten wissen, daß diese Erfahrungen von denen des Intellektes verschieden sind. Es ist ein Gebiet neben dem der Vernunft und des Willens. Wird doch von dem materiell gesinnten Menschen auch der Intellekt nur materiell erfaßt. Im Gegensatze zu denen, die im Intellekte eine selbständige Kraft sehen, das ganze Leben aber nur auf Willen und Intellekt zurückführen, gibt es auch solche, die in sich ein Mehr finden, für das sie den geeigneten Ausdruck suchen. In dem Schaffen des Genies liegt schon dieses Mehr, das für den rein intellektuellen Menschen mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt ist.

Die wohlfeilen Gedanken sind am einträglichsten. Die tiefen und erhabenen Gedanken dagegen finden nicht im Diesseits ihren Lohn.

Unsere besten Einfälle und Gedanken sind immer die ungerufenen, anders als es mit unsern Gästen der Fall ist.

Die echtesten Gedanken sind die, die ungerufen zu uns kommen und uns nicht mehr verlassen und dabei uns doch nicht im geringsten lästig sind.

Gesunder Menschenverstand ist unentbehrlich, aber für sich allein ist er gar wenig.

Wo eine gewisse Höhe im Wollen und im Denken überschritten wird, verschwindet auch alles Maß, und wir haben keine Anhaltspunkte mehr, von gesund und krank zu sprechen: wo das Höhere waltet, dort ist das Normale überwunden.

Es gibt Gedanken, die einem Strome gleichen: ihre Ufer können schnell erreicht werden. Es gibt auch solche, die an einen See erinnern, dessen Ufer ja auch ohne Schwierigkeit erreicht werden können, wenn sie schon entfernter sind. Die wahrhaft erhabenen Gedanken aber sind wie das Meer: die Ruhe der unermeßlichen Fläche, über der oft der wärmste Sonnenstrahl leuchtet, wechselt hier plötzlich mit stürmischen Wellen ab. Die Horizonte solcher Gedanken verlieren sich ins Unendliche.

Denken und Charakter

Nicht Gedanken streiten gegen Gedanken, sondern Charaktere gegen Charaktere. Da es sehr viele Nützlichkeitsmenschen und genußsüchtige Naturen gibt, so kann ja ihre Lebensansicht nichts andres, als Materialismus oder Hedonismus sein, wenn auch bisweilen der vom Leben abgelöste Denker eine Ansicht vertreten kann, die nichts mit seiner eigenen Lebensart zu tun hat. Dem Nützlichkeitsmenschen läßt sich gar nicht beweisen, daß seine Ansicht keine Weite und keine Tiefe hat, man soll ihm nur an dem lebendigen Beispiel zeigen, daß es noch andersgesinnte Menschen gibt.

Eine ganze Reihe von Vorstellungen und Begriffen, mit denen wir immerfort hantieren, können gar nicht in erschöpfender Weise ausgedrückt und auf feste Umrisse zurückgeführt werden. Die unversehens ausbrechende Originalität schreitet über alle künstlich errichteten Zäune hinweg. Das Wort bleibt doch nur ein Zeichen für etwas, das gar nicht erschöpft werden kann. Ein abstraktes Denken verrät immer den Mangel an Innerlichkeit und eine gewisse Dürre des Charakters. Ein lebendiges Denken ist eine Verschmelzung von warmer Empfänglichkeit mit der Fähigkeit, genau zu sehen, was in uns und um uns ist.

In Hinsicht auf die Außenwelt erkennen wir unverbrüchliche Gesetze an und halten alles Klügeln, ob es wohl anders hätte sein können, für töricht. Auch von der Tätigkeit unseres Intellektes sagen wir, sie sei bestimmten Gesetzen unterworfen. Nur in bezug auf die inneren Vorgänge, aus denen Charakter und Persönlichkeit entsteht, kommt ein Schwanken in den Gedanken der meisten Menschen auf, weil hier die Freiheit sich zu behaupten anfängt. Da sind die Menschen geneigt, im Namen einer abstrakten Freiheit und einer ebenso abstrakten Lebensbejahung, gegen die wahre Freiheit Front zu machen und, im Namen der auf den Thron erhobenen Vernunft, den Lebensgehalt auszuhöhlen: dabei lassen sie ganz außer acht, daß so auch die Vernunft versanden muß, da ja deren beste Kräfte mit den Gegensätzen und der Unmittelbarkeit der Lebensmächte aufs engste verbunden sind.

Menschen ohne Urteile gibt es viele, fast gar keinen aber ohne Vorurteile. Unser Körper, unsere Nerven und die davon beeinflußten Seelenstimmungen sind so voller Vorurteile, daß auch unser Geist sich nur schwer davon befreien kann. Vorurteilslosigkeit ist nur im Zustande der Selbstverleugnung oder in dem echtester Inspiration möglich. Freilich ist auch die Wissenschaft bestrebt, vorurteilslos, ‚objektiv' zu sein, aber sie kann es in Wirklichkeit nur bei der Erfassung der einfachen Naturerscheinungen, nicht auch gegenüber komplizierten Vorgängen des Lebens. Je vielseitiger und persönlicher eine Er-

scheinung ist, desto einseitiger und gröber ist gewöhnlich unser Urteil darüber. Schon die Erkenntnis der Schranken unserer Urteilskraft und das Eingestehen unserer Vorurteile wäre das Zeichen eines hohen Sinnes und einer weitgehenden Vorurteilslosigkeit.

Bei den einen lebt die Erfahrung, ihr Inneres sei weit mehr als ihre materielle Natur, andre hingegen haben die Erfahrung, ihr Leib sei mehr als ihr Geist, der Leib sei die Grundlage ihres Daseins, und alle Anregungen kämen ihnen nur von außen zu.

Jeder hat eine gewisse Schranke, über die sein Denken nicht hinaus kann und von der die Weite seines Gesichtskreises abhängt. Nur die Beschränktheit sieht ihre eigene Schranke nicht. Die Schranke des Denkens ist stets die Schranke des Charakters. Ohne Liebe bleibt das Denken immer eng, trotz allem Scharfsinn und aller Kühnheit.

Was den Wissenden zu einem wahrhaft Wissenden macht, ist, daß er das Wesentliche vom Nebensächlichen zu unterscheiden weiß. Der wahrhaft Wissende ist weder kleinlich, noch hochmütig.

Freilich ist die Wahrheit nicht etwas, das einem unversehens in den Schoß fällt. Aber nur ein kaltes, intellektuelles Temperament kann sich damit zufrieden geben, die Wahrheit das Leben lang zu suchen ohne alles Verlangen, sie auch zu finden.

Es gibt aber Menschen, die eine Freude am Herumstreichen haben. Macht man sie darauf aufmerksam, daß der Weg, den sie zu suchen vorgeben, näher liegt und auch ein geraderer ist, so behaupten sie, es sei doch kurzweiliger, die Wahrheit zu suchen, als ihr auf dem geraden Wege nachzugehen, den alle lebenskundigen Geister gewandelt sind.

Das Suchen ist zweifelsohne überaus wichtig, aber es ist doch nur das Mittel zum Zweck. Das wichtigste ist das Finden: unsere Bestimmung kann daher nicht in dem Suchen, sondern in dem Finden der Wahrheit bestehen. Wer das fortwährende Suchen vorzieht, glaubt im Grunde nicht an die Wahrheit oder will sie gar nicht finden. Auch ist der Zweifel nur unter der Bedingung wertvoll, daß er zur Gewißheit führe; geradezu verwerflich ist er, wenn er darauf ausgeht, alle Gewißheit zu untergraben. Übrigens krankt der Zweifel, selbst wenn er vorgibt, die Wahrheit zu suchen, an innerster Unfolgerichtigkeit, denn er läßt sich gar nicht durchführen: wir sind für die Gewißheit und nicht für den Zweifel geschaffen.

Der Wechsel der Stimmungen, der Impressionismus kann ein täuschendes Gefühl inneren Reichtums erzeugen, steht aber in einem entschiedenen Widerspruche zu allem, was Charakter und Geistesfestigkeit ist. Es ist das ein Zeichen des Verfalls, wenn der Stimmungswechsel zur Lebensansicht erhoben wird: Stimmungen und Eindrücke haben nichts mit wirklichen Erfahrungen und Erlebnissen zu tun.

Wenn jemand seine Überzeugung aus inneren Erfahrungen, aus innerer Nötigung äußert, so befindet er sich, trotz allen einzelnen Irrtümern, die ihm bei dieser Äußerung nachgewiesen werden können, der Wahrheit doch weit näher, als der kritische Kopf, der seine Lebensaufgabe nur darin sieht, die Irrtümer der andern wahrzunehmen.

Nichts imponiert den Menschen so sehr, wie die Sicherheit. Da selbst die Lüge durch die Sicherheit gemeinhin zu Ansehen gelangt, so darf die Wahrheit nur um so sicherer auftreten: sie soll sich in keine Unterhandlungen und Erklärungen einlassen, sich nicht über ihre Entstehung und Berechtigung ausweisen, denn durch solche Erklärungen und Ausweise muß sie in den Augen der Oberflächlichen und Leichtfertigen und auch aller, denen nur die Sicherheit imponiert, viel von ihrem Ansehen einbüßen.

Wem die Lebenswahrheit zugänglich ist, der bedarf nicht der gewundenen Deuteleien, um sie zu erkennen, und wer erst so entlegener Umwege bedarf, von dem kann man mit Sicherheit annehmen, er werde die Wahrheit nur mißverstehen: durch logische Beweise und dialektische Sätze wurde noch kein Mensch wesentlich geändert.

Ein Gedanke soll kein Schatten sein, auch kein papiernes Spielzeug, das an einem langen dünnen Faden hoch über unsern Köpfen weht, sondern eine lebendige Tat. Das Denken ist geradezu

schädlich, wenn wir nicht wissen, daß der lebendige Mensch mehr ist als alle Gedanken.

In Sachen der Lebensansicht und der Lebensführung ist das docendo discitur ganz unzutreffend: wer nicht seiner Sache vollkommen sicher ist, der soll auch nicht versuchen, die andern zu führen.

Die meisten philosophischen Lehrgebäude sind nur deshalb entstanden, weil ihre Urheber das Dunkel nicht dunkel nennen wollten. Je konkreter wir das Leben erfassen, desto zwingender wird in uns die Einsicht, daß es unmöglich ist, die ganze Lebensfülle begrifflich einzuteilen und schablonenhaft darzustellen. Auch merkt man der gewöhnlichen Philosophensprache nur allzu deutlich ihre Künstlichkeit an. Es ist gar nicht möglich, daß die philosophische Abstraktion sich klar und verständlich ausdrücke.

Die inneren Motive sind der eigentliche Gehalt unserer Gedanken und Taten: was nicht aus innerster Nötigung entspringt, kann niemals echt genannt werden, und der zeitweilige Nutzen, den es mit sich zu bringen scheint, wird dann zum Quell späterer Schäden.

Je feiner und zusammengesetzter der Gegenstand ist, den wir lehren und darstellen, je mehr er sich auf den Charakter, auf die lebendige Seele bezieht, desto mehr Liebe und Begeisterung erfordert er von uns.

Ohne Herzensreinheit und ohne Seele kann es keine Erkenntnis des Lebens geben. Was man dann sieht, ist nur das Äußerliche, denn der seelenlose Mensch ist stets befangen — entweder in der Materie, oder, wenn sein Naturell weniger grob ist, im Scheine.

Wir können uns Gipfel ohne Täler nicht vorstellen, und so auch die Lust nicht ohne den Schmerz, denn durch das ganze Leben geht ein Zwiespalt. Der Schmerz muß freilich so lange eine Sinnlosigkeit bleiben, als wir den Gegensatz zu ihm lediglich in der Lust sehen, und nicht in der Überwindung beider. Was besser wäre, sein oder nicht sein, ist eine ganz überflüssige Frage. Das Sein tritt uns als eine unabwendbare Tatsache entgegen, an die alles Empfinden und Denken geknüpft ist, und von der nichts gelöst werden kann. Was wir können, ist nur, unser Sein läutern und in eine Sphäre erheben, wo Schmerz und Lust nicht mehr sinnlos sind, und wo wir zu glauben anfangen, daß unser Leben einen Inhalt hat. Erst in dieser Sphäre beginnt eigentlich das Sein, denn erst hier wird unserm Willen, Denken und Tun eine Bedeutung gegeben, die sie früher gar nicht haben konnten: unten diente die Materie sich selbst, und wir sahen dem zu und wußten, daß es anders sein sollte; hier dient die Materie dem Geiste, der seinerseits im Dienste einer höheren Welt steht.

Es wird viel von den höchsten Dingen gesprochen und geschrieben, aber sehr oft ist es denen, die davon

sprechen und schreiben, gar nicht um die Dinge, sondern bloß um die Begriffe zu tun. Erst unser geläuterter Wille drückt den Gedanken über die Bestimmung des Menschen das Gepräge des Unverfälschten auf.

Die wahren Gedanken erkennt man daran, daß sie keine Gymnastik des Kopfes, noch ein Spiel der Phantasie sind, sondern aus der innersten Seele, aus der Vereinigung aller innern Kräfte kommen. Dann sind sie fest in der Zeichnung und lebendig im Ausdruck.

Eine Lebensansicht, die nur geringe Anforderungen an unsere Willenskraft stellt, ist nicht viel wert, und mag sie vom Intellekte noch so viel fordern.

Der Intellekt kann nie Selbstzweck sein. In sich selbst findet er auch nicht die Liebe zur Wahrheit, denn diese kommt zu ihm anderswoher: Liebe setzt immer Seele und Wärme voraus.

Schopenhauers philosophisches System ist realer, energischer als die rein philosophischen Lehren, weil es vom Menschen und nicht von einem kosmischen Begriffe ausgeht, aber es hat mit ihnen die gleiche Einseitigkeit gemein. Anscheinend beruht seine Lehre auf der Realität des Willens, im Grunde aber geht sie doch von einer gesteigerten Intellektualität aus, die im Menschen nichts andres als Trieb und Intellekt findet und sie unvermittelt ineinander wirken läßt.

Die Erkenntnis der Kausalität und des Naturgesetzes war eine Errungenschaft von der gleichen Bedeutung wie die Anerkennung des sittlichen Gesetzes im Zusammenleben der Menschen. Wer aber im Naturgesetze das Letzte und Höchste sieht und damit auch alles innere Leben erschöpfen will, der weiß nicht, was Höhe und innere Freiheit ist: weder kann ihm das religiöse Genie, noch auch das Genie in der Kunst etwas sagen, denn Forschen und Denken ohne gesteigertes Empfinden kann nur die Außenwelt und die Vorgänge des Denkens, niemals aber den Menschen erfassen.

Der von der Schulphilosophie nicht behelligte Kopf denkt meistens richtiger, eindringlicher und auch aus einer urwüchsigeren Lebenserfahrung, als der Berufsphilosoph, der ja meistens auch gar kein wahrer Philosoph sein kann. Treffend sagt Swift in einem Briefe an Lord Bolingbroke: It is observed, that gentlemen often dance better than those that live by the art.

Wahrer Gedankenreichtum ist daran erkennbar, daß er uns festigt und nicht zerstreut, während der scheinbare Reichtum an Einfällen, Hypothesen und Versuchen unsern Charakter schwächt und unsere Seele in Stücke zerbricht: wir verlieren die Seelenfrische und gewöhnen uns an eine Atmosphäre künstlichen Lichtes.

Manche möchten auch das innere Leben auf die einfachen Linien des Naturgesetzes und auf be-

stimmte Formeln zurückführen. Was sie aber in Formeln auflösen und auf Linien zurückführen, ist gar nicht das innere Leben, sondern nur das, was sie darunter verstehen; ihr eigenes flaches Seelenleben und ihren einseitigen Verstand, der gar nicht wissen kann, was Geist ist, nehmen sie zum Maße alles inneren Lebens und alles Geistes.

Wie eine gewisse Folgerichtigkeit des Denkens nichts als Starrheit ist, so ist auch eine gewisse Folgerichtigkeit des Handelns bloß Eigensinn. Das wirkliche Leben läßt die Konsequenzmacherei niemals zu, und diese kann oft eine nicht minder schädliche Wirkung haben, als der Mangel an festen Grundsätzen. Lebenswahrheit baut sich auf Menschenkenntnis, nicht auf geradlinigen Gedanken auf, und Charakterfestigkeit ist keine Charakterstarrheit.

Wenn wir sehen wollten, daß es keine Philosophie, sondern nur einzelne Denker mit ihren besondern Charakteranlagen und mit ihrer besondern Denkart gibt, so würde uns dadurch allein schon klarer, was die Philosophie und ihre Ansprüche sind: je abstrakter die Philosophie ist, je weniger persönlichen Inhalt sie hat, um so geringer muß auch ihre schöpferische Wirkung sein.

Kierkegaard gefällt sich in einem Zergliedern, das oft an Spitzfindigkeit grenzt, gerade dort, wo die lebendige Anschauung ohne alle Zerlegungen und Beweise wirken soll. Nicht selten lustwandelt er auf den fernsten Umwegen und mengt Intellekt

und innere Erfahrung, abstrakten Begriff und lebendige Anschauung unentwirrbar ineinander: um tiefe innere Erfahrungen wirft er tausend Hüllen zerfetzten Denkens und gesellt zu seinen aufflammenden Geistesblitzen absonderliche Intellektualitäten. Kaum hat er sich mit feinem Gefühle bei dem lebendigen Menschen aufgehalten, so wendet er schon seinen Blick wieder den kahlen Spitzen der Dialektik zu. Seine Kraft der Sympathie versteckt er hinter allerlei dialektische Finessen, und doch blickt sie bisweilen unerwartet unter seiner spitzen Dialektik hervor.

Die Gegensätze in den Lebensansichten lassen sich alle auf die Frage zurückführen, ob der Körper oder der Geist das Primäre sei, und es ist seltsam, daß der erkennende Geist sich dabei seines eigenen Herrscherrechtes begeben und es an die Materie abgeben kann. Sagt unser Geist: Ich bin nicht viel, die Materie ist das Erste und Wichtigste, so ist es, genau besehen, nichts andres als die Selbstvernichtung des Geistes. Der Mensch, in dem der Geist, nicht etwa nur der abgelöste Verstand, vorherrscht, kann gar nicht anders als den Geist für das Primäre halten, denn es wäre ein schreiender Widerspruch — geistig leben, d. h. ein inneres, erhöhtes Leben führen, und doch dabei in der Theorie den Vorrang an die Materie abtreten. Wer die Materie für das Primäre hält, sollte folgerichtigerweise auch materiell leben und keinen Anspruch auf erhöhten Geist und wirkliche

2*

Erkenntnis machen. Denn was ist das für eine Erkenntnis, die den Geist für das Nebensächliche hält und in diesem Nebensächlichen und Sekundären das Maß der Dinge sieht? Man sollte doch wohl meinen, das Nebensächliche stehe in einer Abhängigkeit vom Hauptsächlichen, und nicht umgekehrt. Legt man den Nachdruck auf die Materie, so kann unsere Erkenntnis keine schöpferische mehr sein: die Materie besteht aus Trieben, und es gehört wahrlich nicht sonderliches Erkennen dazu, sich auf die Seite des Triebes zu begeben, der uns ja ohnedies mit materieller Gewalt an sich zieht. Und wie seltsam ist es, daß gerade alle die, welche den Nachdruck ihres ganzen Denkens auf die Materie legen, doch zugleich die Macht des Intellektes nicht hoch genug preisen können: Materie und Intellekt sind für sie fast wie eine untrennbare Einheit, so daß auch der Intellekt nur eine besondere Art von Materie ist; die Materie erkennt hier sich selbst. Daher auch das Unschöpferische dieser ganzen Art von Erkenntnis, denn schöpferisch ist der Intellekt, wenn er in die Sphäre des Geistes eintritt, nicht aber wenn er sich mit der Materie identifiziert.

Jeder tiefere Mensch verlangt nach dem Wesen der Dinge, nach einem festen Mittelpunkte; diesen kann ihm kein Naturgesetz gewähren, denn er kann nicht Natur und Mensch ineinandermengen: er weiß, daß eine solche Vermengung früher oder später zur innern Verarmung führen muß. Wer die Naturerkenntnis als die letzte und höchste Erkenntnis auf-

stellt, der muß die innere Welt nur als ein Anhängsel der Natur betrachten: unser Leben wäre nur auf Relativität, auf Veräußerlichung und Mittelmäßigkeit, oder auf skeptischer Willkür und Zerstückelung aufgebaut.

Unser Wille ist nicht etwas von allen andern innern Kräften vollständig verschiedenes, vielmehr damit aufs engste verknüpft, wenn wir auch auf einer mittleren Stufe einen Unterschied zwischen Willen und Intellekt wahrnehmen müssen. Aber auf den höheren Stufen, wo Leben und Erkenntnis, Tat und Gedanke immer mehr miteinander verschmelzen, wird auch der früher wahrgenommene Unterschied zwischen Willen und Erkenntnis, wie auch zwischen Fühlen und Denken, immer geringer. Wir dürfen also nicht in die Einseitigkeit verfallen, von einer Bejahung oder Verneinung des Willens zu sprechen, denn so etwas ist eine Chimäre. Wir können und sollen nur Teile des Willens bejahen und verneinen, d. h. wir sollen unsern Willen läutern, auf höhere Ziele richten, den erhöhten Willen bejahen und die niedern Willenskräfte ausscheiden.

Wenn auch die Turnübungen den Muskeln Stärke und dem Körper Schönheit geben können, so nimmt doch die Gedankengymnastik, zu der gewisse Denker eine besondere Zuneigung haben, dem Denken die lebendige Frische und alle wahre Kraft. Unsere Gedanken sollen nicht an hohen Leitern hinauf- und hinunterklettern oder gar seiltanzen.

Zu vieles Nachdenken über das Entstehen des Gewissens und der sittlichen Gebote muß zur Zersetzung führen, wie das zu viele Nachdenken über den Ursprung der Gesundheit notwendig zur Hypochondrie und Kleinmut führt.

Gedanken können feurig wie alter Wein, kalt wie Eis, sauer wie Essig und zersetzend wie eine ätzende Säure sein: hinter den Gedanken stehen immer die Willenseigenschaften eines Menschen, wenn die Gedanken nicht etwa fahrende Wolken sind.

Wenn die hohen Vorstellungen keinen erlebten Inhalt haben, so bleiben sie nur leere Schatten, ein Schattenspiel für Menschen, die auch nicht mehr spielen können, denn um spielen zu können, dazu gehört doch noch eine gewisse Naivität und Unmittelbarkeit.

Alles unschöpferische, unfruchtbare, unverdauliche ist nur geeignet, die Seelenkraft zu brechen: die Seele wird dabei wie durch einen schweren Ballast zur Erde gezogen, und dem Denken wird alle Energie und alle Frische geraubt.

Die meisten Philosophen ermangeln des Temperamentes und der Leidenschaft, und die temperamentvollen Menschen sind gewöhnlich keine berufsmäßigen Philosophen. Ein temperamentvolles Denken ist daher die größte Seltenheit; ein solches Denken ist auch der Gefahr der Selbstüberhebung sehr nahe.

Die Ansichten eines Denkers lassen in den allermeisten Fällen auf sein Inneres schließen: man kann sofort sehen, ob er Seele hat, oder nicht.

Als Folge der Überwindung jeder Art von Impressionismus, Relativität, Unbestimmtheit und Charakterlosigkeit stellt sich notwendig die Erkenntnis unerschütterlicher Wahrheiten ein. Die Erkenntnis der Lebenswahrheit ist kein Gehirnprodukt, sondern ein Willensakt.

Intellektualismus

Daraus, daß der eine die Vorstellungen weiter, und der andre sie enger erfaßt, und insbesondere daraus, daß der eine aus innern Erfahrungen, und der andre aus Verallgemeinerungssucht über Welt und Menschen urteilt, entstehen die tiefen Verschiedenheiten in den Lebensansichten. Es wird stets solche geben, die glauben, daß die ganze Fülle innern und äußern Lebens in Begriffen ausgedrückt werden könne, und solche, die wissen, daß die Unerschöpflichkeit alles Lebens durch unsere Sprache nur angedeutet werden kann.

Es gibt niemand, der sich mit den beobachteten Naturtatsachen ganz zufrieden geben könnte: unwillkürlich sucht jeder, sie in irgendeinen Zusammenhang miteinander zu bringen, was doch nur von einer Anschauung aus möglich ist, die in uns als Ahnung schlummert, als Funke glimmt. Empirie ist das Gegenteil von allem Erkennen und Ergründen. Auch der sich in ihrer Nähe aufhaltende Naturalismus hat nicht das mindeste Recht darauf, eine Lebensansicht zu heißen.

Die höhere Welt beginnt dort, wo wir einen Unterschied zwischen dem Menschen und der Natur wahrzunehmen beginnen. Wer in der innern Welt Wirkungen sieht, die von denen der Außenwelt

verschieden sind, und sie als etwas besonderes, selbstständiges empfindet, muß sie auch irgendwie bezeichnen. Sagt man, der Mensch sei eine zweifache Natur, so werden dabei doch die Grenzen zweier Gebiete verwischt, und ganz verschiedene Erscheinungen mit dem gleichen Worte ausgedrückt. Sagt man, der Mensch bestehe aus Natur und Intellekt, so ist das doch nur eine Verstümmelung der innern Wahrheit durch Begriffe, denn die Wahrheit erfordert, daß wir noch ein Drittes hinzufügen: das, was in beiden Gebieten Beobachtungen anstellt und uns innere Gewißheit gibt.

Die Vorstellung, wir seien ein nichtiges Atom in der von uns erkannten Unermeßlichkeit der Natur, müßte uns bescheiden machen, was ja auch überall behauptet wird; in Wirklichkeit aber steigert sie nur unsern Hochmut, wovon wir uns überall überzeugen können.

Wißbegierde hat nichts mit dem Drange nach Erkenntnis gemein: dieser entspringt aus dem Ewigen, jene aus dem Zeitlichen.

Wenn die tiefe, eindringliche Erkenntnis beginnt, hört das kalte, einschränkende, in Nebensächlichkeiten untertauchende, begriffliche Denken auf: Perlen fischt man nicht in einem Teiche, sondern im tiefen Meere.

Unsere Sprache besteht im Grunde nur aus Zeichen, die unsere tiefere Erfahrung gar nicht von allen Seiten wiedergeben können: sie weisen auf den lebendigen Inhalt nur aus der Ferne hin.

Schöpferische Urteilskraft und vieles Wissen schließen sich meistens aus, und wo sie sich zusammenfinden, überwindet die Urteilskraft den Wissensstoff und ordnet ihn dem überschauenden Geiste unter. Nur die Geisteskraft vermag das Wissen zu beleben, nicht der logisch eingeschnürte Verstand. Die Logik kann nur kleine Scharmützel liefern, ist aber weder fähig, an entscheidenden Gedankenschlachten teilzunehmen, noch auch hinter die Bollwerke der Persönlichkeit zu dringen. Zwischen logischen Gedanken und schöpferischen Gedanken, die stets auch mutige Gedanken sind, hat von jeher eine stille Abneigung bestanden, die nicht selten sogar in offene Feindseligkeit überging.

Die Denker, die ihre kleinen Begriffssysteme für Lebenswahrheit ausgeben, machen die Rechnung ohne den Wirt: das Leben erkennt ihre komplizierte Buchführung nicht an und weist ihnen bald Leichtsinn, bald Pedanterie nach. Das Leben erkennt auch ihre Münze nicht an und treibt seine Schulden in unverfälschtem Gold ein.

Je tiefer die innere Erfahrung ist, um so abstrakter wird die Vernunft bei deren Ergründung. Die Vernunft kann gar nicht erschöpfend und genau darstellen, was künstlerisches Schaffen ist, wagt aber dabei doch nicht, zu behaupten, daß, was nicht mit Logik ausgedrückt werden könne, unvernünftig sei.

Der Dogmatismus und der Kritizismus sind leibliche Brüder: der Rationalismus ist ihr gemeinsamer Vater.

Der Rationalismus in allen seinen Gestalten lebt von Diskussion und lauert auf jede Gelegenheit, zu polemisieren: er ist froh, sein Lichtlein auf Kosten einer ihm fremden Geistesrichtung anzuzünden, denn er kann sich nur kritisch behaupten. Er verlangt von der innern Erfahrung mathemathische Beweise: er weiß nicht, daß der tiefere Gehalt unserer inneren Erfahrungen das unbeweisbare und unveräußerliche Eigentum des Erlebenden bleibt, woran nur der ihm geistig verwandte teilnehmen kann.

Wie ein Jäger, der früh morgens mit seinen Hetzhunden auszieht und abends bei seiner Heimkehr weitschweifig von seinen Taten erzählt und Jagdtasche und Beute vorzeigt, so auch der Intellektualist, der stolz darauf ist, das lebendigste Leben getötet zu haben, und nun wähnt, es in seiner Jagdtasche zu tragen.

Daß ein so ernster Mann wie der Philosoph Stilpon seine Spitzfindigkeit bis zur Kinderei treiben konnte und den Dialektiker Diodoros damit so aufregte, daß dieser daran starb; daß der gelassene Menedemos bei Diskussionen zu Tätlichkeiten überging, — das zeigt zur Genüge, daß der Hang zur Kasuistik in gewissen Charakteren tiefe Wurzeln hat, und daß auch die Griechen ihre Talmudisten und ihre Kasuisten hatten.

Sobald die Philosophie schulmäßiges Denken und Dialektik wird, verleugnet sie ihren Ursprung und

ihre Bestimmung, die doch darin besteht, die Selbsterkenntnis zu steigern. Philosophie heißt Liebe zur Weisheit, nicht Liebe zum Wissen. In unserer Zeit hat sie sich zur Magd erniedrigt, und der Philosoph ist ein Diener des Laboratoriums geworden.

Intellektualismus und Schriftgelehrsamkeit waren in irgendeiner Form überall da und werden auch in irgendeiner Form überall da sein, weil nur wenige unmittelbar fühlen und lebendig schauen.

Wie das Denken über das Denken kahl und gewunden ist, das liegt schon in den Namen, mit denen die Griechen die Schlüsse dialektischen Denkens bezeichnet haben: Kettenschluß, kahler Schluß, gehörnter Schluß.

Die allermeisten Definitionen in Hinsicht auf den inneren Menschen sind entweder nichtssagend oder ganz verschroben. Man versuche z. B. Genie, Persönlichkeit, Religion, Philosophie zu definieren, und man wird sehen, was dabei herauskommt. Wer glaubt, alles nur mit den Mitteln des Intellektes erfassen und erschöpfen zu können, zeigt deutlich, daß ihm das tiefere Organ der Erkenntnis abgeht: sein inneres Leben hat keinen Tiefgang.

Begeistern und wecken können weder die abstrakten, noch auch die sogenannten schönen Gedanken. Jene sind nur für die Schriftgelehrten, und diese für gewisse Kreise der Gebildeten bestimmt.

Es gibt eine Art Scharfsinn, der die eigene Fähigkeit hat, alles, was er berührt, zu zerbröckeln, das Größte zu verkleinern und das Erhabenste zu erniedrigen.

Der kritische Verstand ist gar nicht fähig, mit Unvoreingenommenheit, Sympathie und Demut an irgend etwas heranzutreten. Er geht darauf aus, überall Schatten und Flecken wahrzunehmen; ‚auch den trefflichsten Dingen hängt er einen Schandfleck an', wie es in dem biblischen Spruche heißt.

Der einseitige Intellekt erstickt seine fruchtbaren Keime durch das Unkraut, das in ihm emporschießt, und das er von der Frucht zu unterscheiden nicht fähig ist.

Man kann sämtliche Werke über experimentelle Psychologie aufs genaueste kennen und ihre Ergebnisse stets vor Augen haben, ohne jedoch im geringsten mit der Seele des Menschen vertraut zu sein. Seelenkunde als Menschenkenntnis kann nie eine wissenschaftliche Disziplin sein: jede Art von schöpferischer Wirkung setzt schon künstlerisches Vermögen und ureigene Einsicht voraus.

Nicht jede innere Erfahrung kann logisch geäußert werden, und doch ist sie durchaus wahr. Wer alles in logische Beweise gebracht wissen will, schränkt die Lebenswahrheit ein.

Gewisse Gedanken sind wie mit Falltüren versehen, die hinter dem Denker, der sich zu ihnen

bekennt, zufallen und jeden Ausweg absperren, so daß er in einem engen Raum eingeschlossen bleibt: am liebsten möchte er auch alle andern Menschen darin eingeschlossen sehen.

Das Verweilen bei Kleinigkeiten muß kleinlich machen. Wohl kann dabei unsere Neugierde und Wißbegierde, nicht aber unsere Liebe gesteigert werden: unser Geist wendet sich dann unwillkürlich dem Nebensächlichen zu.

Durch das Überhandnehmen des trockenen Denkens muß nicht nur die Willenskraft geschwächt, sondern auch der Verstand selbst zu einem Werkzeug brutaler Nüchternheit und Flachheit gemacht werden. Wenn der einseitige Verstand folgerichtig zur Herrschaft gelangte, so würde der Mensch in ein Wesen verwandelt werden, das nichts menschliches mehr an sich hätte.

Menschen, die in ihrem Denken zu weit vom Leben abweichen, können gar keinen festen Standpunkt dem Leben gegenüber haben, und das kritische Denken muß die innere Sehkraft schwächen: durch die ätzende Analyse büßen wir auch die Gesundheit des Geistes ein. Es gibt Dinge, die man unmittelbar nehmen und über die man nicht viel kritteln soll: kann doch auch ein zu scharfes Licht unser Auge blenden.

Die, welche die Materie in den Vordergrund rücken, verstehen unter Intellekt im Grunde nur den registrierenden Verstand, und die, welche den kalten Verstand für die Hauptkraft alles innern

Lebens halten, müssen immer, auf welchem Gebiete es auch sei, selbst in der Religion, der Materie zuneigen: sie werden auch die Geisteskraft und die Glaubenskraft mit dem Verstande zu konstruieren und in lehrhafte Paragraphen zu bringen suchen. Welcher Ansicht sie auch anhängen mögen, so wird doch die Eigenschaft ihres Charakters dabei immer deutlich hervortreten: sie werden die Vernunft vergröbern, weil sie nicht wissen, daß Geist und Seele mehr sind als Vernunft, und daß wir innerlich leben müssen, um unserm Leben einen Wert zu geben. Überall, wo der Intellekt Selbstzweck und zu einem ausschließlichen Erforschen der Materie oder zu einem Zerlegen von Begriffen wird, führt er notwendig zur Abtötung inneren Lebens, und dann wissen die Menschen meistens überhaupt nicht mehr, was Seele und was Geist ist.

Nicht minder schlimm als die naturalistische und empirische Lebensansicht ist die formalistische, worin der trockene Verstand sich zum Leiter geistigen Lebens aufwirft, so daß der geistig lebende Mensch den Verstandesmenschen um Erlaubnis bitten muß, das Leben geistig und seelisch zu deuten, wobei ihm diese Erlaubnis entweder gar nicht, oder nur unter sehr erschwerenden Bedingungen und allerlei Einschränkungen gegeben wird. Dieser Rationalismus, der, ohne es zu wissen, doch nur eine andre Form des materialistischen Rationalismus ist, müßte, wenn er folgerichtig durchgeführt würde, die Vernichtung

aller geistigen Feinheit und aller seelischen Regsamkeit herbeiführen.

Das kritische Denken, das für manchen in unserm ‚kritischen' Zeitalter als das Höchste gilt, ist nichts schöpferisches, wenn man auch in gewissen Fällen sich seiner zu bedienen genötigt ist, wie Sokrates, der das Überhandnehmen der Kritik gerade durch die äußersten Schlußfolgerungen des kritischen Denkens selbst ad absurdum zu führen und durch eine fein zugespitzte Ironie zu vernichten suchte.

Alles schöpferische ist ein Gestalten und Bilden, und das ist ja auch das Künstlerische. Eine Lebensansicht, die nur wissenschaftlich sein will, ist im Grunde gar keine, denn sie wendet sich nur an den Verstand und untergräbt so, ohne es zu merken, ihre eigenen Wurzeln, die doch stets in der Persönlichkeit und in der Glaubenskraft liegen, d. h. in etwas, das sich weder messen, noch zählen läßt.

Die Wissenschaft, wenn sie sich selbst treu bleibt, ist sich ihrer eigenen Schranke stets bewußt. Erst wenn sie sich in ihren eigenen Schranken bewegt, bringt sie durch Beobachten, Verbinden und Trennen von Naturerscheinungen Staunenswertes hervor. Aber sobald sie sich auf das ihr fremde Gebiet der Religion und der Kunst begibt, den schöpferischen Geist in seinem geheimnisvollen Walten zu belauschen, an das Unermeßliche ein Maß anzulegen und das Unwägbare zu wägen sucht, beginnt sie in einem wissenschaftlichen Kauderwelsch zu

plaudern und muß auf einen unvoreingenommenen Menschen abstoßend wirken.

Führt man alles nur auf Natur und Vernunft zurück, so läßt sich eigentlich gar kein Grund angeben, warum der Mensch nicht hochmütig und eitel sein sollte, wenn die Selbstüberhebung und die Selbstbespiegelung ihm Vergnügen macht. Der entwickelte Intellekt schließt weder Hochmut noch Eitelkeit aus.

Wo das Selbst vollständig mit sich zufrieden ist, dort geht es in der Außenwelt oder in Verstandesübungen auf. Wo aber das Innere sich ganz mit dem beobachtenden und registrierenden Verstande deckt, wie soll da persönliches Leben und wahres Mitgefühl gedeihen? Wie soll da auch Selbsterkenntnis stattfinden, wenn das Selbst gar nichts von sich auszusagen hat, aus Mangel an inneren Erfahrungen?

Die meisten Philosophen denken zu viel über die Vernunft und deren Kategorien nach und zu wenig über den lebendigen Menschen und über die Lebenserfahrungen.

Das Kennzeichen eines Denkers, der wirklich Menschenkenntnis hat, ist, daß er seine Gedanken an gewöhnliche Gegenstände und alltägliche Ereignisse anknüpft. Der abstrakte Denker dagegen sieht gar nicht, was um ihn her ist, ja er hält es sogar unter seiner Würde, ein Auge dafür zu haben.

Dialektik kommt von der Trockenheit des Herzens, zu der sich eine Beweglichkeit des Verstandes gesellt; Leben wird dann gleichbedeutend mit Verstandesschärfe. Dialektik ist auch die Freude des Verstandes, mit unnützen Lasten zu spielen. Daß man sich für verpflichtet hält, die Jugend in der Schule an unnütze Bürden zu gewöhnen, das kommt aus der selben Trockenheit des Herzens, aus der auch alle Dialektik und Kasuistik entspringt.

Die meisten Irrtümer des neuern Denkens kommen davon, daß dieses Denken mit der lebendigen Wirklichkeit meistens wie mit einem mathematischen Problem operiert und mit der Seele und mit dem Geiste wie mit einem leblosen Gegenstand umgeht.

Was der schöpferische Genius ist, kann mit keinem wissenschaftlichen Ausdrucke bezeichnet werden, da ein solcher Ausdruck im Grunde das, worauf es ankommt, auch nicht im entferntesten anzudeuten, geschweige denn zu erfassen fähig ist.

Die Grundvorstellungen, auf die sich unser Dasein aufbaut und die früher einen weit einfachern, deutlichern und stärkern Ausdruck hatten, wurden mit der Zeit verworrener, weshalb auch ihr Ausdruck immer unklarer und bedeutungsloser wurde. Am meisten sind wohl die Berufsphilosophen daran schuld.

Die Wahrheit umgibt sich mit keinen Mauern, sie liegt vielmehr offen in all ihrer Einfachheit zutage.

Die meisten geben vor, sie hinter Mauern und Zäunen zu suchen und gehen unachtsam an ihr vorüber.

Wahrheitsliebe setzt Liebe voraus. Diese wohnt aber nicht im Kopfe. Deshalb kann auch der seelenlose Mensch die Wahrheit gar nicht lieben; und wenn er auch vorgibt, Liebe zu der Wahrheit zu hegen, so ist es doch nur zu irgendeinem Bruchstücke davon. Wahrheit ist für ihn das, was er registrieren und beschreiben kann; was er aber mit dem Verstande nicht erfassen und mit dem äußern Auge nicht sehen kann, gilt ihm nicht als Wahrheit, und er läßt es nur noch beim Kunstwerke gelten mit einer gewissen herablassenden Nachgiebigkeit gegen den ‚Trug der Phantasie', wie man etwa gegen eine Notlüge nachsichtig ist. Die Religion muß ihm schon als eine grobe Lüge, ja sogar als gefährlicher Wahn vorkommen.

Naturalismus

Würde unser ganzes Leben durch Naturgesetze erschöpft, die unsere Vernunft vollständig erfassen und nachdenken könnte, so daß das Naturgesetz nichts mehr in sich hätte, als was unsere Vernunft darin findet, so müßten wir sicherlich einmal dahin gelangen, mit den Mitteln einer verfeinerten Wissenschaft den Traum des Schöpfers des Homunkulus zu verwirklichen.

Eine Vorstellung wie die vom Gesetze sollte keine allzu enge Verbindung mit einer so verschwommenen Vorstellung wie der von der Natur eingehen: sie erfordert als Ergänzung mehr Bestimmtheit, mehr Festigkeit und auch mehr Innerlichkeit. Das Wort Natur läßt sich auf gar verschiedene Weise deuten. Sobald die Natur zur Gesetzgeberin des menschlichen Lebens erhoben wird, wird alle Gewißheit der innern Erfahrung und alle Bestimmtheit in den Beziehungen zwischen Mensch und Mensch zunichte, zugleich auch der Quell der Charakterkraft verschüttet.

Wer im Naturgesetz oder in irgendeiner aus der Natur hergeleiteten Vorstellung eine befriedigende Erklärung für die Bestimmung unseres Daseins findet, zeigt, daß er gar kein gesteigertes Seelenleben hat.

Die Vorstellung von einer körperlichen Seele, die manchem so sehr einleuchtet, ist der krasseste Widersinn. Diese Vorstellung bewegt sich ganz auf der Oberfläche und erscheint gerade deshalb manchem so klar, wie oft der Widersinn.

Bei dem Naturalismus in der Lebensbetrachtung wie auch in der Kunst hat man das deutliche Gefühl, daß das Leben nichts als ein Galeerendienst, der Mensch nichts als ein Sklave der Natur sei, und daß er ihr gegenüber auch gar nichts andres sein wolle.

Unpersönliches Denken ist ein Widerspruch: echtes Denken kann gar nicht unpersönlich sein, und unpersönlich ist nur die Materie ohne den Geist.

Mancher, der unerschrocken in der Erkenntnis der Natur ist, zeigt doch, ohne sich vielleicht dessen bewußt zu werden, eine gewisse Furchtsamkeit, ja Feigheit im Erkennen der Vorgänge der innern Welt: um mit den Tatsachen der innern Wirklichkeit nicht rechnen zu müssen, sucht er sie für eins mit der äußern Natur zu halten und sie auf diese Weise auch zu erklären.

Der folgerichtige Naturalismus wäre die Verneinung des geistigen Heldentums und des Lebens für andre. Ein Naturalismus, der Selbstaufopferung verlangt, ist ein Unding und lebt noch auf Borg von der Lebensansicht, die er verdrängen möchte. Wenn die sichtbare und tastbare Welt die einzige Wirklichkeit ist, und unser Leben

keinen Abschluß und keine Höhe hat — was für einen Sinn soll dann die Selbstaufopferung in einer solchen Welt haben? Doch wohl keinen andern, als den eines Naturtriebs. Somit wäre alles hohe im Menschenleben nichts als ein flacher Naturtrieb.

Für den Naturalismus ist das Naturgesetz in seiner Anwendung auch auf die Erscheinungen des Menschenlebens das einzige Maß; für den Humanismus dagegen, selbst wenn er sich noch nicht auf die Stufe der abschließenden Lebensansicht erhoben hat, jedenfalls der lebendige Mensch. Besteht doch auch der eigentliche Reiz der Lebensansicht des Zeitalters der Renaissance darin, daß das Empfinden der denkenden Menschen jener Zeit allem Naturalismus fremd gegenüberstand. Auch die Anziehungskraft des klassischen Zeitalters der deutschen Literatur besteht in nichts anderm.

Die allerschlimmste Phantasterei ist die ‚wissenschaftliche', die über den Ursprung alles Lebens Aufschluß geben will: sobald die Wissenschaft ihre Exaktheit aufgibt, muß sie in Schwärmerei verfallen. Exakte Wissenschaft liegt auf einem ganz andern Gebiete, als der schöpferische Glaube: dieser ist eine innere Tat, kein Gedanke und kein Experiment.

Für den, der nichts höheres als die Natur kennt, sind wir nur ein winziger, ja ganz nichtiger Teil der Natur. Wie kann aber dieser nichtige Teil

etwas festes über das Ganze aussagen? Wo wollen wir den Standpunkt wählen, von dem aus die flüchtigen Erscheinungen fest miteinander verknüpft werden könnten? Sagen wir nun, daß diese unaufhörliche Flucht der Erscheinungen das Höchste ist, was wir überhaupt erfassen können, so sind wir ja auch in dieser Flucht der Erscheinungen mit einbegriffen. Eine flüchtige Erscheinung sagt also über die Summe aller übrigen flüchtigen Erscheinungen etwas festes aus. Das Maß der Dinge, mag man es wenden wie man will, bleibt doch zuletzt der Mensch, nicht die Natur.

Skeptizismus

Unsere Vernunft ist nur dann ein Lichtquell, wenn sie nicht bloß im Dienste der Außenwelt steht, wenn sie ihre Strahlen nicht zerstreut. Fehlt ihr die Konzentration der Selbsterkenntnis, so fängt sie an, mit ihrem eigenen Lichte zu spielen, und die Folge davon ist, daß die Dinge, die sie zu erkennen sucht, mit ihr zu spielen anfangen, und die Natur, die sie zu beherrschen glaubt, sie zu ihrer Sklavin macht.

Der Skeptizismus ist ein Seelenzustand, worin nichts festes empfunden und nichts in festen Umrissen ausgesagt werden kann. Dieser Zustand kennt zwar keine Einseitigkeit, aber auch keine schöpferische Kraft. ‚Im Anfang war' — ich weiß nicht, was im Anfang war — das ist der Ausdruck dieses Seelenzustandes. Der Skeptiker beobachtet das ganze Durcheinander der Lebenserscheinungen vorurteilslos, aber ohne Ernst und ohne schöpferische Energie. Die Inkonsequenz ist der eigentliche Inhalt seines innern Lebens. Es liegt ein durchgängiger Mangel an Entschlossenheit in allen seinen Äußerungen. Da jeder Mensch irgendwie und irgendwann genötigt ist, folgerichtig zu sein, so kann es keinen vollen Skeptizismus geben, denn ein solcher müßte die Willenskraft vollständig lahmlegen. Und so ist der Skepti-

zismus gezwungen, zu einer besondern Art von Glauben seine Zuflucht zu nehmen: es ist der Glaube an die Unmöglichkeit des Glaubens, an die Vernünftigkeit des Zweifels, an das Unvermögen des Geistes, auf die Höhen zu gelangen. Wenn der Skeptiker sich in einem fortwährenden Schwanken gefällt, so kann er auch dies nur, weil er insgeheim noch etwas vom ererbten Glauben an den Geist und eine uneingestandene, wenn auch ganz geringe, Gewißheit beibehalten hat. Der folgerichtige Skeptiker müßte sich ja unaufhörlich wie in einem verzauberten Kreise drehen und in den wechselnden Erscheinungen aufgehen, ohne sie im geringsten festhalten und beurteilen zu wollen. Dies wäre aber eine vollständige Vernichtung alles Denkens und alles Wollens. Daher ist auch der Seelenzustand des Skeptikers eine Vorbereitung auf die Negation, eine Ziellosigkeit, die doch hie und da etwas wie ein Ziel anerkennen muß, eine Lauheit zwischen Ja und Nein und eine Trägheit des Geistes, der nicht tragen, sondern getragen sein will.

Eine gewisse Art von Skepsis kann wohl aus einem eifersüchtigen Mißtrauen der Vernunft entspringen, aus einem Verlangen nach intellektueller Wahrheit, dem ja immer eine gewisse Kraft innewohnt — aber dieser amor intellectualis ermangelt doch der tiefern Sympathie, und ohne Sympathie kann es kein Zutrauen geben.

Zulässig wäre nur der konsequente Zweifel, wenn er möglich wäre. Die Skeptiker möchten

aber aus dem Zweifel ein bequemes Kissen machen, ihm allen Stachel und alle Eindringlichkeit nehmen. Sie möchten die Gegensätze auf der Oberfläche hervorheben, um damit zu spielen, und verwischen die Gegensätze im Innersten.

Für den Skeptiker kann das Leben nur eine Unterhaltung sein über ein mißlungenes Schauspiel mit gelungenen einzelnen Stellen. Da er sich ganz vorurteilslos dünkt, so hält er sich für den besten Beurteiler dessen, was sich vor ihm abspielt. Das Leben ist für ihn etwas fragwürdiges, über das aber keine Fragen aufgeworfen werden sollen, da eine Frage ein Ja oder ein Nein erfordert, er aber die Entschiedenheit ebenso meiden möchte, wie man bei der Unterhaltung in der bessern Gesellschaft um einen heikeln Punkt herumzukommen sucht.

‚Ästhetische Lebensanschauung' — als ob die Tiefen des Daseins sich durch Redensarten von Schönheit und Genuß überbrücken ließen. Fast möchte man glauben, daß alle diese ästhetischen Skeptiker nicht nur nicht wüßten, was sie tun, sondern auch nicht, was sie sagen.

Die Vertreter der sogenannten ästhetischen Lebensansicht sprechen beständig davon, daß man in Schönheit leben und sterben solle, wobei unter Schönheit nur Egoismus und Gleichgültigkeit oder sogar raffinierte Genußsucht verstanden werden muß; so lebt der ästhetische Mensch in einem selbstischen

Spiele, und sein Ende ist, wie das des Glaukos: er ertrinkt in einem Honigfaß.

Mancher behauptet in allen Treuen, er habe seine Gedanken ‚erlebt‘, versteht aber darunter nur Selbstbespiegelung und impressionistisches Empfinden.

Die Nonchalance dem menschlichen Schicksal gegenüber ist weit verwerflicher und unwürdiger als die Menschenverachtung, denn diese erfordert eine Auseinandersetzung mit den menschlichen Schwächen, eine Geringschätzung der menschlichen Verkehrtheiten, während jene doch nur Gleichgültigkeit ist, und bei aller gelegentlichen Lobpreisung der Güte der menschlichen Natur nur eine Erniedrigung des Menschen.

Der Skeptiker spielt sowohl mit dem Irrtum als auch mit der Wahrheit und mischt sie ineinander, um den Irrtum verlockender und erträglicher zu machen. Weder will er die reine Wahrheit, noch den reinen Irrtum: gehört doch zu beiden mutige Konsequenz; der Skeptiker aber fühlt sich nur in einer mittleren Sphäre wohl, wo er über das Licht der Wahrheit und den Nebel des Irrtums allerlei Beobachtungen und Versuche anstellen kann.

Der Zweifel beginnt mit dem Übergewichte des Verstandes; alle Klügeleien kommen von der Störung des innern Gleichgewichtes und sind nichts als ein müssiges Kopfprodukt, das uns nicht im geringsten fördern kann: so z. B. ist es nichts als

eine Klügelei, was Kallikrates von dem Übel im Leben sagt: Entweder habe Gott das Übel gewollt und zeige damit, daß er nicht die Gerechtigkeit ist, oder er habe es zwar nicht gewollt, aber es trotzdem nicht aus dem Leben beseitigen können, und zeige damit, daß er nicht die Allmacht ist. Solche Klügeleien, wie auch alle dialektischen Beweise der Schulphilosophie haben etwas totes: statt die Wipfel zur Sonne emporwachsen zu lassen, tötet man hier den Baum des Lebens an der Wurzel ab.

Der folgerichtige Agnostizismus heißt nichts andres, als unsern Geist in ein Gefängnis einsperren und ihm darin nur Wasser und Brot verabreichen.

Auch der Skeptiker muß sich mit den tieferen Menschen irgendwie abfinden, und doch kann er es nicht, weshalb er auch sein Unvermögen zu verbergen sucht und um diese Menschen Schleier und Hüllen wirft.

Der Zweifel ist bei aller seiner äußeren Regsamkeit doch innerlich träge. Daher möchte er auch, daß die innere Energie sich durch Selbstbespiegelung zersplittere, damit sie sich ja nicht auf Selbsterkenntnis und Selbstüberwindung konzentriere.

Zur Erkenntnis der Lebenswahrheit gehört, wie überhaupt zum Leben, Bestimmtheit und Entschiedenheit: die im delphischen Tempel als Weihgeschenke für Apollo niedergelegten scharfen Beile

mögen darauf hingedeutet haben, daß wir in unsern Absichten und Gedanken alle Zweifelsucht scharf und entschieden bekämpfen müssen.

Das Gleichgewicht, das die alten Skeptiker ‚Arrepsia' nannten, ist nichts andres als ein beständiges Balancieren, ein unfruchtbarer Seelenzustand, worin der Mensch nur für Augenblicke verharren kann. Auch Pyrrhon sah sich daher genötigt, trotz aller seiner Zurückhaltung in Hinsicht auf feste Urteile, zu Ausgangspunkten und Anhaltspunkten seine Zuflucht zu nehmen, weshalb auch einer seiner Schüler sagen konnte, selbst Pyrrhon dogmatisiere.

Wie interessant ist nicht das Lebensdrama mit allen seinen Akten und Szenen, dem der genießende Skeptiker von seinem bequemen Sitze aus zuschaut. Er plaudert mit seinen Freunden geistreich über das Geschaute oder stellt zu Hause Betrachtungen über die empfangenen Eindrücke an, selbstzufrieden bei der Einsicht in die Notwendigkeit alles dessen, was sich um ihn her abspielt: auch das menschliche Elend ist für ihn als ein Stück Naturgeschichte ‚interessant'. Wäre das Interessante nicht vorhanden, was wäre dann das Leben für ihn andres, als eine langweilige Eintönigkeit? Die Gegensätze der menschlichen Tragödie, die unausbleiblichen Leiden und erschütternden Konflikte — wie anregend, freilich unter der Voraussetzung, daß das alles nicht ihn, sondern die andern betreffe.

Das Leben ist so amüsant, sagt der Skeptiker, und wenn du dich nicht mit uns amüsieren willst, so liegt die Schuld an dir: du hast eben keinen einzigen Tropfen Musenblutes in den Adern. Armer Mensch! Tröste dich wenigstens damit, daß selbst du für uns noch amüsant bist. Dein Leben ist nicht ganz anregungslos: du belustigst, wenn auch nicht dich selbst, so doch uns Musensöhne.

Der Fanatismus des Unglaubens behauptet sich vorwiegend bei denen, die noch die Urwüchsigkeit ihrer Abstammung aus dem niedern Volke beibehalten haben, und bei welchen daher die Ideen der skeptischen Schriftsteller eine kräftige Gestalt annehmen, an die die Urheber dieser Ideen selber gar nicht gedacht haben. Insgeheim haben auch die skeptischen Aufklärer ein Gefühl der Achtung für diese Einseitigkeiten, in die ihre Gedanken übersetzt werden: die Kraft und die Bestimmtheit, die hier zutage treten, müssen ihnen imponieren, da sie ihnen selbst abgehen.

Montaignes Seelenleben ist fast ganz der Außenwelt zugewendet, und doch traut er ihr nicht. Er schreitet ohne Schwerfälligkeit, aber doch behutsam und schaut so um sich, als wenn er nicht nur den Dingen, sondern auch sich selbst mißtraute. Aber bei aller seiner Zweifelsucht hat er doch, was er selbst darüber auch sagen mag, weit mehr Zutrauen zu seinem Innern, als zu den äußern Dingen. Er weiß wenigstens, daß man nur für sich selbst, nicht auch für die andern zu zweifeln berechtigt ist. Es ist oft ein köstlicher Anblick, wie er sich mit seiner

eigenen Lockpfeife zu fangen sucht, ohne auch den fangen zu wollen, der eine eigene Pfeife hat. Seinen Gedanken, die fern von allem Theoretisieren sind, haben durch ihre Beweglichkeit einen großen Reiz, wiewohl seine Lebensansicht weder schöpferisch noch großsinnig ist.

Montaigne geht darauf aus, die Einheit des menschlichen Charakters zu lockern. Seine Selbstbeobachtung hat kein höheres Ziel und zeugt meistens von Selbstzufriedenheit. Alle seine Beobachtungen werden durch nichts andres, als durch sein eigenes Ich zusammengehalten, und wo er objektiv sein will, ist es ein kühles Sehen, nicht ein schöpferisches Schauen. Wo er die Widersprüche des Lebens sich vergegenwärtigt, tritt bei ihm niemals der Sinn für das Tragische hervor, und so befreit er sich von allem großen und erhabenen, während er sich vom Kleinen zu befreien sucht.

Wer nicht wie Shakespeare sein volles Leben in Gestalten hineintragen und sich dahinter ganz verbergen kann, muß, um sich von seinem eigenen Selbst zu erlösen und innere Freiheit zu erlangen, die Umrisse der höhern Lebenswahrheit fest in seinem Gesichtskreise behalten.

Der Zweifel ist sogar nicht fähig, das Leben dort länger zu erhalten, wo er es angetroffen hat: er nimmt uns vielmehr alle Ursprünglichkeit und alle Stärke; er trägt in die Seele eine Passivität, eine einschläfernde Lauheit hinein, die mit der Zeit alles

feste Gepräge auslöscht und die Charakterkraft untergräbt.

Leben heißt, seines Denkens und Thuns sicher sein und seine Seele gegen die großen Wirkungen der Sympathie nicht verschlossen halten. Lieben und Sympathie erwecken heißt schöpferisch sein, und das kann die Skepsis niemals, weil sie in ihrem innersten Wesen lieblos ist. Sie kann es auch dann nicht, wenn sie vorgibt, der Selbsttäuschung aus dem Wege zu gehen, oder wenn sie die Allüren des schöpferischen Geistes annimmt. Der Skeptiker hat auch gar kein Recht, etwas zu versprechen oder in Aussicht zu stellen, denn jedes Versprechen kommt von dem Bewußtsein einer Sicherheit, und jede Aussicht, jedes Vorwärts ist schon ein Glaube. Der Skeptiker kann freilich, wiewohl er nicht fähig ist, etwas in seinem Herzen und in seinem Intellekte unverrückbar und mit Glaubensfreudigkeit festzuhalten, auch eine eigene Freudigkeit haben, die aber nur aus einer gewissen Leichtfertigkeit herrühren kann: es ist die Freudigkeit und Heiterkeit dessen, der sich im Karussell herumfahren läßt; es ist die Heiterkeit dessen, der mit seinem Willen und mit seinem Denken spielt und dieses Spiel zur Tat seines Lebens erhebt. ‚Es gibt keine Wahrheit' — auf den lebendigen Menschen übertragen, heißt es: die einzige Führung liegt in unsern Instinkten und Wünschen. Die Instinkte, die nur durch die Gebote alter und doch immer neuer Erfahrung geläutert und veredelt werden, müßten ja, wenn sie sich selbst überlassen

wären, immer mehr in Verwirrung geraten, so daß dann nur zerstörende Triebkraft übrig bliebe. Um aufbauend zu wirken und würdig zu leben, müssen wir uns zur unverrückbaren Wahrheit bekennen und daran glauben, denn wer daran zweifelt, untergräbt seine eigene Seelenkraft und kann auch sonst nur zerstörend wirken.

Abstraktion und Leidenschaft

Alle Meinungsverschiedenheiten zwischen den Denkern und alle Unterschiede in den Lebensansichten bewegen sich im Grunde nur um folgenden Punkt: die einen behaupten, die Freiheit liege innerhalb der Schranken der Natur und sei daher ohne Selbstüberwindung erreichbar, die andern meinen, sie sei gar nirgends vorhanden, und der Mensch verlange vergebens nach ihr; wieder andre haben die Überzeugung, sie sei wohl zu finden, aber nicht dort, wo jene sie suchen, nicht in der Natur, sondern in einer höheren, über der Natur liegenden Sphäre. Die Behauptung derer, die wähnen, sie schon innerhalb der Schranken der Natur finden zu können, muß zu gefährlichen Utopien führen, und die Meinung der Skeptiker, die sie ganz in Abrede stellen, kann nur eine Herabwürdigung der menschlichen Bestimmung zur Folge haben.

Auf der Oberfläche des Verstandes gleichen sich die tiefsten Gegensätze so leicht aus, und die innere Welt und die Außenwelt werden da zur Einheit. Sobald wir aber zum wirklichen Menschen zurückkehren, werden wir notwendigerweise gewahr, daß es um die Sache keineswegs so einfach steht. Das Zusammenleben der Menschen ist der Boden aller

Konflikte und aller tieferen Fragen, weil es sich niemals ‚verständig‘ gestalten läßt.

Tritt man an die menschliche Natur ohne vorgefaßte Meinungen heran, so sieht man, daß sie von jeder Art Unschuld sehr fern ist, und daß die Überwindung der Vorstellung von Gut und Böse die Wiederherstellung einer Unschuld und Reinheit bedeuten würde, deren sie gar nicht fähig ist, und die daher innerhalb der Lebenswirklichkeit die gefährlichste Utopie genannt werden muß.

‚Ich weiß nicht, was gut und was schlecht ist, und Ihr wißt es auch nicht, denn alles ist relativ. Ergo ...‘ Dieses Ergo kam von einem sehr leichtfertigen und im Grunde auch törichten Menschen ohne Liebe zum Menschen und ohne Verständnis für die Lebenswirklichkeit, der aber Bücher schrieb, um den Menschen den Weg in die Zukunft zu zeigen, und der stillschweigend sich selbst für einen Mustermenschen hielt.

Wo in Hinsicht auf Gut und Schlecht eine Nüancenmalerei sich geltend zu machen anfängt, dort muß eine klare Vorstellung von Charakter und Edelsinn verloren gehen. Man kann den Menschen nicht oft genug ihre Verantwortlichkeit gegen sich selbst und gegen die andern vergegenwärtigen. Die Verwirrung, die gewisse Denker in die klare und einfache Beurteilung von Gut und Schlecht hineintragen, ist eine Untergrabung des Verantwortlichkeitsgefühls und eine Vernichtung des Gewissens. Das

Seltsame dabei ist, daß diese Vernichtung des Gewissens meistens im Namen der ‚Gewissenhaftigkeit' unternommen wird.

Wiewohl zwischen Tag und Nacht keine genaue Linie gezogen werden kann, so wissen wir doch, daß zwischen Licht und Dunkel ein wesentlicher Unterschied besteht: so ist es auch mit Gut und Böse.

Was Charakter und was Mangel an Charakter ist, wissen die Menschen ohne viel Auseinandersetzung: alle Auseinandersetzungen führen hier nur zu Sophismen und zu Verwirrungen. Genau betrachtet, kann Charakter nichts andres bedeuten, als persönliche Kraft, die aufbauend wirkt. Was aufbauend wirkende Kraft ist, darüber können die Meinungen nur bis zu einer gewissen Grenze auseinandergehen. Wer nur einigermaßen Lebenserfahrung hat, weiß mit voller Sicherheit, daß im letzten Grunde nur die Herzensgüte, die Beherrschung der eigenen Triebe und ein edles und weises Verhalten zu den Mitmenschen eine aufbauende Wirkung haben kann. Diese einfache Erkenntnis, zu der nur etwas Erfahrung und eine gesunde Beziehung zu den Menschen gehört, steht freilich in einem entschiedenen Gegensatze zu jenen intellektuellen Blitzen und jenem Gedankenblendwerk in Hinsicht auf die Erhöhung des Menschen und Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts, die doch nur aus Willkür, nicht aus Selbsterkenntnis und aus Liebe zum Menschen kommen.

Die meisten der neuern Vorstellungen berühren nur die Oberfläche des Daseins und zeugen irgendwo von einem optimistischen Leichtsinn, der sich ja immer an die Vergänglichkeit und an den Schein hängt. Das Ewige und Unzerstörbare kann gar keinen andern Ausdruck finden, als den die uralte Weisheit ihr gegeben hat.

Unverzeihlich ist die ‚Kühnheit', mit der mancher so leichten Herzens das bisherige Zutrauen zum consensus sapientium zu untergraben sich unterfängt. Wer die konkrete Wirklichkeit unvoreingenommen und klar sieht, für den kann dies nur heißen: den edeln und seelischen Menschen ganz schutzlos der Roheit und der Mittelmäßigkeit ausliefern, damit eitle und brutale Menschlein mit um so selbstbewußterer Brutalität sich behaupten und für höhere Wesen gelten können.

Was den meisten der heutigen Denker besonders vorgeworfen werden kann, ist ihr Aberglaube in Hinsicht auf die verborgene Fähigkeit unseres Intellektes, uns einmal das letzte Licht der Erkenntnis aufzustecken. Da hätten ja die Denker und die Gelehrten nichts mehr zu tun, aber der Aberglaube denkt an die Folgen nicht.

Der Optimismus abstrakten Denkens zeitigt notwendig, früher oder später, taube Früchte. Seine utopischen Versprechungen sind ‚wie Gewölk und Wind und doch kein Regen'.

„Ich schreibe für eine Gattung Menschen, welche noch nicht vorhanden ist, für die Herren der Erde', sagt einmal Nietzsche. Aber für solche Menschen schreiben — liegt da nicht ein tiefer Widerspruch? Die ‚Herren der Erde' handeln unbewußt und bespiegeln sich nicht in ihren Gedanken, da sie ja nur Triebkraft sind. Die Triebkraft braucht keine Aufklärung über sich selbst.

Die ganze Lebensbejahung Nietzsches ist im Grunde nur ein Luftgebilde, eine Art Don Quixoterie. Es ist ein völliges Nichtverstehen dessen, was geistiger Heroismus bedeutet. Nietzsches Antichrist ist nichts als ein papierner Drache, den er selbst aber wohl für den Drachen gehalten haben mag, gegen den der Erzengel Michael in der Apokalypse streitet. Was Nietzsche dem Christentum vorwirft, daß es die Leidenschaften niederdrücke, die Gewalt und den Ehrgeiz ausrotte und die Triebe, die es nicht vernichten könne, zu brechen und auf den Himmel zu richten suche, ist ein Vorwurf gegen die konkrete Beschaffenheit unserer ganzen Natur. Trotz aller seiner Bejahung, ist er doch im Grunde darüber empört, daß die menschliche Natur nicht nur aus tierischen Instinkten, sondern auch aus Intellekt, Psyche, Mitgefühl, Sehnsucht und tieferen Einsichten besteht: kämpft doch das Tier nicht gegen seine eigene Natur, wohl aber der Mensch, und je niederer der Mensch ist, desto oberflächlicher ist auch seine Lebensansicht, und er braucht sich auch keine Mühe zu geben, dem ungebrochenen Instinkt

die Vorherrschaft zu verschaffen. Was Nietzsche gegen das Christentum vorbringt, hätte er ebenso gut gegen Hesiod vorbringen können, denn auch Hesiod sprach gegen die Gewalt der Instinkte in einer Zeit, wo das Griechentum wahrlich noch nicht im Verfalle begriffen war, viele Jahrhunderte vor Sokrates und Platon, in denen ja Nietzsche die Vorgänger des Christentums sieht. Immerfort führt er die arterhaltenden Kräfte gegen die geisterhaltenden Kräfte ins Feld. Arterhaltend ist aber jedenfalls das Gegenteil von Individualismus, und da Nietzsche selber seiner ganzen Charakteranlage nach Individualist ist bis ins Äußerste, bis zur Krankhaftigkeit, so kämpft er nur gegen sich selbst, und die Pfeile, die er wie ein neuer Nimrod gegen den Himmel abschießt, kehren zu ihm zurück. ‚Die symbolische Naivität des Menschen, sich selbst als Sinn und Wertmaß der Dinge‘ zu betrachten, wogegen Nietzsche mit so leidenschaftlicher Ironie kämpft, erwies sich ja durch die Erfahrungen von Jahrtausenden gerade als arterhaltend, und da er so pathetisch für das Erhalten der Art gegen diese Naivität auftritt, so verlangt er, gleich einem ungezogenen Kinde, warm und kalt zugleich. Seine Lebensbejahung ist daher eine auslösende Kraft ohne Ziel, eine überspannte Einbildung. Die Vorstellungen, in denen die größten Geister aller Jahrhunderte die unumstößlichsten Wahrheiten sahen, werden von ihm in seiner leidenschaftlichen ‚Abstraktionsgymnastik‘, die sich aus gar verschiedenen Motiven, jedenfalls aber auch aus Hochmut und

Übermut zusammensetzt, wie von Alkibiades jene Hermen in einer Nacht umgeworfen. ‚Wie kam der Instinkt des Tieres Mensch auf den Kopf zu stehen?‘ — Schon in dieser Frage stellt Nietzsche den Menschen auf den Kopf: wie ein Akrobat mit seinem Körper, so experimentiert Nietzsche mit seinem Intellekt. Fortwährend vom Fatum redend, zeigt er doch durch seine ganze Denkart, daß er gar keine Kraft hatte, in der Atmosphäre des Tragischen zu verweilen und sich selbst zu bescheiden, weshalb er auch mit der blendenden Zauberlaterne seines Intellektes sich im Projizieren von Trugbildern gefällt. Sein Denken enthält alle möglichen unvereinbaren Bestandteile, womit sein Übermenschentum experimentiert, als wenn es gar keine lebenden Menschen, sondern nur Gedanken gäbe. Statt das Rätsel des Lebens konkret zu erfassen, untergräbt er die Wurzel alles Lebens und sucht dann den entwurzelten Baum in den Boden seiner leidenschaftlichen Abstraktion zu verpflanzen — ein Wahn, worin das so Verschobene und Verdrehte zu einer ganz neuen Lebenswahrheit erhoben und die wahrhaft religiöse und tragische Lebensansicht überwunden wird. Mit Hilfe der künstlichen Schwingen erhebt er sich in eine verdünnte Luftregion, wo ihm die ganze Menschheit gebrochen in ihren Grundinstinkten, verirrt in ihrem Streben und zu sehr vergeistigt in ihrem Wollen erscheint. Es gibt nichts, was so tollkühn wäre, wie der Irrtum, zu dem Leidenschaft des Denkens hinzukommt: Wer einmal den tollkühnen

Sprung in die abseits vom Leben sich ausdehnende Region des Wahnes gewagt hat — dem Wahne wohnt ja oft eine weit berückendere Kraft inne, als der schlichten und gesunden Wahrheit — der sieht sich dann genötigt, eine Konsequenz nach der andern zu ziehen, weil er zu der Einfachheit der Lebenswahrheit nicht mehr zurück kann. Diesen Sprung hat auch Nietzsche mit der ihm eigenen Verwegenheit gethan. Aber es ist nicht nur Wahn, sondern auch Spiel dabei: wenn es sich nicht um so ernste Dinge handelte, so könnte sein aus Ernst und Spiel zusammengesetztes Denken wenigstens für Augenblicke anregen. Der Hammer, mit dem er philosophiert, schlägt wohl Funken, die blenden, und aus denen sich eine Art von Feuerwerk zusammensetzt, aber Gebilde aus festem Metall zu schmieden, dazu ist dieser Hammer am wenigsten geeignet: wenn auch die Lohe da ist, so fehlt doch die wirkliche schöpferische Kraft. Das menschliche Innere wird durch die Flamme, die nichts konkretes zu verarbeiten hat, vernichtet, so daß nur Asche und ein paar Trümmer übrig bleiben. Aus der verdünnten Luft seines utopischen Denkens steigt Nietzsche bisweilen zur Erde herunter, und nachdem er die ganze konkrete Mannigfaltigkeit der Lebensgegensätze verwirrt und die festen Umrisse der Charaktere verwischt hat, sucht er nach irgendeinem greifbaren Menschentypus, und so klammert er sich an den Typus des Kriegers oder auch an den des instinktiv lebenden Menschen, der jedenfalls keine Ahnung von der ganzen Tragödie hat, über die Zarathustra mit dem Ausblick auf die

trügerische Höhe hinwegzuschreiten sucht. Wohin schreitet er? Er weiß es selbst nicht; was er weiß, ist nur, daß er nicht zurück kann, bis er etwas noch nie dagewesenes gefunden haben wird. Da die Weisen aller Völker und aller Jahrhunderte behaupteten, die Lebenswahrheit bleibe sich immer gleich, so muß freilich Nietzsche zuerst alle diese Weisen für Narren erklären, für Menschen ohne Lebenskenntnis und ohne Drang, das Leben aufzubauen, die deshalb der Menschheit auch gar nicht zeigen konnten, welcher Größe sie fähig sei, wenn sie sich ihren ungebrochenen Instinkten überließe.

Wo keine Liebe ist, dort ist, nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur, entweder Haß, Rachsucht, Ehrgeiz, Machtgelüste, Unruhe, die wir doch unwillkürlich als häßlich, schlecht, gemein bezeichnen, oder Teilnahmslosigkeit, Lauheit und Unbeweglichkeit. All dies nicht als das Gegenteil von edel und gut empfinden, — dazu gehört ein Zustand instinktiver Tierheit, rein tierischer Unschuld, den wir uns gar nicht mehr vorstellen können. Ich glaube auch nicht, daß Nietzsche einen solchen Zustand, auf den sein Denken zielte, sich irgendwie als Wirklichkeit zu vergegenwärtigen imstande war, denn, was er sich vergegenwärtigte, war doch nur eine trügerische Einbildung, ein Phantasiebild, das sich auf dem Hintergrunde seiner überschäumenden Impressionen erhebt.

Kann es denn eine scharfgezogene Linie zwischen Lebensbejahung und Lebensverneinung geben?

Nur Voreingenommenheit des Theoretikers kann vorgeben, eine solche Linie entdeckt zu haben. Das Leben ist schon da, bevor wir es verneinen oder bejahen wollen. Bejahen wir aber das Leben wie es ist, ohne Aufblick zu einem höher gelegenen Reiche, so bejahen wir den sinnlosen Kampf ums Dasein, die Ausscheidung aller inneren Erfahrungen, und bekennen uns zu einer unhaltbaren Lebensansicht: hat doch das Christentum gerade deshalb im Bewußtsein der Kulturmenschheit unausrottbare Wurzeln fassen können, weil der Boden dazu bereits durch die natürliche Religion, durch das bei allen Völkern geltende moralische Gesetz und durch den consensus sapientium vorbereitet war. Und so konnte der Kampf um das geistige Leben eine noch tiefer dringende Notwendigkeit werden, als aller Kampf ums Dasein. Neben dem niedern Reiche ist ein höheres Reich von unerschütterlicher Festigkeit gegründet. Eine Rückkehr zu der vorchristlichen Empfindungsweise ist gar nicht mehr möglich, und jeder, der einer solchen Rückkehr das Wort redet, bewegt sich in einer Welt von papierenen Gedanken und leblosen Theorien. Obschon diese für den Augenblick Aufsehen erregen und Zuschauer und Bewunderer herbeilocken, so sind sie doch nur flackerndes und blendendes Feuerwerk, das nur zu bald verlischt — kein stetes Feuer, keine wahre Wärme und kein begeisterndes Leuchten.

Im sittlichen Gesetze sah die Menschheit von jeher das notwendige Gegengewicht zu allen ihren rohen

und zerstörenden Trieben. Das unerschütterliche Gesetz, auf dem das Zusammenleben der Menschen, ja alle Kultur aufgebaut ist, ‚umwerten' kann in Wirklichkeit nur die Rückkehr zur Barbarei und zur Zerstörung bedeuten. Darin äußert sich aufs deutlichste das vom Leben abgelöste Denken, daß es mit der Beschaffenheit des wirklichen Menschen gar nicht rechnet und sich über die Zusammensetzung unseres Willens ganz hinwegtäuscht. Gewiß soll das moralische Gesetz immer geläuterter hervortreten oder auch in einer höheren Sphäre, wo nur die wahre innere Freiheit redet, überwunden werden, aber das sittliche Gesetz in seiner eigenen Sphäre ‚umwerten', heißt doch die ganze Lebenswirklichkeit auf den Kopf stellen und aus dem Zusammenleben der Menschen ein Tohuwabohu machen.

Die Idee der Evolution ist nur eine Mutmaßung des beobachtenden Verstandes. Diese Hypothese läßt die höheren Formen sich aus den niedern Formen entwickeln; nicht einen höheren *Inhalt*, sondern nur die Form kann sie im Grunde anerkennen, da ja für sie der Inhalt keine wirkliche, *wesentliche* Bedeutung beanspruchen darf: ist doch der Unterschied zwischen dem einen Inhalt und dem andern, so lange wir im Kreise dieser Hypothese bleiben, so unwesentlich wie nur möglich. Aber ohne den Glauben an den Geist ist die ganze Hypothese der Evolution der größte Unsinn. Eine höhere Form muß immer einen dem *Wesen* nach höheren Inhalt voraussetzen, denn sie wird

von diesem Inhalte hervorgebracht, erhalten und belebt.

Die meisten philosophischen Bücher, von denen endgültige Lösungen der letzten Fragen in Aussicht gestellt werden, erinnern an den Tyrannen Dionysius, der einem berühmten Sänger, während er sang, großartige Geschenke in Aussicht stellte, und als der Gesang zu Ende war, mit kalter Miene erklärte, der Sänger habe seinen Lohn schon dahin.

Die Liebe zum Denken und zum Schreiben ist bei vielen unverhältnismäßig größer als die Liebe zur Wahrheit.

Aus der Ferne nehmen sich alle Dinge entweder verlockender, oder abstoßender aus als in der Nähe. Nur das Häßliche wirkt in der Nähe weit abstoßender als in unserer Einbildung.

Es gibt beredte und schön gekleidete Irrtümer, die den redegewandten und schön gekleideten Abenteurern gleichen, die durch ihr sicheres Auftreten und durch ihre Geschicklichkeit sogar den Lebenskundigen für Augenblicke betören können. Die andern werden von ihnen ihr Leben lang am Narrenseile herumgeführt.

Die Lust am Widersprechen ist heutzutage so stark, daß viele Gedanken und viele Schriften gar nicht vorhanden wären, wenn ihre Urheber nicht allgemein gültigen und einleuchtenden Wahrheiten, bloß aus Verlangen nach etwas neuem, widersprächen

und nachträglich ihren Widerspruch für ihre festeste Überzeugung hielten.

Wer behauptet, die Vernunft allein könne das Toben der Lebenshölle beschwichtigen und die Menschen zu etwas anderm machen, als was sie von Natur aus sind, der hat, wenn es ihm mit seiner Behauptung wirklich Ernst ist, entweder kein tiefes Mitgefühl, oder gar keine Menschenkenntnis.

Mancher gesteht offen, er bedürfe keiner großen Beispiele und keiner Führer, denn es kümmere ihn wenig, wo er auch anlangen werde, vielmehr habe er eine unüberwindliche Abneigung gegen alle festen Ziele und gegen alle feste Führung. Und doch hat der, der so redet, eine Neigung zum Führen, aber freilich, ohne einen bestimmten Weg und ohne ein bestimmtes Ziel vor sich zu sehen.

Alles ist unbeständig, fließend, veränderlich. Sollen wir das Veränderliche für das Endgültige halten? Wer in dem Banne dieser Veränderlichkeit, die auch Naturnotwendigkeit heißt, sich wohl fühlt, der hat jedenfalls weder die Berechtigung noch auch die Möglichkeit, die andern zu zwingen, sich mit dem Veränderlichen und Sinnlosen zufrieden zu geben.

Wir können das Vergängliche gar nicht erfassen, ohne an das Unvergängliche zu denken, und der Gedanke an das Unvergängliche stößt sich wiederum an der Schranke des Vergänglichen. Wer die Vor-

stellung des Unvergänglichen aus dem menschlichen Innern entfernen und die Seele nur mit dem Vergänglichen ausfüllen will, verlangt etwas ganz unmögliches: er verlangt, daß der Magnet einen einzigen Pol habe.

Manche Denker haben sich durch nichts andres einen Namen erworben als dadurch, daß sie einen einseitigen Gedanken fortwährend in neue Hüllen zu stecken wußten, und so den Leser hinhielten und in ihm beständig Erwartungen wachriefen, die nie in Erfüllung gehen können.

Wenn die Leidenschaft ganz in das Denken eindringt, so wird dadurch der Seele alle Wärme genommen, und die besten Gefühle verbrennen zu Asche. Die Leidenschaft zündet dann im Denken ein Feuer an, das aber gar schnell verpufft.

Ein vollkommen gesunder Mensch ist gar nicht denkbar; ein solcher wäre übrigens das unedelste und auch undankbarste Wesen, unerträglich in seiner Selbstzufriedenheit und in seinem materiellen Glück. Das Tier hat vor dem Menschen ein größeres Maß von Gesundheit voraus.

Der Mensch verleugnet nur zu oft das Ebenbild Gottes, nach dem er geschaffen ist. Seine zweite Natur herrscht in ihm gewöhnlich vor: seine tierischen Instinkte, seine Grausamkeit und Schlauheit machen ihn daher ‚böse von Hause aus‘. Die Vervollkommnungstheorien, die von der niedersten Stufe des Tierischen ausgehen und durch allmähliche Ent-

wicklung zu einem höheren Menschentypus gelangen, beachten ganz und gar nicht die unberechenbare Beschaffenheit der menschlichen Natur, in der ja das Gute und das Schlechte rätselhaft ineinanderwirken.

Unsere Verwandtschaft mit dem Göttlichen erhebt uns, unsere Verwandtschaft mit dem Tierischen setzt uns herab. Wer wähnt, den weiten Abstand zwischen dem Göttlichen und dem Tierischen leicht überbrücken zu können, der muß den tiefen Gegensatz unseres ganzen Lebensinhalts allmählich so zu verwischen suchen, daß die Züge des Göttlichen dann ganz unkenntlich werden. Auch der Idealismus aller derer, welche die leibliche Seite des Menschen vergöttlichen möchten, muß notwendig im Tierischen enden.

Menschenkenntnis und Ethik

Mit Sicherheit über Welt und Menschen urteilen — dazu gehört entweder Leichtfertigkeit, oder große Lebenserfahrung und Tiefsinn.

Die wahre Menschenkenntnis ist das gerade Gegenteil vom begrifflichen oder impressionistischen Denken: sie sieht die wesentlichen Unterschiede zwischen dem einen Charakter und dem andern, die lebendigen Wirkungen von Licht und Schatten des Charakters; sie versetzt sich in jede Eigenheit. Bei aller klaren Übersicht über die verschiedenen Erscheinungen menschlichen Lebens empfindet der Menschenkenner die verborgenen Kräfte des von ihm eindringlich beobachteten Lebensdramas als ein Geheimnis: Menschenkenntnis ist energisches Erfassen der Lebensgegensätze und der ganzen Verschiedenheit der Charaktereigenschaften, und doch zugleich die Feststellung der Grenze, wo dieses Erfassen aufhört und das Geheimnis anfängt.

Menschenkenntnis ist nicht Selbstzweck, wie denn überhaupt nichts im Leben Selbstzweck sein kann, da jede Erscheinung im Dienste einer höheren Erscheinung steht, und alle Erscheinungen zusammen auf das Höchste gerichtet sind. Wer behaupten wollte, der Mensch sei sich selbst genug und brauche nicht auf ein Höheres gerichtet zu sein, setzt dem

Menschen Schranken, die mit der Zeit immer enger und enger werden müssen.

Es gibt eine Menschenkenntnis ohne volle Liebe zum Menschen: sie ist bei aller treffenden Schärfe doch sehr einseitig; wie mit einem scharfen Stahl durchschneidet sie alle feineren Gewebe. Die Kenntnis der Schattenseiten des menschlichen Lebens ohne das Gegengewicht der Liebe und der innern Erhebung muß zu Übertreibungen und zu einer grellen Beleuchtung und engen Auffassung der menschlichen Natur führen.

Wer die innere Zusammensetzung und das Erbübel der menschlichen Natur scharfen Blickes sieht, der hütet sich ja davor, den Menschen etwas vorzuspiegeln, was nicht ihre Natur ist; in seiner Lebensbetrachtung geht er vom Kern und nicht von der Hülle aus. Der Intellekt ist so beschaffen, daß er sich oft über den Kern hinwegsetzen und uns durch verallgemeinernde und täuschende Aussichten in die Ferne locken möchte: er möchte über das Erbübel hinwegsehen, sich für ganz rein und unverdorben halten, wie ja auch unsere Instinkte ganz unverdorben wären, wenn wir nur aus Instinkten bestünden. Aber die Seele kommt hinzu wie ein Spiegel, in dem die Instinkte sich brechen, und nun ist keine Ganzheit mehr da, sondern nur Widerspruch, den der Intellekt jedoch nicht selten in Abrede stellen möchte.

Menschenkenntnis ist nicht ein Wissen, das gelehrt werden kann, sondern eine besondere Art von

Kunst, woraus man wohl sehr vieles lernen kann, deren innerster Gehalt aber miterlebt werden muß.

Mancher ist geneigt, unter Menschenkenntnis schlaue Berechnung und politischen Machiavellismus zu verstehen: er hält den einseitigen Verstand und die Klugheit für etwas bewundernswertes und die kalte Skepsis für etwas schöpferisches. Mancher wiederum glaubt, Menschenkenntnis müsse zur Menschenverachtung führen. Wenn man die Menschen in all ihren Torheiten und Häßlichkeiten genau beobachtet, so ist es freilich gar nicht leicht, sich darüber in die reine Region der Herzlichkeit und des Vertrauens zu erheben. Aber die wahre Menschenkenntnis muß Lebensweisheit sein und von Selbstüberwindung und echtem Edelsinn zeugen; nur wenn man über die Torheiten und Schlechtigkeiten der Menschen nicht mehr empört ist, kann man sie in rechter Beleuchtung, ohne alle Übertreibung darstellen.

Taine tritt an den Menschen ohne Selbsterkenntnis heran und glaubt, das Innere von außen her ergründen zu können: er seciert die Einheit der Persönlichkeit und sucht dann in die zerschnittenen und zerfetzten Teile künstliches Leben einzuhauchen. Es ist nicht das wirkliche Leben und der wirkliche Charakter eines Menschen, was er darstellt, sondern nur die Vergrößerung und Brechung des Lebens und des Charakters in dem Spiegel seines überwuchernden Verstandes. Alles, was er von einem Menschen aussagt, stellt sich, wenn man es

näher besieht, als eine ärgerliche Mischung von Wahrem und Falschem heraus, denn das Hauptmerkmal seiner Darstellung ist Verstandesschärfe und Verallgemeinerungssucht. Daher ist auch seine Darstellung nicht von echter Sympathie zu den Menschen durchdrungen, sondern nur von einer intellektuellen Leidenschaft, zu der noch eine Art von intellektueller Einbildungskraft hinzukommt, die sich über die Darstellung wie ein Strom ergießt.

Mag die Nächstenliebe, wie gewisse einseitige Menschenkenner behaupten, in ihrer Wurzel noch immer Selbstliebe bleiben, so ist sie doch im Tageslichte besehen, d. h. in Wirklichkeit, etwas grundverschiedenes. Bei einzelnen Menschen hat sie übrigens auch in der Wurzel schon nichts mehr mit dem zu tun, was man als Selbstliebe bezeichnet: es gibt eine Kraft der Liebe, die ebenso urwüchsig ist wie die Kraft der Selbsterhaltung. Wer nur den Instinkt der Selbsterhaltung und der Selbstliebe so stark in sich spürt, hat noch keineswegs einen stichhaltigen Grund, von sich auf alle andern zu schließen und die Eigenschaften seines eigenen angeborenen Charakters mit seinem Intellekt zu verallgemeinern. Man soll wohl über den Egoismus der menschlichen Natur sich nicht täuschen, aber auch an die schöpferische Kraft des Menschen glauben.

Der Optimismus hat keinen Zugang zum wirklichen Menschen, da er der Selbsttäuschung zuneigt, aber auch der Pessimismus kann durch Verallgemeinerung und Mangel an Selbstbeherrschung

die Erfahrungen verzerren und die Wahrheit über die menschliche Natur versalzen und verpfeffern.

Wer das Erbübel nicht sieht, kann auch keine richtige Vorstellung vom Guten haben: er muß dann daraus entweder etwas verschwommenes, oder eine leichtfertige Utopie machen.

Der Hedonismus, dessen dürrer Ableger die Nützlichkeitsmoral ist, will ja nichts weiter als Lustgefühle und führt, ohne sich dessen vielleicht immer bewußt zu sein, unsere Bestimmung ganz darauf zurück. In Wirklichkeit sind aber Lust und Schmerz nur vergängliche Zustände, die einen höheren Zustand voraussetzen, denn sonst wäre der Mensch nur ein lustempfindendes und schmerzempfindendes Tier.

Jede Art von Hedonismus ist eine Verneinung des Heroischen und im Grunde auch alles genialen und erhabenen im Leben und alles tragischen in der Kunst.

‚Du sollst, denn dein eigenes Denken soll dich davon überzeugen' — hier liegt die ganze Schwäche aller wissenschaftlichen Ethik und aller derer, die die Sittlichkeit aus dem Denken und aus den Beziehungen gesellschaftlichen Zusammenlebens ableiten.

Die Ethik, die eine Wissenschaft sein will, muß ethisches Handeln und ethisches Wissen gleichstellen und oft auch jenes über diesem vernachlässigen: in der Äußerung ethischer Gedanken und in der Zusammen-

stellung ethischer Tatsachen sieht sie unwillkürlich einen Ersatz für die ganze Tiefe des Mitgefühls, der Liebe und der Selbstaufopferung. Wo die Motive unseres Handelns intellektuell bewacht werden, ist eine Ethik im tieferen Sinne gar nicht mehr möglich: als philosophische Lehre oder als Erforschung gewisser Tatsachen mag die Ethik einen gewissen Wert haben, niemals aber kann sie unser Handeln tief bestimmen und innerlich bewegen. Wo ist der Mensch, den ein Buch wissenschaftlicher Ethik tief und edel gemacht hätte? Ihrem innersten Wesen nach beruht alle wahre Sittlichkeit auf einem starken Gefühle, das nicht durch Analyse zersetzt werden darf. Die Ethik als Wissenschaft kann also in Hinsicht auf das menschliche Handeln nur etwa den Wert der Ästhetik in Hinsicht auf das künstlerische Schaffen haben. Und nun kommen Systemmacher, von denen der eine utilitarisch, der andre hedonistisch, wieder ein andrer altruistisch usw. ist, und machen aus etwas, das einfach und stark empfunden werden soll, allerlei Gedanken, die mit dem wahrhaft ethischen Empfinden und Handeln gar wenig gemein haben. Wenn die Moral nur eine natürliche Erscheinung ist, dann kann ja die Ethik im besten Falle nur eine Art Hygiene menschlichen Zusammenlebens sein. Selbst die Ethik, die sich auf sozialer Verpflichtung aufbaut, kann, wiewohl sie bereits mehr enthält, doch nicht als hoch gelten. Weit höher ist schon die Moral, wenn sie vom Mitleid ausgeht, denn hier redet keine utilitarische Überlegung mehr mit. Im Grunde aber hat der sogenannte ethische

Altruismus, so lange er sich noch aus Nützlichkeitsgründen herschreibt, sein letztes Ziel in nichts anderm, als in Lustgefühlen für uns selbst und für unsere Mitmenschen. Und wenn die Sittlichkeit in einen Garten praktischen Nutzens verpflanzt wird, so muß sie ja dabei auch aller Feinheit verlustig gehen. Vernunftmoral führt notwendig zur Verflachung: wenn der Mensch aus Gründen der Vernunft sittlich sein wollte, so wäre es nur eine Moral aus Berechnung. Weit folgerichtiger als alle Utilitarier und Hedonisten ist schon Nietzsche, dessen lebensfremdes Denken so weit geht, alle Moral zu verneinen. Was der wissenschaftlich ausgebauten Moral zugrunde liegt, ist doch nur ein flacher Optimismus: der Zwiespalt der menschlichen Natur, die schwere Erbschaftslast der Menschheit, die Widersprüche und die Übel des Daseins kommen dabei fast gar nicht in Betracht. Die wissenschaftliche Begründung der Ethik ist gar nicht fähig, auch nur einen einzigen Funken Heroismus in den Herzen anzufachen.

Schein und Sein

Wenn jeder nur aus dem wahren Bedürfnis seines Charakters dächte und handelte, so wäre mehr urwüchsige Kraft in der Welt, mehr Offenheit und Furchtlosigkeit und jedenfalls weniger Heuchelei.

Mancher Freidenker würde unter andern Verhältnissen ein unduldsamer Frömmling, und mancher Frömmling ein unduldsamer Freidenker geworden sein. Wer sich zu einer Sache nicht aus innerster Nötigung, sondern nur unter dem Einflusse der Umgebung und der Erziehung bekennt, muß der Sache mehr schaden, als er ihr nützt.

Es gibt viele, die gar nicht selbständig fühlen und denken können, wohl aber wissen, wie andre gefühlt und gedacht haben. Es gibt auch solche, die, ohne eigener Einsichten fähig zu sein, allerlei Eindrücke von Gegenständen und Gedanken in sich aufnehmen: die Gegenstände werden von ihnen nie rein gesehen, und die Gedanken, die sie aufnehmen, werden von ihnen verschoben, weil ihr Auge wie auch ihr Gehirn zu optischen Täuschungen neigt, und der eigentliche Wahrheitstrieb ihnen abgeht. Es gibt auch solche, denen wohl ein gewisser Wahrheitstrieb innewohnt, aber er lebt nur in ihrem Verstande, weshalb sie sich auch nur in einer Welt von abgezogenen Begriffen bewegen und

alles Empfinden und alles Schauen auf einen trockenen Begriff zurückführen. Nur wenige gibt es, die wirkliche Einsichten haben, d. h. selbständig fühlen, sehen und denken, und was sie gesehen, gefühlt und gedacht haben ohne Krümmungen, ohne Kälte, ohne Trockenheit, in einem Zustande innerer Steigerung ausdrücken, die aber nie zu gesteigerten Worten ihre Zuflucht nimmt.

Die Fähigkeit, selbständig zu urteilen, bedarf auch des Mutes, sich zum eigenen Urteil zu bekennen. Oft sieht man, wie sogar die, die genug Selbstständigkeit haben, um richtig zu urteilen, noch des Mutes ermangeln, ihr eigenes Urteil zu bekunden: sie werden durch die Mehrzahl der Urteilslosen unschlüssig gemacht. Den Mut, sich zu sich selbst zu bekennen, hat nur der Narr, oder der überlegene Charakter.

Jede Art von Untreue kommt von der Unfähigkeit, offen und wahr zu sein. In einem gewissen Sinne wahr kann man freilich trotz aller inneren Veränderlichkeit sein, d. h. charakterlos wahr.

Sehr vielen gefällt die Wahrheit, wenn sie ihnen aus der blauen Ferne zuwinkt, oder wenn sie von ihr überzeugend erzählen hören, aber sie gefällt ihnen in der Nähe nicht: sie verliert dann für sie den Reiz der Ferne.

Vieles von dem, was man gewöhnlich Rücksicht nennt, ist in Wirklichkeit nur Vorsicht und Befürchtung, irgendwo zu verletzen. In den aller-

meisten Fällen, selbst im Verkehre mit den uns am nächsten stehenden Menschen, sehen wir uns genötigt, die Wahrheit zu verschönern, oder nur einen Teil davon zu sagen, oder sie ganz zu verschweigen.

Überaus selten sind die Menschen, in deren Gegenwart wir uns ganz frei fühlen und denen gegenüber wir uns ganz offen und rückhaltlos geben könnten, ohne alle Befürchtung, dies später zu bereuen.

Die Gerechtigkeit hat feste Ausgangspunkte, genaue Gewichte und unverrückbare Maße. Sie steht aller Nivellierung, jeder Verschwommenheit, jeder Verkleinerungssucht und jeder Vergrößerungssucht und allem Verlangen, die Dinge schöner zu sehen, als sie sind, vollständig fern. Die Gerechtigkeit ist daher weit seltener als das Wohlwollen.

Mancher, der sich noch im Dienste seines tyrannischen Selbst befindet, hält sich doch für berufen, den andern zu zeigen, was Freiheit ist. Von Freiheit reden und schreiben ist nicht schwer, wogegen die Selbstbefreiung das Schwerste ist. Vor lauter Denken und Schreiben über Freiheit kommt mancher gar nicht dazu, an sich selbst zu erfahren, was das eigentlich ist, worüber er denkt und schreibt.

Die allermeisten Apologeten, die des Christentums wie auch die des Antichristentums, nehmen bei der Verteidigung dessen, was sie für Wahrheit halten, zur Verkleinerung der gegnerischen Ansichten ihre Zuflucht und verfallen in einen Ton der

Geringschätzung oder gar der Gehässigkeit. Die einen sowohl als die andern halten unwillkürlich eine gewisse pia fraus für erlaubt: sie hören nur mit dem einen Ohre und sehen nur mit dem einen Auge.

Die Menschen verstehen nur den, der sich zu einer bestimmten Partei schlägt und auf eine bestimmte Parole schwört. Wer über den Parteien steht, muß ihnen als Sonderling erscheinen: sie können sich Wahrheit und Charakterkraft außerhalb der Partei gar nicht vorstellen.

Gewisse geschäftige Naturen halten jede Art von Beschaulichkeit für Trägheit, denn sie erkennen nur die sichtbare, nicht aber auch die unsichtbare Welt an. Sie haben keine Ahnung davon, daß es unsichtbare Taten gibt, die eine weit fruchtbarere Wirkung haben können, als aller äußere Fleiß und alle zur Gewohnheit gewordene Betriebsamkeit.

Je kleiner der menschliche Geist ist, um so mehr Sinn hat er für alles kleine und um so weniger kann er auch begreifen, daß es solche gibt, die diesen Sinn nicht haben, da ja jeder den andern nur nach sich beurteilt.

Der beschränkte Mensch hat ein größeres Selbstvertrauen als das Genie, da er sich mit Seinesgleichen, die eine geschlossene Mehrheit sind, aufs engste verbunden weiß.

Die Unsicherheit des Edelsinns kommt oft davon, daß er weiß, wie wenig er in der Welt gewürdigt

und verstanden wird. Die Sicherheit der Gewöhnlichkeit besteht darin, daß sie weiß, wie groß ihre Macht in der Welt und wie fest der Boden ist, auf dem sie steht.

Was der große Haufe unter Freiheit versteht, ist etwas, das der edelgesinnte Mensch als innere Unfreiheit empfinden muß.

Der traurigste Anblick ist, wenn die Mittelmäßigkeit sich unterfängt, das Unermeßliche zu messen und das Erhabene zu sich herabzuziehen.

Das Recht, sich in der Nähe eines großen Geistes niederzulassen, oder gar über ihn ein Urteil zu fällen, sollte keinem kleinlichen und kalten Menschen gestattet sein.

Den mittelmäßigen Menschen erkennt man am besten daran, daß er keine Ehrfurcht und keine Bewunderung hat, denn er hat nicht die Fähigkeit, das Bedeutende von dem Unbedeutenden zu unterscheiden: er sieht die Höhen nicht und spricht von ihnen, als wenn sie flache Täler wären.

Der Mittelmäßige müßte sich an der Stelle des feurigen Geistes geradezu unglücklich fühlen, so wie auch dieser das Glück des Mittelmäßigen nicht einen einzigen Tag ertragen könnte.

Jede persönliche Größe, wenn sie nicht etwa schon zum geschichtlichen Schatten geworden ist, erregt in dem mittelmäßigen Menschen durch ihre lebendige Wirkung eine instinktive Abneigung, die er nur selten

zurückdrängen kann, und die er meistens auch ganz unverhohlen äußert.

Der Philister vergöttert das Vergängliche, das Begrenzte, das Mittelmaß und das Diesseits, denn er mag alles unvergängliche und alles Jenseits nicht.

Die Mittelmäßigkeit beruft sich stets auf das Gute, ohne es wirklich zu schätzen: wird doch die Verkörperung alles echten und großen, so lange es nicht in die historische Ferne gerückt ist, von ihr geradezu gehaßt und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln verfolgt.

Mancher stellt die Höhen in Abrede, um nicht zu ihnen hinaufschauen zu müssen.

‚Das Leben ist kurz, und wir haben andres zu tun, als uns mit der Frage abzugeben, was Leben sei‘ — es ist der niederste Standpunkt, weit niederer als der des Wilden, da ja der Wilde doch noch eine Beziehung zu etwas hat, wovon er weiß, daß es über ihn hoch hinausragt, während hier der Mensch vollständig in seinen praktischen Angelegenheiten aufgeht und sie für das Letzte und Höchste hält.

Kaliban erscheint sich selbst nicht nur als der Nächste, sondern auch als der Beste, und jeder hohe Geist ist für ihn nur ein törichter Störer irdischen Glücks und selbstzufriedenen Wohlseins.

Die Welt will im Grunde nichts von Seele und Geist wissen, und doch bemächtigt sie sich der Geistes-

werke, aber sie deutet sie so, wie sie es will und wie sie es versteht.

Wie wenig die Menschen die Wahrheit ertragen, das sieht man daran, daß sie ihnen auch dann noch verletzend erscheint, wenn sie mit der besten Absicht, zu ihrem wirklichen Nutzen gesagt wird. Sie ruhen nicht eher, als bis sie die geeignete Gelegenheit gefunden haben, sich dafür zu rächen.

Wie soll man auch von einer Staatsregierung verlangen, sie möge die begangenen Fehler aufrichtig eingestehen und offen vor dem Volke Abbitte dafür tun, wenn es doch kaum einen Menschen gibt, der die von ihm begangenen Fehler offen eingestände und sich nicht im Rechte glaubte, die gleichen Fehler von neuem zu begehen.

Die Machthaber können die Wahrheit nicht hören, weil sie wissen, daß die Wahrheit die größte Macht ist, und daß sie selbst auch nicht so mächtig sind, wie sie es scheinen möchten.

Die Aufrichtigkeit und die Wahrheitsliebe sind nur dann echt, wenn sie keinen Spiegel bei sich tragen, um davor Toilette zu machen. Sonst werden sie zu einer neuen Art Unaufrichtigkeit und Unwahrheit, die desto schlimmer sind, als sie sich nach wie vor einen Namen beilegen, der ihnen gar nicht zukommt.

Wenn an die Stelle des Scheines plötzlich durch eine höhere Wirkung das wahre Sein träte, so könnten

die meisten Gebildeten nicht mehr reden und schreiben: allzuviele Menschen sehen ja den Sinn ihres Daseins darin, daß sie Unterhaltungsschriften, Romane und Gedichte verfassen, und noch mehr Menschen verwenden einen guten Teil ihrer Lebenszeit darauf, diese literarischen Erzeugnisse zu lesen und darüber zu sprechen.

Weder sollen wir uns über die Schwächen unserer Mitmenschen hinwegsetzen im Schwunge des Idealismus, noch auch mit ihnen unwürdige Kompromisse eingehen. Das gleiche gilt auch von unsern eigenen Schwächen.

Lächerlich ist nur das, was in einem Widerspruche zu der ganzen Beschaffenheit eines Charakters steht: wenn ein ernster Mensch anfängt, sich wie ein Leichtsinniger zu gebärden, oder wenn der Leichtsinnige die Maske des Ernstes anlegt, oder wenn ein Kind Kleidungsstücke eines Erwachsenen anhat, so muß das alles den Eindruck des Lächerlichen machen, aber auch ebenso alles, was gegen bestimmte Gewohnheiten und gegen festgesetzten Gebrauch verstößt: in der europäischen Gesellschaft riefe einer, der anstatt unserer Kopfbedeckung einen Turban aufhätte, das gleiche lächerliche Aufsehen hervor, wie etwa ein Chinese, der unter seinesgleichen in einem Zylinderhute einherginge. Den eigentlichen Nährboden für das Lächerliche bildet die Mode, die Veränderungssucht. Auch unser Witz ist zum größten Teil ein Sichlustigmachen: kommt er doch zum guten Teile von unserer Be-

ziehung zu dem, was für unsere Voreltern ein Gegenstand der Verehrung war. So beruht z. B. das Witzigste, was Voltaire geschrieben hat, fast ausschließlich auf dem Widerspruche der neuern Formen zu der Tradition. Aber diese Art von Witz ist schon deshalb nichts hohes, weil sie aus derselben Quelle kommt, wie unser Lachen über einen Menschen, der in seiner Kleidung auf die Veränderungen der Mode gar keine Rücksicht nehmen wollte. Alles echte kann irgendwie lächerlich wirken, wenn es lächerlich gemacht wird, und nur die platte Verneinung oder die Gewöhnlichkeit des kritischen Verstandes sind vor der Parodie geschützt.

Jede echte Leidenschaft entreißt uns für eine Zeitlang der Sphäre der Gewöhnlichkeit und erhebt uns über alles zufällige, eitle und kleinliche.

Die wahre Begeisterung kennt keine Übertriebenheit im Ausdruck und unterscheidet sich von der falschen Begeisterung wesentlich dadurch, daß sie nie mehr sein will, als sie in Wirklichkeit ist.

Es gibt eine blasse Humanität, deren Anhänger ihr Herz und ihren Geist an Schatten hängen, die ihnen die Stelle wirklicher Dinge vertreten.

Ruhm und Ansehen werden bei den Zeitgenossen meistens durch scharfe Kritik an dem schöpferischen Gehalte des Lebens erworben, nicht durch positive Gedankenäußerungen: diese verschaffen sich nur schwer Gehör und müssen sich stets auf spätere Zeiten vertrösten. Wer bei der Mitwelt berühmt

ist, spricht und denkt wie die Mitwelt, wird aber daher von der Nachwelt der Vergessenheit preisgegeben. ‚Willst du Ruhm, so schreite zum Grabe‘ lautete der Wahlspruch eines alten keltischen Heiligen.

Selbst wenn einem echten Werke der Beifall nicht versagt wird, so gilt er doch meistens nicht dem tiefern Inhalte, sondern nur der äußern Form und dem Drum und Dran, wodurch das Werk in eine Beziehung zu den Zeitverhältnissen getreten ist.

In den allermeisten Fällen beruht der Erfolg nur auf der Fähigkeit, sich den Verhältnissen anzupassen. Daß das Genie ohne Erfolg durchs Leben geht, das rührt gerade von seiner Unfähigkeit her, mit den vergänglichen Bedürfnissen des Zeitgeistes und den Forderungen der Gesellschaft zu rechnen.

Die Geschmacklosigkeit kann oft die Menschen noch eher umschmeicheln und überzeugen, als das Geschmackvolle, ebenso wie die Gewöhnlichkeit oft noch eine größere Anziehungskraft auf sie ausübt als das Außerordentliche: so verworren ist die menschliche Natur.

Den Ruf bei den Zeitgenossen macht doch neben allem Verdienste zum größten Teil die Trommel, und selbst der bereits erworbene Ruf muß immer wieder einmal die Trommel rühren, um sich den Zeitgenossen in Erinnerung zu bringen.

Die Menschen tadeln und loben nicht aus unerschütterlicher Einsicht, sondern nur auf Grund der

herrschenden Mode und der Ansicht, die sie in ihrer Umgebung vorfinden, und die sich, man weiß selbst nicht wie, gebildet hat.

Mancher spielt mit dem Feuer nur aus Lust am Spiel: ebensogut könnte er mit dem Wasser spielen, wenn die Mode dafür wäre, aber das Feuer ist interessanter.

Mancher möchte wohl die Blüten sehen, wenn der Baum keinen Stamm und keine Wurzel hätte, und wenn er den Baum nicht pflegen müßte.

Der Mensch hat eine unerklärliche Neigung, von dem festen Mittelpunkte des Lebens abzuweichen und von der Einfachheit abzuirren. Er ahnt oft wohl, wo die Lebenswahrheit ist, zieht aber doch dem Golde der Wahrheit das Rauschgold vor. Er weiß wohl, daß der Irrtum kein Führer sein kann, und doch vertraut er sich gerade ihm mit Vorliebe an. Irrende und Blinde werfen sich allzuoft zu Führern auf, und die Irrenden und Blinden vertrauen ihnen.

Niemand kann sterbend sagen, daß er jeden Augenblick seines Lebens durchaus wahr mit sich und mit den andern gewesen sei. Das Übel der Unwahrheit ist nur ein Teil des Erbübels.

Für den Zweifler ist der Zweifel ein Dogma, für den Naturalisten irgendeine Hypothese, die er in Eile aufgreift, leicht ausrüstet und ins Feld führt, für den Freidenker irgendein Begriff, von

dem aus er das ganze Menschenleben erfaßt und das Weltall rekonstruiert; für den Schwärmer sonst irgendein Steckenpferd, auf dem er zum Streite für seine Einbildungen ausreitet.

Wer nicht geduldig durchs Leben gehen will, dem bleibt nichts andres übrig, als die Charaktereigenschaften der Menschen umzuändern — ein Unterfangen, bei dem wir uns schnell zerstören können. Die Ungeduld und der Trotz sind mit einer großen Verschwendung von Kraft verbunden: nur ein geringer Teil davon, wenn er richtig angewendet würde, ließe uns die Unbill des Lebens schon geduldiger ertragen.

Lebensrätsel

Ohne tiefe innere Regungen, ohne die Fähigkeit, zu leiden, ist das künstlerische Schaffen nicht möglich: aufs engste sind die inneren Erfahrungen und die schöpferische Kraft miteinander verbunden. Soll nun der Künstler wünschen, ohne die Fähigkeit, zu leiden, auf die Welt gekommen zu sein? Ebenso ist es mit dem Übel im Leben, das von uns als verkörperte Schuld des menschlichen Geschlechtes innerlich durchgekämpft und als der Gegensatz zu einem Zustande von Glück und Reinheit empfunden wird. Die Überwindung des Übels, bei der wir ja unsere beste Kraft erproben, setzt die Notwendigkeit des Übels voraus. Der flache Optimismus sieht das Übel gar nicht, daher vernichtet er auch alle Charakterkraft, aber auch der Pessimismus muß die Charakterkraft unterbinden, da er das Übel als das Erste und Letzte betrachtet und dadurch den Gesichtskreis des Menschen einengt. Leben will sagen: Gegensätze des Lebens; höheres Leben will sagen: die Überwindung dieser Gegensätze durch Charakterkraft.

Jede Art von Verehrung geht schon über das Naturgesetz hinaus. Die Widersprüche in der Natur sind nichts verehrenswertes, und doch muß der Pantheist folgerichtigerweise sie verehren: er

verehrt somit etwas unvollkommenes oder die unerbittliche Härte des Naturgesetzes.

Das Ewige erfordert, um klar in den Gesichtskreis des Menschen treten zu können, etwas von der Anschaulichkeit des wirklichen Lebens. Die Philosophen, die den Menschen aus der Sphäre der abstrakten Ewigkeit betrachten und erkennen wollen, laufen dabei Gefahr, den lebendigen Menschen in einen blassen Gedanken zu verwandeln, so daß sowohl der lebendige Mensch als auch das Ewige zu kurz wegkommt. Bei Giordano Bruno und Spinoza verschwindet der lebendige Mensch als Inbegriff des feinen Staubes im Weltensystem — sub aeternitatis specie, und die wirklichen Forderungen der Seele machen sie zu bloßen Schatten. Sie glauben, die Wahrheit könne nur in einer Welt von Schatten ihre Zelte aufschlagen.

Spinozas überaus reine und sehr kühle Natur schaute auf die Menschen ohne Mitgefühl herunter. Da er dem Leben keinen großen Wert zuschreibt und keine Sehnsucht kennt, so verläßt er das Leben mit einer gewissen Gleichgültigkeit. Vielleicht mehr als auf jeden andern passen auf ihn die Worte Dantes von den Geistern im Vorhofe der Hölle: sembianza avevan nè trista nè lieta.

Der Wille zur Freiheit ist Willensfreiheit. Freiheit ist eine innere Erfahrung und daher eine konkrete Tatsache. Wenn wir uns über die Materie erheben, so ist es nicht eine Naturerscheinung, son-

dern eine Erscheinung der Freiheit. Freiheit ist eben das, was den Menschen von der Natur unterscheidet.

Der Mensch ist unleugbar die Verkörperung einer Zweiheit. Der Dualismus ist eine psychische Tatsache: Freiheit und Notwendigkeit sind beide in der menschlichen Natur begründet. Der Monismus geht gar nicht vom Menschen, sondern von der Verallgemeinerung kosmischer Beobachtungen aus und läßt die thatsächlichen Gegensätze des menschlichen Lebens in Rauch aufgehen.

In unserm Seelenleben liegt von Anfang an ein Keim der Freiheit, der genährt und gepflegt werden muß. Bei vielen Menschen bleibt er freilich unentwickelt. Der Mensch ist aber keine Verstandesmaschine, sondern ein seelisches Wesen. Unser Verstand kann uns ebensogut dialektisch nachweisen, wir seien frei in unserer Wahl, als auch, wir seien unfrei. Von wirklicher Bedeutung ist aber nur, daß wir selbst durch unser reges inneres Leben fühlen, wir seien frei. Haben wir es erfahren, so bedürfen wir keiner philosophischen Nachweisungen.

Die Freiheit des Willens wird gerade von denen geleugnet, die wegen der Freiheit des Denkens in Harnisch geraten. Wie seltsam: kann doch im Grunde nur der frei denken, dessen Wille befreit ist.

Wo geläuterte Willenskraft sich frei äußert, dort ist auch der Wille frei, und dort können auch keine Theorien über Willensfreiheit aufkommen.

Die ganze Frage der Willensfreiheit ist nichts begriffliches zum Diskutieren, denn sie berührt die unergründliche Tiefe des Lebens, und wenn sie richtig beantwortet werden soll, so muß sie so einfach wie nur möglich gestellt werden. Wie kann man da auch zu einem befriedigenden Ergebnis gelangen, wenn jeder in die Erörterung der Frage seine eigene Vorstellung sowohl vom Willen als auch von der Freiheit hineinträgt? Die Frage läßt sich auf eine andre, weit einfachere zurückführen: was ist der Mensch und seine Bestimmung? Hier kann der dialektische Scharfsinn schon keine Seiltänzereien mehr aufführen: die Antwort muß hier einfach und klar lauten. Um nicht ein verworrenes Ineinander und ein törichtes Spiel zu sein, muß ja unser Leben eine Bestimmung haben. Erst wenn wir erfahren haben, was unser Leben ist, wissen wir auch, was der Tod bedeutet. Aber gewöhnlich fängt man die Erörterung dessen, was Leben sei, mit dem Tode, mit der Unfreiheit, mit dem Naturgesetz an. Wenn unser Leben nichts als ein sinnloses Ineinander von Atomen und, trotz alles Naturgesetzes, doch nur ein wesenloser Schein ist, so gibt es zwischen Leben und Tod keinen großen Unterschied: der Mensch ist dann ein Atom, und das geistige Leben noch weniger als das — eine denkende Seifenblase. Dann ist aber die Sinnlosigkeit zum Gesetz unseres Daseins erhoben, und der vernichtende Egoismus und das nichtige Selbst das einzige Etwas, das noch irgendwie eine Bedeutung haben kann. Weshalb soll der Mensch

uneigennützig, aufopfernd sein? Ist denn das Naturgesetz selbstlos und rücksichtsvoll? Und weshalb auch urteilen: das ist gut und edel, und dies schlecht und gemein? Hat denn die völlige Sinnlosigkeit noch Abstufungen? Aber vor Konsequenzen im Leben selbst haben sogar die Kühnsten eine gewisse Furcht: sie sind nur in ihren Gedanken, in ihren Büchern kühn, da es dort so leicht ist, über die Lebenswirklichkeit hinwegzugleiten oder sie überhaupt umzustoßen. Wird uns die innere Freiheit genommen, so muß dadurch früher oder später alle Kultur verfallen, denn eine Kultur ist gar nicht möglich, wo der Mensch sich seiner Würde nicht bewußt ist. Sich seiner Würde bewußt werden, dies heißt eben innere Freiheit oder auch Willensfreiheit, denn, genau betrachtet, ist es das gleiche. Nimmt man dem Menschen seine innere Würde, so legt man ihn in die schweren Fesseln der Unfreiheit. Auf dieser Vorstellung beruht auch aller echte Humanismus, wiewohl er, um bestehen zu können, noch eines Abschlusses, einer energischen Vollendung bedarf. Die menschliche Würde ist aber nicht ein leerer Begriff, abgelöst von der Wirklichkeit. Damit der Mensch nicht in einen Traum von irdischer Glückseligkeit und in einen falschen Idealismus gerate, muß neben der Vorstellung der Würde durchaus noch die Einsicht in die unauflöslichen Widersprüche des Menschenlebens bestehen: man kann nicht genug Nachdruck darauf legen, daß der Mensch von Hause aus ein Doppelwesen ist, worin sich die Gegensätze von niederer und höherer Natur unerklärlich verbunden haben.

Der Mensch greift fortwährend in die Natur ein, kombiniert ihre Kräfte und schafft sie zu etwas neuem um; er überträgt den Überschuß seines Erkennens auf die Natur. Woher wissen wir, daß nicht ein ähnlicher Prozeß auch im Weltall vor sich gehe? Sind denn Ursache und Wirkung die allerletzten Schranken, innerhalb deren das Leben sich bewegt? Liegen diese Schranken nicht vielmehr in unserer eigenen Vernunft, weil die Vernunft alles, was sie erfaßt, nur als Ursache und Wirkung erfassen kann? Wenn also unsere Vernunft sagt, daß das Naturgesetz nicht durchbrochen werden könne, so heißt es nur, *sie* könne die Gesetze von Ursache und Wirkung nicht durchbrechen. Die Gesetze der Vernunft sind also gleichsam gesteigerte Gesetze der Natur, oder auch die Naturgesetze sind bloß der Widerschein der Vernunftgesetze. Für *unsere* Vernunft ist das Gesetz wohl die letzte Schranke, an der sie stehen bleibt, für die *Weltvernunft* aber mag das von uns erkannte Naturgesetz nur ein ganz geringer Teil einer viel höhern und weitern Gesetzmäßigkeit sein, die schon nicht mehr Gesetz, sondern Freiheit ist.

In allen philosophischen Systemen werden Ursache und Wirkung, Geist und Materie, Leben und Tod zu sehr ineinandergemengt, wodurch die Gegensätze ziemlich verwischt werden. Eine energische Auseinandersetzung strebt das Gegenteil einer solchen Verwischung an, aber zugleich auch das Gegenteil aller zu weit gehenden Analyse, da

diese doch zur Zersetzung führen muß. Wir können nur uns selbst wirklich erkennen. Was sich uns in der Welt darbietet, das sind im Grunde bloß Wirkungen, denn was wir gewöhnlich Ursache nennen, ist, sobald es ans Licht kommt, doch wieder nur eine Wirkung. Alles ursächliche gehört der unsichtbaren Welt an. Man kann wohl sagen: das Sichtbare ist nicht erkennbar, und das Erkennbare ist unsichtbar.

Eine Idee, die nicht verkörpert sein will, bleibt ein wesenloser Schein, und doch ist die Verkörperung nichts als eine Einschränkung. Darin spricht sich auch das Geheimnis alles tiefern Erkennens aus.

Wozu unternehmen wir alle Forschungen? Was wollen wir erkennen? Zu welchem Ende? Freilich wohnt uns Wißbegierde, Erkenntnistrieb inne, aber was ist das Ziel, das Ende unseres Wissens? Wer Erkenntnis sagt, sagt auch notwendigerweise Ziel.

Welches Rätsel unserer Natur äußert sich darin, daß Gedanke und Tat fast nie übereinstimmen. Wir helfen uns dabei mit der schlechten Ausrede, auch der Gedanke sei eine Tat, nicht alles sei eben zu verwirklichen, unsere Seele habe keine Flügel.

Das Leben ist so voller Widersprüche, daß, von welcher Seite wir sie auch innerhalb des Wirklichkeitskreises zu lösen, miteinander in Einklang zu bringen suchten, sie doch auf einer andern Seite immer von neuem aufsteigen müßten. Unten können wir sie nicht lösen, aber auch nicht leben ohne eine Lösung.

Wäre der Mensch ausschließlich ein wissendes Wesen, so wäre das Leben einfacher und klarer, aber auch weit ärmer, als es jetzt ist.

Für den, der fern von aller Ideologie und Schulweisheit ist, besteht das Lebensgeheimnis im Auseinanderfallen der verschiedenen Bedürfnisse unserer Seele und zugleich in der Notwendigkeit, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen.

Auch in Hinsicht auf den Geist heißt es: Was die Wenigen zu viel haben, davon haben die Vielen zu wenig. Das die Wenigen mit den Vielen verbindende juste milieu würde ohne die schöpferische Kraft von oben notwendig zum Verfalle des Geistes führen. Wenn alle ihren eigenen Eingebungen folgen wollten, wäre das Leben unerträglich, ebenso, wenn die einzelnen hervorragenden Geister ihren Eingebungen nicht folgen könnten. Es ist unmöglich, genau zu zeigen, wie die Wirkungen aus den drei übereinander liegenden Gebieten zur Einheit des Lebens werden.

Wem das Leben nicht als eine leicht und klar zu überschauende Ebene erscheint und viel fragwürdiges und unklares darbietet, der muß, um weiter leben zu können, das Fragwürdige überwinden. Viele denken und reden aber so über die Bestimmung des Menschen und über seine Stellung im Weltall, als wenn das Leben gar nichts geheimnisvolles, und der Mensch gar nichts rätselhaftes hätte.

Selbst wenn wir die allerletzte Einsicht in die Beschaffenheit des Weltalls gewinnen könnten, so würde dadurch weder unsere Charakterkraft, noch die Reinheit unseres innern Lebens, noch unsere Menschenliebe wirklich gesteigert werden. Wenn wir auch erreichen könnten, daß jeder Schuljunge genau nachzuweisen fähig wäre, wie das unorganische Leben ins organische übergeht, so hätten wir damit doch noch keinen tiefern Grund für das menschliche Zusammenleben gelegt.

Wenn wir nur Leib wären, so gäbe es keine Lebensrätsel, ebenso, wenn wir nur Geist wären; daß wir aber beides sind, und zwar so, daß bei gewissen Menschen das Physische über das Geistige herrscht, bei andern der Geist die Vorherrschaft führt, und wieder bei andern der Verstand an die Stelle des Geistes tritt, — darin äußert sich das eigentliche Rätsel unseres Daseins.

Selbsterkenntnis

Es gibt selten einen Philosophen, der nicht vor lauter Nachdenken über die innere Zusammensetzung des Denkens und über die Entstehung der Ideen die lebendige Seele des Menschen und den thatsächlichen Inhalt des Charakters außer acht ließe. Das Wichtigste für uns bleibt aber doch die Menschenkenntnis, die konkrete Seelenkenntnis. Denn Seele ist nicht ein aus der blauen Luft hergeholtes Sprachbild, oder ein nichtssagender dürrer Begriff, sondern die innere Wirklichkeit, mit der das künstlerische Schaffen weit vertrauter ist als alles philosophische Denken, und wenn das Denken fruchtbar sein soll, so müssen ihm aus jenem Quell die wichtigsten Anregungen zuströmen. Seele ist die gesteigerte Fähigkeit, auf die innere und äußere Welt zu reagieren, unsere Beziehung zu einer unsichtbaren Welt, die Steigerung unserer Fähigkeit, eine geistige Welt neben der materiellen zu begründen. Seelenkenntnis ist Selbsterkenntnis, und ohne Selbsterkenntnis ist Menschenkenntnis undenkbar.

Selbsterkenntnis setzt Selbstbeobachtung, aber diese nicht jene voraus. Die Selbstbeobachtung hat nur dann einen Wert, wenn sie auf ein hohes Ziel gerichtet ist. Sonst kann sie sogar schädlich werden,

da sie dann Keime der Zersetzung in unser Inneres hineinträgt.

Jede Beantwortung einer Frage, die sich auf den tiefern Lebensgehalt bezieht, kann nichts als eine Anleitung zum selbständigen Nachdenken sein. Eine wirkliche, gründliche und vielseitige Antwort auf eine uns bewegende Frage kann uns nicht die Erfahrung des andern, sondern nur unsere eigene Erfahrung, unser eigenes Ringen nach Klarheit geben.

Die Grenze zwischen der Selbsterkenntnis und der Erkenntnis der Außenwelt ist die Scheide zwischen den Menschen und ihren Lebensansichten. Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß, wer der Fähigkeit entbehrt, andauernd in sich selbst Einkehr zu halten, niemals erfahren kann, was der Mensch und dessen Bestimmung ist: mag er noch so viele äußere Thatsachen über den Menschen zusammentragen und noch so andauernd die Mitmenschen in ihrem Tun und Gebaren beobachten, so wird dies doch noch nicht Menschenkenntnis sein.

Da die Außenwelt nur insofern Welt genannt werden darf, als in ihr Geist enthalten ist, und da wir die Außenwelt nur durch die innere Welt erkennen, so muß die Erkenntnis unseres Selbst der Erkenntnis der Außenwelt vorausgehen.

Die wichtigsten Lebensfragen sind schon beantwortet, und es bleibt einem nur übrig, reifer in der Erfahrung zu werden, um die Antwort zu verstehen. Statt die andern mit Fragen zu be-

stürmen, sollten wir zuerst uns selbst genau befragen, was wir sind und was wir wollen: ohne eigene Lebenserfahrung kann die deutlichste Beantwortung einer Frage durch den andern, der die Lebenserfahrung hat, gar wenig nützen, und die Antwort wird dann nur die Veranlassung zu einer neuen Frage.

Glauben wir an die Möglichkeit ganz neuer Gedanken in Hinsicht auf den innern Menschen, so zeigen wir dadurch, daß wir nicht wissen, was die unvergänglichen Gedanken sind, d. h. daß wir gar keine Selbsterkenntnis haben.

Erst durch Selbsterkenntnis bekommt alles Wissen einen Zusammenhang mit dem Leben und auch ein geistiges Gepräge. Ohne Selbsterkenntnis kann das äußere Wissen unsere Lebenskraft unterdrücken oder gar ersticken.

Wir werden immer irgendwie erniedrigt: öfter von andern, bisweilen auch von uns selbst. Wenn wir uns selbst beobachten, müssen wir uns erniedrigt fühlen, weil wir viel leeres und oberflächliches in uns entdecken, das früher unserm Auge verhüllt blieb. Nur die Selbsterkenntnis kann uns erhöhen, weil sie uns auf das Höhere hinweist und zugleich alle Selbsttäuschung überwindet.

Die Menschen, selbst die besten, sind so beschaffen, daß sie in der Wüste weilen müssen, bevor sie in das verheißene Land der wahren Erkenntnis gelangen: vier Jahrzehnte ist die gewöhnliche Frist.

Sich erkennen will sagen: das menschliche Innere im Gegensatze zur Außenwelt, unser Ziel und unsere Bestimmung erkennen. Durch Selbsterkenntnis gelangt man dazu, offen mit sich selbst und mit den andern zu sein, allen Selbstbetrug von sich zu weisen und wahre Menschenkenntnis zu gewinnen. Selbsterkenntnis ist nicht ein beständiges Dazwischentreten des Verstandes, sondern eine Prüfung, die unser besserer und reinerer Wille an dem ungeläuterten Willen vornimmt. Zugleich ist sie das stärkste Gegengewicht des innern Menschen gegen die Außenwelt. Erst die Selbsterkenntnis schmiedet den Schlüssel zur Erkenntnis der Welt, denn erst dadurch gewinnen wir eine Eindringlichkeit im Sehen und ein Ahnungsvermögen, das nichts sonst in der Welt uns geben kann. Dies ist eine unumstößliche Wahrheit, trotz allem Wortspiel, das Goethe sich einmal damit erlaubt hat: ‚Erkenne dich! — was hab ich da für Lohn? Erkenn' ich mich, so muß ich gleich davon. Als wenn ich auf den Maskenball käme und gleich die Larve vom Angesicht nähme.' Durch Selbsterkenntnis kommt man eben dazu, keine Larve mehr vor sich selbst und vor den andern zu tragen, auch hinter die Larven der andern zu schauen. Die Selbsterkenntnis tritt aller Veräußerlichung und Verflachung entgegen.

Jeden Augenblick unseres Lebens stehen wir in der Mitte zwischen einem Anfang und einem Ende, wissen nicht, was dieser Anfang und dieses Ende

sind, und können uns doch nicht mit dem Nichtwissen zufrieden geben. Alle Triebfedern unseres Empfindens, Denkens und Handelns können gar nicht ihre Erklärung im trügerischen Scheine finden. Wenn unser Leben nichts als trügerischer Schein wäre, — warum dann Entbehrungen auf uns nehmen, nach der beschwerlichen Höhe unsern Blick richten und nicht vielmehr in den Bequemlichkeiten und Gewöhnlichkeiten des beschränkten Diesseits ganz aufgehen, nur das anstreben, was unserm nichtigen Ich zusagt und schmeichelt und unsern Sinnen Lust und Befriedigung gewährt? Läßt sich denn der sinnlose Schein vollkommener machen, kann man denn in ein Nichts einen Inhalt hineintragen? Wer das Leben für einen sinnlosen Schein hält, der müßte folgerichtigerweise die Hände in den Schoß legen, denn jedes Wirken, das sich auf eine Sinnlosigkeit bezieht, muß ja selbst auch sinnlos sein. Es gibt aber keinen Menschen, der sein Denken und Handeln für sinnlos hielte.

Wahre Weltweisheit beruht auf Erlebtem und nicht bloß auf Erdachtem, und hat wenig mit dem gemein, was man gewöhnlich unter Philosophie versteht; sie ist ein Umbilden der Welt, eine Erhebung über die Wirklichkeit: sie setzt *gesteigertes* Seelenleben voraus.

Die praktische Weisheit ist die Vermittlerin zwischen dem höchsten Aufschwung genialen Schauens und dem klaren Denken. Sie *weiß*, was und wo das tiefere Geheimnis ist, und weiß zugleich, daß

die geniale Einsicht von den allerwenigsten verstanden werden kann. Und so sucht sie denen, die kein tieferes Verständnis für die höchste Welt haben, mit dem eigenen Beispiel wenigstens den Weg dahin zu zeigen.

Das deutlichste Merkmal der Weisheit ist, daß sie keiner Anregungen aus der Außenwelt mehr bedarf. Unser Inneres gewährt uns dann die größte Mannigfaltigkeit. Erst durch die Festigkeit unseres Innern und seine Unabhängigkeit von dem Scheine bekommen wir den Schlüssel zum Leben: wo uns früher nur flüchtige Eindrücke und zusammenhanglose Teile entgegentraten, sehen wir jetzt Zusammenhang und Ganzheit. Die Lebenserfahrungen müssen jeden Menschen, der nicht leichtfertig oder stumpfsinnig ist, die Stufen zur Weisheit hinanführen. Die Enttäuschungen sind notwendig mit unsern Lebenserfahrungen verbunden, und durch die Folgen der Versuchungen und der Illusionen ringen wir uns allmählich zum Wesentlichen empor und finden in uns selbst das, was die Außenwelt uns niemals geben kann. Daher kann uns auch in einem gewissen Alter der Schein nicht mehr täuschen. Aber trotz der verschiedenen Stufen unserer leiblichen und geistigen Existenz, trotz der Umwege, auf denen wir zur Wahrheit gelangen, und der vielen abgestreiften Hüllen, in denen wir früher unser Wesen sahen, haben wir doch das deutlichste Gefühl von der Einheitlichkeit unseres Charakters, von der Unzerstörbarkeit unseres innern

Kerns. Die Deutlichkeit dieses Gefühls ist ein Merkmal von Charakterstärke.

Die allermeisten Denker sind deshalb keine Weisen, weil sie nur von einer starken Wißbegierde beherrscht sind, und das Wissen sich bei ihnen nicht mit Liebe vereinigt. Zum Weisen gehört die wichtigste Erkenntnis, daß nämlich die intellektuelle Wahrheit nicht die ganze Wahrheit ist, und daß der Intellekt auf die tiefsten Fragen niemals eine befriedigende Antwort geben kann, solange er nicht auf den Mittelpunkt alles Lebens gerichtet ist. Niemals können wir erfahren, was Weisheit ist, solange wir nicht den reinen Willen haben, selber weise zu werden. Denn ein Weiser ist nur, wer das Wissen vom Wichtigsten in sich verkörpert und mit seinem Beispiele zeigt, daß er dem Scheine den Rücken gekehrt hat.

Alle, die sich zu einer andern Lebensansicht als der tragischen bekennen, wollen gar nicht die Wahrheit über den Menschen, selbst wenn sie beteuern, über alle Maßen die Wahrheit zu lieben.

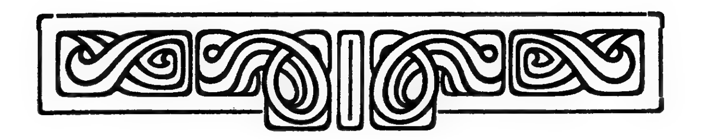
Die sogenannten neuen Gedanken erreichen nie ein hohes Alter, vielmehr welken sie gerade dann, wenn sie anfangen zu blühen. Dagegen altern die alten Wahrheiten nie, und sie können auch ebensowenig trivial wirken wie der Sonnenaufgang und der Sonnenuntergang.





Der Mensch und die Gesellschaft





Alltägliches

Die Mehrzahl der Menschen ist nicht schlecht, wie der Weise Bias meinte, sondern nur schwach: viele wären bereit, eine edle Gesinnung zu haben und Gutes zu tun, aber sie können es nicht aus sich selbst, sondern bedürfen stets der Ermutigung und Anspornung von außen, der Belehrung und des Beispiels. Zusammen mit den andern ist jeder mehr oder weniger fähig, nicht nur Hab und Gut, sondern auch die eigene Person aufzuopfern für ein höheres Gemeinschaftsinteresse, aber bald steigt der selbe Mensch wieder zur Gewöhnlichkeit und Alltäglichkeit herab und klatscht und intriguiert und verleumdet. Selbst in der Zeit großer Schicksalsschläge, von denen die Gemeinschaft betroffen wird, finden nicht wenige noch immer Gelegenheit, ihre Sucht nach Klatsch und nach Intrigue zu befriedigen. So ist eben die menschliche Natur — weder schlecht, noch auch gut, weder unrein, noch auch lauter, weder nieder, noch auch hoch, nicht gewissenlos, aber nicht immer und nicht in allen Stücken gewissenhaft, nicht durchweg oberflächlich, aber doch oft leichtfertig, nicht immer ungerecht, und doch auch nicht stets und über-

all gerecht, nicht herzlos, und doch gar oft hart und rücksichtslos. Wer über die menschliche Natur nach der einen oder nach der andern Seite ein bestimmtes Urteil fällen wollte, würde fehl gehen, wiewohl er in seinem Urteil nicht immer unwahr wäre.

Der Mensch verlangt stets nach Neuem, nach Zerstreuungen und Überraschungen, ohne sich auch zu überlegen, ob das Neue wirklich neu sei. Die Vorbereitung auf das Sehen ist daher für ihn meistens noch wichtiger als der Gegenstand, den er sieht. So sind viele Menschen bereit, stundenlang Hitze oder Kälte zu ertragen und eingepfercht im Gedränge zu stehen, um ja irgend etwas zu sehen. Meistens ist es aber überhaupt nichts sehenswertes, worauf sie sich mit einem solchen Aufwande vorbereiten. Immer will der Mensch, daß etwas geschehe, und für nichts ist er so dankbar, als für eine Zerstreuung. Eine Parade, ein Umzug, ein Zirkuswagen, die Hochzeitswagen, die durch die Straßen fahren, das Umfallen eines Pferdes, eine Streitigkeit, der Dieb, der auf den Wachposten geführt wird, das Gebaren eines Betrunkenen oder eines Marktschreiers — es gibt nichts, wovon er sich nicht Anregung verspräche.

Der Mensch besteht aus zwei Wesen: das eine zieht ihn hinan, das andre herunter. Wir haben also zu wählen, und unsere Wahl ist maßgebend für unsere ganze Lebensrichtung.

Mancher fordert von seinen Mitmenschen so viel, daß er das Wenige, das sie ihm geben können, gar nicht mehr schätzt, und so lebt er in einer beständigen Gespanntheit, denn viel von den Menschen fordern heißt in fortwährendem Kriege mit ihnen leben.

Unsere Lebenserfahrungen machen uns mißtrauisch gegen die menschlichen Schwächen, da wir keine Illusionen mehr darüber haben können. Aber das Mißtrauen, wiewohl es nur zu sehr berechtigt ist, ist doch nichts schönes und kann, wenn wir ihm kein Gegengewicht erschaffen, sogar zu einem tief um sich greifenden Charakterfehler werden.

Wilde Tiere zähmen ist jedenfalls leichter, als Menschen erziehen: nicht umsonst hat Orpheus die Wirkung seines veredelnden Gesanges nicht an Menschen, sondern an Tieren erprobt.

Quot capita, tot sensus — wenn es nur auch so viele Herzen gäbe, als es Köpfe gibt.

Wenn man den Menschen Herzlichkeit und Taktgefühl beibringen könnte, so wäre manches Problem des Zusammenlebens, worüber wir uns den Kopf zerbrechen, mit Leichtigkeit gelöst. Aber Herzlichkeit und Taktgefühl sind viel seltener als Tapferkeit und Talent.

In der Jugend begeistern wir uns schnell für Ideen, weil wir noch nicht wissen, was der Mensch ist. Da die Begeisterung für die Idee der Menschheit leicht ist, während die Kenntnis der menschlichen

Natur auf schweren Erfahrungen beruht, so ist es nur sehr begreiflich, warum viele sich auch später für die Idee der Menschheit begeistern können: sie ziehen das Leichte dem Schweren vor.

Manche haben die größte Freude, wenn sich ihnen die Gelegenheit, zu tadeln, bietet; manche wiederum empfinden eine Freude, wenn sie die Gelegenheit, zu loben, finden, und manche andre sind froh, wenn sie weder loben, noch tadeln müssen.

Alle leben wir in der Nähe der Gewöhnlichkeit. Fern von niedrigen und gemeinen Menschen leben — das gönnt Gott nur seinen Auserwählten.

Mancher Mensch von Geist hat bisweilen das Verlangen, mit der Torheit der Leute, die er in vollem Maße kennen gelernt hat, zu spielen und, aus Widerspruch gegen die Heuchelei der Gesellschaft, sich weit schlechter zu geben, als er ist, und sich sogar Schwächen anzudichten, die ihm gar nicht eigen sind. So hat auch Goethe durch diese ‚umgekehrte Heuchelei' viele Mißverständnisse und viel böses Gerede veranlaßt, während er doch an das Wort hätte denken sollen: Ne dites jamais mal de vous, vos amis en diront assez.

Jeder fein fühlende Mensch sieht sich bisweilen genötigt, ein Wams aus Büffelleder, gleich Gulliver, zu tragen, um sich so vor den Mitmenschen zu schützen.

Gewisse Menschen gleichen den Zeitungen: innerhalb vierundzwanzig Stunden werden sie ebenso uninteressant und fallen der Vergessenheit anheim. Ihr inneres Leben ist zusammengesetzt aus Leitartikeln, aus allerhand Nachrichten über Tagesereignisse, über städtischen Klatsch und über die neuesten Romanschreiber und Modedichter.

Es gibt zwei Arten von Menschen: innerliche und äußerliche, suchende und selbstzufriedene, solche, die innerlich warm, und solche, die innerlich kalt sind, daneben freilich auch gleichgültige und laue.

Mancher, der nicht weiß, was in seinem eigenen Hause vorgeht, weiß genau Bescheid im Hause des Nachbars, und mancher, der nie den Versuch gemacht hat, seinen eigenen Charakter zu erforschen, legt sich mit Vorliebe auf die Erforschung des Tuns und Lassens und Denkens der andern.

Innerlich erfrorenen Menschen sich nähern, ist eine weit schwerere Geduldsprobe, als beschneite und frostige Statuen umarmen, wie es Diogenes getan haben soll. Die kalten Menschen haben mit den beschneiten und frostigen Statuen das gemein, daß sie ebenfalls nichts von ihrer Unempfindlichkeit und Kälte wissen.

Daß manche, die sonst vom Anblick eines verwundeten Tieres tief gerührt werden, in ihrer Beziehung zu ihren Mitmenschen sogar Grausamkeit an den Tag legen können, zeigt, daß das Theilchen Mitgefühl, das in ihrem Charakter liegt, sich in einer

bestimmten Richtung äußert und sich nach einer andern Seite nicht mehr äußern kann.

Nicht selten trifft man tapfere Naturen an, die gar nichts seelisches haben: ihre Tapferkeit ist nur eine gewisse Bravour, ein instinktives Drauflosgehen, und sie läßt sich auf ganz äußerliche Motive zurückführen: sie kann auch mit größter innerer Feigheit zusammengehen.

Gewisse Charaktere scheint der Krieg ebenso tief zu begeistern und leidenschaftlich zu bewegen wie das Spiel den Hazardspieler.

Der folgerichtige Menschenverachter müßte nicht nur die andern, sondern auch sich selbst verachten.

Es gibt Menschen, die viel erfahren haben, an denen aber die Erfahrungen wirkungslos vorübergegangen sind: ihre Erfahrungen gleichen dem Regenwasser in der Wüste, das spurlos im Sande verschwindet.

Wie viele gibt es, die gar nicht wissen, was Feingefühl ist: sie begreifen auch gar nicht, daß man auf dem Gesichte eines Menschen lesen kann.

Was Temperament und Seele ist, erfährt man am besten, wenn man mit Menschen zu tun hat, denen das eine oder das andre abgeht: selbst wenn solche Menschen viel Intellekt haben, so verbreiten sie doch eine eisige Atmosphäre um sich, und die Schärfe ihres Intellektes wirkt erdrückend und sogar abstumpfend.

Man trifft gar oft Menschen an, die sich den Verstand stumpf gedacht, auch solche, die sich das Herz stumpf gefühlt haben, solche, die sich selbst stumpf geliebt und ihre Mitmenschen stumpf gehaßt, und nicht selten solche, die ihre Feder stumpf geschrieben haben.

Der Höfling ist eine Erscheinung, die nicht nur an Höfen zur Entfaltung kommt: vielmehr kann er wie unter allen Himmelsstrichen, so auch in allen Regierungsformen gedeihen — in einer Republik nicht minder, als in einem monarchischen Staate. Ein demokratischer Höfling ist keineswegs ein Widerspruch.

Manche Mitglieder fürstlicher Häuser, die der öffentlichen Meinung zuliebe die Kunstliebhaber spielen, haben bloß nicht den Mut und die Aufrichtigkeit jenes scythischen Königs, der zu dem berühmten Flötenspieler Ismenias offen heraus sagte, das Wiehern seines Pferdes sei ihm lieber als alles Flötenspiel.

Wenn jemand von seinem Vorgesetzten oder überhaupt von einem, in dessen Abhängigkeit er sich befindet, irgendwie verletzt wird, so soll er bedenken, daß dieser sich zweifelsohne auch in irgendeiner Abhängigkeit befindet und Beleidigungen erdulden muß oder jedenfalls erdulden mußte.

Bei gewissen Menschen steht das Essen und Trinken im Mittelpunkte ihres Daseins: es ist die Hauptfreude ihres Lebens, auf die sie sich während

der Arbeitsstunden wie auf etwas weihevolles vorbereiten.

Mit Wölfen muß man heulen, sagt man, läßt aber dabei außer acht, daß man selbst ein Wolf sein muß, um von den Wölfen in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden.

Die Menschen verzeihen einem wohl, wenn man an ihren Leiden nicht teilnimmt, aber nicht, wenn man keine Teilnahme für ihre Fröhlichkeiten und Festlichkeiten hat.

Manche sind böswillig nicht aus wirklich bösem Willen gegen die andern, sondern aus einer gewissen Rachsucht gegen sich selbst, weil sie sich ihrer eigenen Schwachheit bewußt sind. Böswilligkeit ist auch nichts als moralische Schwachheit.

Wie wenig die Menschen fähig sind, standhaft und mutig zu sein, zeigt sich auch darin, daß sie nur selten sich zu den Eigenschaften ihres Charakters bekennen wollen: weder will der Neidische neidisch, noch der Geizige geizig, noch der Eitle eitel, ja selbst der Ehrgeizige ehrgeizig sein. Oft sieht man auch, wie die, welche noch kurz zuvor einander feindlich gesinnt waren, jetzt miteinander brüderlich umgehen, weil das Interesse oder die Eitelkeit sie zusammengebracht hat. Schwach wie die Zuneigungen sind auch die Abneigungen der Menschen.

Woher kommt es, daß selbst der Schurke sich beleidigt fühlt, wenn man ihn beim rechten Namen

nennt? Auch der gemeine Charakter will stets für etwas andres gelten, als er in Wirklichkeit ist.

Es liegt im Interesse auch des ehrlosesten Menschen, sich rechtschaffen zu stellen, aber wer nicht grundehrlich von Hause aus ist, kann seine Rolle des Rechtschaffenen nie folgerichtig durchführen und verrät sich durch die Krücken, zu denen er in einem fort seine Zuflucht zu nehmen gezwungen wird.

Gewisse Menschen sind dreist und feige zugleich: dreist aus Feigheit und feig aus Dreistigkeit. Durch beides können sie täuschen: wer nur mit ihrer Feigheit rechnen wollte, würde ebenso irre gehen wie der, der nur ihre Dreistigkeit berücksichtigte.

Es gibt verlogene Naturen, von denen die Leute wissen, daß sie verlogen sind, denen sie aber trotzdem in den Augenblicken, wo sie mit ihnen zusammen sind, alles glauben, manches sogar auch noch nachher.

Wenn ein Prahler selbstbewußt von sich redet, so glaubt man ihm doch wenigstens noch einen Teil von dem, was er sagt, selbst wenn man eingesehen hat, daß er ein Prahler ist, und man die andern warnt, ihm ja nicht zu glauben.

Es ist schwer zu entscheiden, in welchem Zustande der Mensch erfinderischer ist: wo er liebt, oder wo er haßt.

Es gibt manche, die mit ihrem Dank und mit ihrer Anerkennung förmlich geizen, und auch manche, die

verschwenderisch damit umgehen: jene sind trockene und mißgünstige Naturen, diese aber sicherlich leichtfertige, die nicht wissen, was wahre Anerkennung ist, und zwischen einem Goldstück und einer Kupfermünze nicht unterscheiden können.

Das Ausbleiben des Erfolges geht den allermeisten Menschen sehr nahe, als wenn erst der Erfolg ihr Wirken rechtfertigte. Und so verlangt der Künstler und der Mann der Wissenschaft, daß ihr Werk anerkannt werde, nicht minder als der einfachste Arbeiter, daß seine Leistung gelobt werde. So sind die Menschen noch mehr in ihrem innern als in ihrem äußern Leben auf die andern angewiesen.

Was uns mit den Mitmenschen am festesten verknüpft, sind nicht unsere Tugenden, sondern unsere Untugenden, denn jene müssen ihnen unwillkürlich zum Vorwurf gereichen, wogegen diese ihr Gewissen beschwichtigen und sie in ihren eigenen Augen erheben.

Es gibt Menschen und Werke, die schönen Vasen gleichen, in denen giftige Essenzen enthalten sind, und es gibt auch Menschen und Werke ohne Glanz und ohne äußere Pracht, die aber einen Schatz von Wahrheit, von Seelenfeinheit und von Herzlichkeit in sich tragen.

Ein begabter Mensch, der sein Talent niedern und nichtigen Dingen zuwendet, ist wie eine schön tönende Glocke, die so nieder gehängt wird, daß sie ihre Bestimmung nicht erfüllen kann.

Ein denkender Mensch ohne große Lebensziele und ohne Charakterkraft ist nichts als ein Gedankenbummler.

Überaus unschön ist der Anblick eines Menschen, der mit den Jahren, statt seine innere Flamme rein zu bewahren, nur oberflächlicher und träger wird: wir haben kein Recht, uns rückwärts zu bilden.

Geistig halbtote Menschen, die zum Leben wachgerufen werden, tragen doch noch die Spuren des Todes an sich, gleich den Toten jener Stadt, von denen die mohammedanische Legende erzählt, Gott habe sie auf Verwendung des Propheten Ezechiel wieder ins Leben gerufen, aber ohne die Spuren des Todes ganz von ihnen weggewischt zu haben.

Das Reden zu rechter Zeit ist schwerer, aber nicht minder nötig, als das Schweigen zu rechter Zeit. Schweigsame Menschen rufen meistens einen peinlichen Eindruck hervor, als wenn sie auflauerten und vieles zu verheimlichen hätten. Ihre Verschlossenheit fordert uns auf, unser Inneres ebenfalls zu verriegeln, als wenn wir vor ihnen auf der Hut sein müßten.

Für reife Charaktere ist die Freiheit das kostbarste Kleinod. Für die meisten aber ist sie nur eine verlockende Süßigkeit, an der sie sich wie Kinder leicht den Magen verderben können.

Dem oberflächlichen, nur auf das Äußerliche gerichteten Menschen zeigen, was Tiefe und Höhe

des Lebens bedeutet, ist ebensowenig möglich, als es der tief angelegten Natur möglich ist, oberflächlich, ohne Gewissen und Verantwortungsgefühl zu sein.

Unter Leben versteht der Schriftgelehrte nur sein eigenes und das seinesgleichen. Von den Lebensmächten und ihrem ganzen tragischen Geheimnis hat er keine Ahnung, denn kein einziger Pfad führt von ihnen zu ihm. Sein eigenes Leben ist Abgegrenztheit, Gleichmäßigkeit und Selbstzufriedenheit. Sein Lebensweg ist ihm vorgeschrieben in allen Etappen, die ihn immer von einer Schule in die andre führen — alles Schule, und nichts von innerlich ergreifenden und äußerlich bewegenden Lebensmächten. Das einzige, was ihm einen Einblick in das Leben gewähren könnte, wäre das erotische Gefühl in der Jugendzeit, aber auch da verliert er nur selten und auch dann bloß für Augenblicke sein Gleichmaß. Alles Schicksal wird für ihn mit der Ehe und mit der Lebensstellung abgeschlossen, und so wird sein schulmäßiger Lebensweg ruhig fortgesetzt. Daher seine Geringschätzung für alles, was Unmittelbarkeit, Erlebnis, tragisches Empfinden, Geisteshöhe und heroisches Streben ist, und die aufrichtige Achtung für die gleichmäßige Arbeit, für das fleißige Forschen, für das angehäufte Wissen, für die äußern Hüllen, für die Schärfe des Verstandes, für Geschichte und für Kritik.

Wer ganz ‚von sich' eingenommen ist, wer im Tagesereignis, in der Partei, im Ehrgeiz aufgeht,

der kann die Tiefen und die Höhen des Lebens gar nicht erschauen. So sind ihm auch Religion und Kunst im Grunde fremd, wenn er sich auch noch so sehr damit abgibt. Ein solcher Mensch kann wohl ein ausgezeichneter Politiker, ein gewiegter Geschäftsmann, ein gewissenhafter Beamter und Verwalter, ein gründlicher Forscher sein, aber immer wird ihm die Erkenntnis des Wesentlichen abgehen, weil er zur Selbsterkenntnis nicht befähigt ist. Ein solcher Mensch ist auch ohne gewisse Vorurteile gar nicht denkbar, sei es das Vorurteil der Partei und der Zunft, sei es das der Konfession.

Bei wem der Verstand vorherrscht, bei dem ist eine gewisse Trockenheit oder gar Berechnung unvermeidlich, und oft gesellt sich auch Härte dazu.

Vielen wissenschaftlichen Fachleuten ist eine Geringschätzung für alle die eigen, die sich nicht auf ein bestimmtes Fach beschränken und darin ganz aufgehen können. Da sie selbst in einem fest geschlossenen Kreise leben, so können sie sich auch gar keine andern Interessen, als die ihres eigenen Kreises, vorstellen. Ihre Selbstzufriedenheit, ihre Sicherheit im Auftreten und im Urteilen über Welt und Menschen und auch ihre bisweilen herausfordernde Selbstgefälligkeit entspringen aus ihrem Bewußtsein der Pflichttreue und auch aus ihrer ganzen Gemütsart, die gewöhnlich nur das nächste Ziel und die nächsten Angehörigen kennt. Aber neben Gewissenhaftigkeit, Pflichttreue und sittlicher Untadel-

haftigkeit trifft man bei ihnen nicht selten auch Mißgunst, Eifersucht auf den Erfolg und Verkleinerungssucht. Die Beschäftigung mit kleinen Dingen im engen Kreise muß die Fähigkeit in einem hohen Grade schärfen, mit kleinen Mitteln zu kämpfen.

Was dem einseitig intellektuellen Menschen nicht einleuchtet, das bezeichnet er sofort als krankhaft, wenn er es nicht als Torheit abtun kann. Von dieser Art und Weise, zu urteilen, bis zu der des gewöhnlichen Philisters ist nur ein ganz kleiner Schritt, und oft treffen die Urteile beider auch wirklich ganz zusammen.

Manche Gelehrte haben einen unwiderstehlichen Widerwillen nicht nur gegen alle Glut der Leidenschaft, sondern auch gegen alle Wärme: gleich jenem Hausintendanten Alexanders des Großen frieren sie in der Sonne, und im Schatten ist es ihnen warm.

Vor lauter Denken weiß mancher nicht, was Weisheit ist, und vor lauter Schreiben weiß mancher nicht, was Denken ist: das Schreiben wird gewöhnlich dem Denken, und das Denken wird meistens der Weisheit vorgezogen.

Der Verstandesmensch eignet sich äußere Kenntnisse und Fertigkeiten weit leichter an, als der schöpferische Kopf, denn er wird weder durch innere Erfahrungen, noch durch den Drang, sein Leben in Einklang mit seinem Denken zu bringen, von dem ebenen Wege abgebracht. Ein Buch ist für

ihn nichts als ein Buch, und er ist überzeugt, sich die erhabensten Werke angeeignet zu haben, wenn sein Gedächtnis genau Bescheid darüber geben kann.

Die unwiderstehliche Abneigung der Pedanten und der gewöhnlichen Köpfe gegen den schöpferischen Geist kommt davon, daß dieser die Ochsen verzehrt, mit denen sie pflügen.

Die Reife vieler sogenannter reifer Menschen besteht in der vollständigen Einbuße der Kindlichkeit. Eine gewollte Strenge liegt auf ihrem Gesichte, und schon ihre Nähe macht unfrei und beklommen. Der Keim des Seelischen ist in ihnen durch die andauernde Verstandesarbeit erstickt: sie haben im eigentlichen Sinne des Wortes ihre Seele verloren und damit auch alle Unmittelbarkeit und alle Freiheit.

Wahre Reife setzt Wachstum und Blühen voraus. Ein dürrer Mensch kann gar nicht reif sein. Wenn der Philister von Reife spricht und sich für reif hält, so versteht er darunter nichts als Dürre und Blütenlosigkeit.

Die Pharisäer und die Schriftgelehrten bedürfen der höhern Rechtfertigung nicht, weil sie sich immer für gerecht halten. Der Pharisäer kann ein sehr guter Familienvater und rechtschaffener Geschäftsmann, und der Schriftgelehrte der gewissenhafteste Forscher und der beste Bürger sein, aber sie können nie im tiefern Sinne Seelen-

feinheit haben: sie werden immer irgendwie ihre Selbstgerechtigkeit oder auch ihre Kälte an den Tag legen.

Verzeihe ihnen nicht, denn sie wissen gut, was sie tun — das ist die Ansicht, die der Pharisäer von den Menschen hat. Er weiß nicht, was Verzeihen ist, weil er der rücksichtslose Anwalt des unerbittlichen Gesetzes ist und dieses nicht als Mittel zu einem höhern Zwecke, sondern als den in sich abgeschlossenen Selbstzweck betrachtet.

Ein fähiger Kopf ist etwas ganz andres als ein selbständiger Kopf: sieht man doch oft fähige Menschen, die ganz unselbständig denken und noch unselbständiger handeln.

Auf jeden einseitigen Fachmann läßt sich das Wort des Antisthenes über einen Flötenspieler anwenden: ‚Er ist sicherlich kein echter Mensch, da er sonst nicht ein so vortrefflicher Flötenspieler wäre.‘

Nachdem der biblische Held den Einfall gehabt hatte, brennende Fackeln an den Schwänzen der Füchse zu befestigen und so die Felder der Philister in Brand zu stecken, erwachte sowohl in den Philistern als auch in den Schulfüchsen eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Heldentum.

Ein mittelmäßiger Kopf ist unter anderm auch daran zu erkennen, daß er an ein Werk, das wahren Geist enthält, immer von der verkehrten Seite herantritt.

Wenn die Mittelmäßigen und die Oberflächlichen durch die Verhältnisse genötigt werden, Geist und hohes Bestreben anzuerkennen oder gar zu preisen, so wissen sie auch hier nicht, was sie tun, und es bleibt einem weiter nichts übrig, als ihnen zu verzeihen.

Pedanterie ist nur Starrheit und Gebundenheit, und wenn sie auch noch nicht Lieblosigkeit ist, so muß sie doch früher oder später dazu führen. Die Pedanterie ist unabhängig von der Denkart, denn jede Denkart kann gemäß der Charakteranlage ihres Vertreters pedantisch und starr werden.

Gewisse Gelehrte und Kritiker verhalten sich zu den erhabensten Werken nicht anders, als der Geschäftsmann zum Sonnenlichte, zu dem er auf dem Spaziergange flüchtig sein Auge erhebt, während er über seine Geldangelegenheiten nachdenkt.

Manche Menschen drücken wie ein schwerer Nebel: man fühlt bei ihnen Scheidewände und Hindernisse und kann sich ihnen mit dem besten Willen nicht mitteilen. Sie sagen dann, man sei unliebenswürdig.

Es gibt viele Menschen, denen man nicht etwa dadurch imponiert, daß man das Wichtige ernst nimmt, sondern dadurch, daß man sich bei Lappalien mit einem solchen Ernst aufhält, als wenn sie das Wichtigste wären.

Eine gewisse Art von Menschen ermangelt vollständig dessen, was die Franzosen mit dem Worte

imprévu bezeichnen: weil sie selbst nichts geheimnisvolles in sich tragen, sehen sie auch das Geheimnisvolle des Lebens nicht und wissen nicht, was Inspiration, Ahnungsvermögen, geistige Beweglichkeit ist. Aber trotzdem sind sie überaus selbstbewußt.

Der bedeutende Kopf wird von dem mittelmäßigen Kopfe für unbedeutend gehalten, und doch ruft er in ihm eine unüberwindliche Abneigung hervor.

Der gewöhnliche Mensch fühlt sich nie vereinsamt und kann daher auch gar nicht begreifen, wie man sich vereinsamt fühlen könne.

Mancher lobt ein Buch, das er nicht gelesen hat, mit einer solchen Sicherheit, als wenn er es selbst verfaßt hätte, und mancher tadelt ein Buch, das er nicht gelesen hat, mit einer solchen Gehässigkeit, als wenn der Verfasser sein persönlicher Feind wäre.

Wie oft stößt man auf Menschen ohne Seele, die aber durchaus wollen, daß die Seele unsterblich sei.

Nicht wenige, besonders Lehrer, haben die Fähigkeit, andre zu langweilen, ohne selbst im geringsten Langeweile zu verspüren und ohne zu wissen, daß sie langweilen.

Was der Cliquengeist und die Mode oft den Kritikern gibt — eine Sicherheit, die an Dreistigkeit grenzt.

Immer sind die Menschen geneigt, ihren Verdiensten und Fähigkeiten das zuzuschreiben, was oft doch nur der reine Zufall herbeigeführt hat. Wie einer zu hohen Stellungen gelangt, dazu tragen unberechenbare Dinge meistens weit mehr bei, als alle persönlichen Fähigkeiten: einige Tage früher oder später, eine etwas andre Fügung der Verhältnisse, oft nur irgendein Ungefähr, und nicht dieser, sondern ein andrer wäre auf diesen Posten gekommen.

Was gewöhnlich imponiert, sind nicht Einsichten, sondern nur angesammelte Kenntnisse, wie alles, was auf fleißiger Arbeit beruht: Wissen wird angestaunt, Geist aber so wenig wie nur möglich gewürdigt, ja er gilt nicht selten sogar nur als Verirrung oder als Extravaganz, da er kein planmäßiges Wissen, sondern gesteigertes Leben ist.

Wem Gott echten Geist gibt, dem geben die Menschen selten ein Amt.

Die Welt sagt sich unwillkürlich, daß wer eine hohe Würde bekleidet, ihrer auch würdig sei: sie bedenkt nicht, daß oft nur Kamaraderie und Intrigue dazu gehören, eine hohe Würde zu erlangen.

Im Tierreich ist es niemals möglich, den Löwen durch einen Ochsen, oder den Adler durch eine Krähe zu ersetzen, aber unter den Menschen ist dies gäng und gäbe.

Für viele äußert sich der ganze Lebensinhalt nur in Titeln und Würden. Daher identifizieren sie

sich auch vollständig mit ihrer Stellung: es ist das einzige, wodurch sie wirken.

Wir sehen uns genötigt, einen Lebensberuf zu wählen in einem Alter, wo wir noch gar nicht wissen, was Leben und was Beruf ist. Wenn es nicht so viele gäbe, die ihren Beruf ganz zufällig oder nur aus Berechnung wählten, so wäre mehr Ehrlichkeit, mehr Tüchtigkeit und weniger Intrigue in der Welt.

Der Hochmut, der Eigendünkel, die Selbstüberhebung, der Ehrgeiz, der Neid und die Eitelkeit sind ganz unabhängig von unserm Glaubensbekenntnis. Stets wird es Menschen geben, die sich zu allem echten mit ihrem Munde und mit ihrem Verstande bekennen, ohne auch innerlich davon durchdrungen zu sein. Stets wird es auch solche geben, die alles hohe und echte in den Dienst irdischer Zwecke und selbstischer Bestrebungen stellen.

Mancher, der in seinem Denken hoch über alle Moral erhaben zu sein wähnt, erscheint im Leben ganz von der konventionellen Moral durchdrungen, und seine Urteile über die Mitmenschen sind überaus lieblos.

Unglaube und Aberglaube wohnen nicht fern voneinander, und oft finden sie sich in ein und demselben Menschen ineinander verquickt.

Man trifft bisweilen harte und grausame Menschen an, die im Anblicke der Härten und Grausamkeiten andrer, oder sogar, wenn sie davon bloß er-

zählen hören, bis zu Tränen gerührt werden können, gleich jenem grausamen Tyrannen des Altertums, der im Theater von einem Trauerspiel so gerührt wurde, daß er weinend das Theater verließ. Man trifft auch nicht selten hartherzige Staatsbeamte an, die in ihrem engern Familienkreise die besten Menschen, die zärtlichsten Ehegatten und liebevollsten Väter sind.

Der Mensch, der zwischen Hoffnung und Befürchtung schwebt, weiß nicht, daß, wenn ihm jeder Wunsch erfüllt und die Hoffnung genommen würde ihm weit mehr genommen, als erfüllt wäre.

Das Zusammenleben

Das Zusammenleben der Menschen erzeugt die sonderbarsten Gegensätze: Gerechtigkeitsgefühl neben Habsucht und neben Schlauheit; das Bewußtsein, daß man nicht immer unwahr sein dürfe, und doch dabei das Unvermögen, wahr zu sein; bei äußerlicher Anerkennung stille Mißgunst und Furcht vor der Überlegenheit; Anbetung des Erfolges, weil er sichtbar und tastbar ist; Haß gegen alles, was sich nicht mit Händen greifen und in der laut redenden Sprache des Mammons ausdrücken läßt, und doch daneben das stille Bewußtsein, daß es etwas gebe, das mehr ist als das angebetete Gold; ein lautes Hosianna im Anblicke der triumphierenden Macht in jeder ihrer Gestalten, selbst in der brutalsten, und daneben ein Funke von Mitleid mit den Schwachen und Unterdrückten; Liebe zu der Gewöhnlichkeit und Alltäglichkeit, und zugleich eine gewisse Bewunderung für alles, was den Kreis des Alltäglichen verläßt; ein unwiderstehliches Bedürfnis nach Zerstreuung, und daneben ein bald offener, bald geheimer Vorwurf gegen den Leichtsinn; tiefer Widerwille gegen Aufrichtigkeit, und zugleich ein öffentliches Lob darauf; nach außen Verachtung, und doch im geheimen eine unwillkürliche Schätzung der Lüge, wenn sich die Lüge als erfolgreiches Mittel zur Erreichung politischer Zwecke erweist.

Ziellos können wir nicht leben, und der Unterschied zwischen dem einen Menschen und dem andern ist nur der ihrer Ziele.

Manche sind fähig, sich für mehr oder weniger vergängliche Dinge aufzuopfern; ihre Uneigennützigkeit ist noch mit andern Motiven unauflösbar vermischt und ohne diese auch gar nicht denkbar. Diese Art von Selbstverleugnung würdigt der große Haufe; die reine Selbstverleugnung aber, die auf das Ewige gerichtet ist, bleibt ihm unverständlich, und er kann sie nur historisch würdigen.

Manchem fällt es leichter, ein glänzendes Buch zu schreiben und ein schönes Gemälde zu malen, als etwas von dem angeborenen Neid, Zorn und Haß in sich zu überwinden.

Die unerbittliche Zeit, die unser Gedächtnis abstumpft, stumpft auch einigermaßen die negativen Eigenschaften des Charakters ab: den Haß, den Neid, die Wollust, die Eitelkeit. Am vorgerückten Alter wirken sie auch weit abstoßender als an jungen Leuten.

Wenn wir auch das Bewußtsein haben, daß Irren menschlich ist, so wollen wir doch unsere Irrtümer nur selten eingestehen, denn wir hangen zu sehr an ihnen: sie sind uns zum Bedürfnis geworden.

Die Widersprüche unserer Natur, von denen der begabteste Mensch am wenigsten frei ist, können nur durch andauernde innere Arbeit einigermaßen aus-

geglichen und auf der Höhe unseres Lebens innerlich in Einklang gebracht werden. So gelang es Goethe erst im spätern Alter, den tiefen Widersprüchen seines Naturells wenigstens das Auffällige zu nehmen, denn ganz überwinden konnte er sie erst als Greis.

Oft sind wir besser als unsere Gedanken, und oft sind auch unsere Gedanken besser als wir. Es kommt eben davon, daß unser Wille nur selten auf unser Denken horcht.

Es gibt einen Adel des Herzens und auch einen Adel des Verstandes, der aber kalt ist und daher keinen anhaltenden Eindruck hinterläßt wie alles Menschenwerk.

Unsere innern Erfahrungen schärfen unsern Blick für die Gesichter unserer Mitmenschen: sie können nichts mehr vor uns verbergen, denn wir lesen auf ihren Gesichtern wie in einem offenen Buche.

Furchtlosigkeit dem Leben und dem Tode gegenüber kennen entweder die, welche zum Höchsten gelangt sind, oder die, welche sich noch nicht einmal aus dem Niedersten emporgerungen haben.

Wenn auch die konsequente Menschenverachtung eine beruhigende Kraft werden kann, so ist doch die Fähigkeit, die Menschen zu lieben und ihnen zu verzeihen, nicht nur, im Gegensatze zu jener, eine veredelnde und erhebende, sondern auch eine viel größere und beruhigendere Kraft.

Wir wären besser und weiser, wenn die Vergangenheit uns stets gegenwärtig wäre, und wir nicht mit allen unsern Wünschen, aus Verlangen nach Selbsttäuschung, in der Zukunft lebten.

Wir sollten uns öfter vorstellen, wie die Welt aussehen wird, wenn wir nicht mehr sein werden, um zu erfahren, was die Welt ist, wenn wir noch darin sind. Es kann auch kein wirksameres Beruhigungsmittel für uns geben.

Jeder unserer erfüllten Wünsche ist stets nur der Anfang neuer Wünsche, denn unsere Wünsche können hienieden nie gestillt werden.

Am deutlichsten tritt uns die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge entgegen, wenn wir etwa nach einem Jahrzehnt in eine Stadt kommen, die wir früher bewohnten: ein so kurzer Zeitraum war schon hinreichend, den Anblick der Straßen, der Häuser und der Menschen wesentlich zu verändern.

Gewisse Schäden sind so tief im menschlichen Zusammenleben begründet, daß sie immer wieder in die Schranken irdischen Daseins treten müssen, wenn auch ihre erneute Gestalt uns über ihr Wesen eine Zeitlang täuschen kann.

Der große Schmerz hat bisweilen eine veredelnde Wirkung, nur die gemeine Not, der Kampf mit dem Alltäglichen wirkt wie ein langsames Gift auf unsere Seele.

Eine schwere Jugend umhüllt unser Gemüt mit einem Flor von Traurigkeit, den wir nicht mehr ganz los werden: wir fühlen, daß etwas unwiederbringlich verloren gegangen ist.

Kleine und gewöhnliche Schmerzen und geringe Verlegenheiten setzen uns mehr zu, als große Krankheiten und ernste Schicksalsschläge: diese vernichten unser kleines Ich und nehmen uns für eine Zeitlang die Besinnung, jene aber lassen uns noch die Zeit und die Möglichkeit, über unser Ich nachzudenken und ihm nachzuhängen.

Wie soll man auch seines Lebens froh werden, wenn man gar nicht dazu kommt, zu leben? Bei dieser Erkenntnis stehen bleiben, hieße, sich bei lebendigem Leibe begraben lassen.

Die Lebensnot, wie jede Gefahr, tritt an uns mit dem Entweder—Oder heran: Sein oder Nichtsein, und gibt auch der schwächern Natur, wenigstens für Augenblicke, Mut, Zuversicht und Geistesgegenwart.

Wenn wir Angriffen gegenüberstehen, entdecken wir in uns mehr Kraft, uns zu behaupten und zu verteidigen, als wir es haben ahnen können. Was am meisten unsere Kraft vernichtet und unser Selbstvertrauen schwächt, ist der Zweifel und die Unentschlossenheit.

Oft kann es heißen: die schlimmsten Feinde sind die besten Freunde, und oft auch: die besten Freunde sind die schlimmsten Feinde; es kommt dabei ganz

auf den Charakter an: für den einen sind Freunde wohltätiger als Feinde, auf den andern wirken Feinde anregender und befreiender als Freunde. Gewöhnlich aber schlagen wir mit den Freunden tiefe Wurzeln in den Boden, auf dem wir stehen, und mit den Feinden wachsen wir in die Höhe.

Oberflächliche Anerkennung ist noch weit schlimmer als oberflächlicher Tadel: während dieser von einem natürlichen Unverständnis zeugt, ist jene im Grunde nichts als Heuchelei. Der Hochgesinnte sollte sich gegen Anerkennung so lange ablehnend verhalten, bis er sich von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt hat, d. h. bis er sich überzeugt hat, daß es ihr nicht um die Person, sondern vor allem um die Sache zu tun sei, die durch die Person ihren Weg genommen hat.

Die Kunst, im Leben vorwärts zu kommen, besteht darin, daß man die eigenen Schwächen verberge und einen scharfen Blick für die Schwächen der andern habe, vor allem aber in einem unüberwindlichen Verlangen, vorwärts zu kommen, ohne das man sich ja auch gar keine Mühe geben würde, die eigenen Schwächen zu verbergen und die Schwächen der andern auszuspähen.

Überaus groß sind die Anforderungen, die das innere Leben an uns stellt, und doch geben wir uns in abgeleiteten Gefühlen, in äußerlichen Interessen und geringfügigen Gedanken aus, statt unser Inneres zu konzentrieren und die höheren

Forderungen fest im Auge zu behalten. Haß, Abneigung gegen das, was wir für Irrtümer des Denkens halten, und polemische Ausfälle lassen uns sehr wenig Zeit für wahre und starke Liebe übrig, und die innere Energie, die uns nach all dem noch verbleibt, wenden wir auf Einbildungen und auf Götzendienst.

Es gibt keinen Seelenadel ohne Kindlichkeit: sobald wir die Kindlichkeit einbüßen, kommt in uns notwendig Berechnung, Krittelei, Absichtlichkeit und Spottsucht auf.

Jeder edelgesinnte Mensch muß, materiell gesprochen, den Kürzeren ziehen, weil die Gesinnung der Mehrheit stets das Gegenteil von Gesinnungsadel ist und meistens von Eigennutz und Strebertum beherrscht wird.

Noch schwerer, als Unrecht zu ertragen, muß es einem oft fallen, zuzusehen, wie den andern ein Unrecht angetan wird.

Zur wahren Sittlichkeit gehört weit mehr als Sittlichkeit, denn die ausschließliche Sittlichkeit kann unausstehlich werden.

Die wahre Sittlichkeit spricht nicht laut von sich und stellt auch keine Zeugnisse über die Aufführung der andern aus: sie schielt nicht und schilt nicht.

Gewöhnlich verstehen die Menschen weit besser die Naturnotwendigkeit als die Freiheit, selbst wenn sie vorgeben, diese erlangen zu wollen. Wenn sie

ihnen verkörpert erschiene, würden sie sie doch für eine Chimäre halten und als das Lästigste von der Welt zurückweisen.

Beim Anblicke der Unduldsamkeit gewisser Menschen, die sich auf Freiheit berufen, ist man wohl berechtigt, zu zweifeln, ob nicht diese ‚freien‘ Geister doch nur verkappte Despoten seien, die, ohne die Fähigkeit zu haben, Tyrannen im großen Stil zu sein, die Gelegenheit ergreifen, die Gewaltherrschaft wenigstens im kleinen auszuüben.

Im Denken stellt man sich die Freiheit ohne Schranken vor, im Leben aber sieht man, wie unvorbereitet und unreif für die Freiheit die Menschen sind. Die Geschichte der Völker mutet daher als trauriges Bruchstück an: werden doch die Völker gewöhnlich von Menschen geleitet, die von Freiheit reden, ohne sie auch zu üben, die dem Genuß eher zu dienen geneigt sind, als den höheren Geboten, und die ohne Ehrgeiz und ohne Zwang vielleicht nicht einmal ihre Pflichten erfüllen würden.

Nicht jeder, der eine Schlechtigkeit begehen will, findet die günstige Gelegenheit, sie auszuführen, wie denn überhaupt unsere Wünsche sowohl im Schlechten als auch im Guten weit mehr als unsere Taten sind.

Den Selbstbetrug der andern werden wir oft gewahr, unsern eigenen aber fast niemals, weil unser Blick gewöhnlich nach außen gerichtet ist:

unser eigenes Innere ist uns nicht weniger fremd, als das unserer Nebenmenschen.

Die Kleinlichkeit kann auf keinem Gebiete zu ersprießlichen Leistungen führen, selbst im Geschäftsleben nicht: der pedantische Gelehrte wird stets nur ein Bureauangestellter der Wissenschaft, wie der engherzige Kaufmann nur ein mittelmäßiger Geschäftsmann, und der kleinliche Militär ein ganz unbedeutender Stratege sein.

Wer sich nicht auf die Höhe des tragischen Ernstes erheben kann, womit doch immer wahres Wohlwollen und tiefes Mitgefühl verbunden ist, für den wäre es besser, gar keinen Ernst zu haben, denn der Leichtsinn hat wenigstens das vor der hausbackenen und schulmeisterlichen Ernsthaftigkeit voraus, daß er keinen quälerischen Druck ausübt und keine Selbstgerechtigkeit kennt.

Wie der trockene Ernst den Mangel an Innigkeit anzeigt, so auch die zu große Heiterkeit eine oberflächliche Gesinnung. Der innige Charakter ist ernst, weil er sich der großen Verantwortlichkeit des Menschen gegen seine Mitmenschen bewußt ist, und er ist zugleich heiter, weil er nicht an sich selbst, sondern an andre denkt.

Der liebenswürdige Leichtsinn bildet bisweilen den Gegenstand heimlicher Bewunderung, da er amüsant ist, und die Menschen doch der Zerstreuung bedürfen, denn selbst der trockene Ernst verlangt in gewissen Stunden nach Ausspannung.

Zum „göttlichen Leichtsinn‘ ist nur der berechtigt, der von dem tragischen Ernste des Daseins tiefe Erfahrungen empfangen hat, nicht aber der, dem die Tragödie des Daseins niemals nahe gegangen ist.

Im Umgange mit den Menschen dürfen wir keinen Augenblick außer acht lassen, daß selbst der Unempfindlichste noch irgendwo verletzbar ist. Der gewöhnliche Umgang ist aber voll von groben und leichten Verletzungen und Rücksichtslosigkeiten, als wenn unsere Mitmenschen gar nicht empfindlich wären.

Um mit den Mitmenschen richtig umzugehen, muß man zuerst in edler Weise mit sich selbst verkehren können. Mancher ist aber gewohnt, so mit sich selbst zu verkehren, wie kein Feind mit seinem Feinde umgeht.

Der Tadel trägt selten zur Entfernung von Fehlern bei, die sich durch langjährige Gewöhnung festgewurzelt und in einer bestimmten Richtung ausgewachsen haben. Charakterfehler des reifern Alters müssen daher mit Geduld ertragen werden.

Alles, was wir in Heftigkeit sagen und tun, hinterläßt in uns das Gefühl, wir hätten unser besseres Ich für eine Zeitlang in den Dienst eines launischen Herrn gestellt, der es mit Füßen getreten hat.

Oft wissen wir, daß wir in der Vergangenheit töricht waren, glauben aber nie, daß wir es auch in der Gegenwart sind oder später sein werden.

Haß ist die Eigenschaft niederer oder schwacher Seelen, die gar keine Fähigkeit haben, zu achten und zu lieben.

Meistens sind wir gar nicht wählerisch mit unserer Verachtung, denn wir übertragen sie auf Menschen, die nicht wert sind, daß wir uns ihretwegen aufregen, und denen gegenüber die Gleichgültigkeit die geeigneteste Entgeltung wäre.

Wenn die Menschen uns kränken, so müssen wir suchen, uns lebhaft zu vergegenwärtigen, ob sie nicht vielleicht Freude daran hätten, und ob wir ihnen diese Freude machen sollten.

Obschon den Feinden verzeihen sehr schwer ist, so scheint doch zum allerschwersten in der Welt zu gehören, denen, die uns an Geist überlegen sind, ihre Überlegenheit zu verzeihen.

Bemitleidenswert sind sehr viele Menschen, aber mitfühlen können wir doch nur mit wenigen.

Jedes Helfen erfordert großen Takt und Feingefühl, denn durch deren Abwesenheit kann die Hilfe sich für den Empfänger bisweilen sogar in eine Marter verwandeln. Die wahre Fähigkeit, zu helfen, ist in der Welt gar selten, weit seltener als die Bereitwilligkeit, zu helfen, als die Gutherzigkeit.

Nicht jede Freigebigkeit ist eine Wohltat. Mancher wird durch die Freigebigkeit, die ihm zuteil wird, nur dem Laster preisgegeben; auch kann selten jemand eine Reihe von Wohltaten hintereinander

ertragen, ohne dadurch verdorben zu werden. Daß die Großherzigkeit zu dieser Einsicht gelangen muß, das ist ihre peinlichste Erfahrung.

Wer für erwiesene Wohltaten Dank verlangt, verlangt etwas, wozu die allerwenigsten fähig sind: ist doch der Undank nur eine der vielen Äußerungen der Vergeßlichkeit und des Leichtsinns der menschlichen Natur.

Die Menschen sind nicht undankbar, wenn wir von ihnen keinen Dank verlangen.

Guter Rat ist nur da möglich, wo der, welcher um Rat gebeten wird, nicht um jeden Preis raten will, und der, der um Rat bittet, diesen aufrichtig wünscht und unbedingtes Vertrauen zu dem Ratenden hat.

Das Leben ist so verwickelt und so voller Widersprüche, daß wer da hineingreift und etwas wagt, des Erfolges meistens sicher sein kann und den Vorsichtigen und Zögernden weit überflügeln muß. Um aber seinem Erfolge Dauer zu verschaffen, dazu muß er freilich noch andre Eigenschaften haben, die dem Verwegenen meist ganz abgehen.

Das Leben ist so beschaffen, daß wer wagt, ohne viel zu wägen, weiter kommen muß, als wer alles peinlich erwägt, ohne wagen zu wollen. Nichts bringt den Menschen so zurück, als das beständige Zögern.

Bei der Forderung: ôte-toi, que je m'y mette, die unter den Menschen so verbreitet ist, wird etwas außer acht gelassen — daß auch das Sitzen gelernt sein will.

Nie würde sich der einzelne Mensch in der Nähe eines drohenden Vulkans anbauen, aber viele zuzusammen tun es leichten Herzens.

Der Mensch kann alles ertragen: das gute, das schlechte, das mittelmäßige Wetter, ja, wie seltsam es auch klingen mag, selbst das Ausbleiben jedes Wetters — so zähe klammert er sich an das Leben.

Wir glauben an Schicksalsschläge erst wenn sie uns getroffen haben. Ein gewisser Leichtsinn oder auch Stumpfsinn hilft uns über vieles hinweg, bis ein plötzlich hereinbrechendes Unglück uns für Augenblicke nachdenklicher stimmt, aber gleich darauf sind wir wieder die alten, mit dem alten Haß, mit der frühern Geschäftigkeit und mit den gleichen verworrenen Trieben.

Wer in Lissabon denkt jetzt an das Erdbeben, das eine solche Menge Menschen dort vernichtet hat, und wer wird nach fünfzig Jahren an das grauenhafte Unglück denken, das in wenigen Minuten die ganze Stadt Messina in einen Trümmerhaufen verwandelt hat? Da jedes Jahrhundert eine Reihe von erschreckenden Ereignissen aufzuweisen hat, so können sich die Menschen bei den erschütternden Schicksalsschlägen früherer Zeiten gar nicht mehr aufhalten, aber auch die ihrer eigenen Zeit suchen

sie so schnell wie nur möglich zu vergessen. Daß die Völker gegeneinander vernichtende Kriege führen, erscheint den Menschen weit natürlicher als die wütenden Ausbrüche der Natur. Das Unheil der vielen Kriege, wodurch ganze Länderstrecken verheert und unzählige Leben vernichtet werden, verschwindet daher noch leichter aus ihrer Erinnerung.

Die Sintflut hat sich dem Gedächtnisse der Menschheit eingeprägt als Sinnbild einer Schuld, die sie irgendwann auf sich geladen hatte, wodurch gleichsam der enge Zusammenhang der vernichtenden Triebe im Menschen selbst und der vernichtenden Triebe der Natur verdeutlicht wird.

Mit wieviel Sklavenarbeit werden nicht die kurzen Stunden der Ruhe und die wenigen Augenblicke des Genusses erkauft. Vom Bauern und vom Handwerker bis zum Minister und bis zum Gelehrten muß jeder täglich seine Sklavenarbeit verrichten und lange Stunden hindurch in gebeugter Stellung einen Kloß behobeln. Diese ungesunde Haltung wird vielen sogar zur zweiten Natur: sie vergessen vollständig, daß wir dafür da sind, aufrecht und gehobenen Hauptes zu stehen, und sagt man es ihnen, so glauben sie noch, man fasle.

Arbeit ist an und für sich nichts hohes, wenn auch der Müssiggang eine Erniedrigung ist. Auch die Arbeit kann erniedrigend wirken, wenn sie sich selbst zu genügen anfängt, und wenn keine Muße hinzukommt.

Ohne Muße, ohne Beschaulichkeit ist keine Selbsterkenntnis, kein Schauen und kein gediegenes Denken möglich. Wenn die Menschen das beschauliche Leben mehr würdigten und die Muße ertragen könnten, so wäre weniger oberflächliches Treiben in der Welt. Die thätigen Naturen sollten auch eine Schule der Beschaulichkeit durchmachen und zwischen wahrer und vergänglicher Thätigkeit unterscheiden lernen. Ihr Gewissen würde dadurch verfeinert und geschärft, und ihr ganzer Charakter geläutert und geklärt werden. Otium cum dignitate will sagen: ohne Muße keine Menschenwürde.

Wahrer Bedürfnisse hat der Mensch nur wenige, wohl aber ist die Zahl der zusammengesetzten, abgeleiteten, künstlichen Bedürfnisse fast unermeßlich: er sucht damit die innere Leere auszufüllen, so daß sie ihm bald zur andern Natur werden, wobei dann alle Ursprünglichkeit sich mit der Zeit vollständig verflüchtigt.

In der zweiten Hälfte unseres Lebens erkennen wir gewöhnlich, wie wir die erste Hälfte hätten gestalten sollen, und sind auch dann noch oft vergebens bemüht, uns gegen die Jugendtorheiten zu schützen.

Viele halten das Alter für eine Krankheit, da es mit der Abnahme unserer physischen Kräfte verbunden sei; andern wiederum gilt das Alter als die glücklichste Lebenszeit, da wir dann von der

Heftigkeit unserer Leidenschaften befreit seien und tiefere Einsichten erlangen könnten. Wahr ist jedoch, daß nur das Alter, das der geistigen Interessen ermangelt, bedauernswert ist, aber nicht mehr und nicht minder als das ganze Leben vieler Menschen.

Wenn wir nach langen Kämpfen uns endlich dem ersehnten Ziele näher gerückt sehen, sehen wir zugleich die besten Lebensjahre hinter uns und eine kurze, mit rasender Geschwindigkeit fließende Zeit vor uns.

Qui vivra verra — mit diesen Worten sterben wir allmählich ab und mit den gleichen Worten nimmt eine neue Generation allmählich Besitz vom Leben.

Geselligkeit und öffentliche Meinung

Wie schwer ist nicht für den nachdenklichen Menschen der Verkehr in der ‚Gesellschaft'. Schweigt er, so heißt es, er sei langweilig; redet er über etwas ernstes, so muß er befürchten, zu ermüden, da er Aufmerksamkeit von Menschen verlangt, die bei ernsten Dingen nicht aufmerksam sein wollen. Mischt er sich in die gewöhnliche Unterhaltung, so muß er ja auch gewöhnlich werden. Sucht er die gewöhnliche Unterhaltung irgendwie zu würzen, so muß er ironisch und durch seine Überlegenheit den Leuten unangenehm werden. Spricht er Gutes von den Abwesenden, so gilt er für wenig unterhaltend. Äußert er offen seine Meinung über Verkehrtheiten bestimmter Personen, so wird er zwar aufmerksam angehört, da so etwas für die Gesellschaft immer unterhaltend ist, aber er selbst muß dann einen schlechten Nachgeschmack davontragen, da es unter der Würde eines feinsinnigen Menschen ist, die Schwächen und Verkehrtheiten seiner Nebenmenschen hervorzuheben. Unterhält er sich über objektive Dinge, beispielsweise über Reisen, so kann er auch hier eine gewisse Selbständigkeit, seine persönliche Meinung nicht unterdrücken, was doch auch nicht geeignet ist, auf die Dauer zu gefallen; und so bleibt ihm nichts andres übrig, als dem Verkehr in der Gesellschaft, so weit es nur geht, fern zu bleiben.

Zieht man das ab, worüber man in Gesellschaft nicht reden darf, so schrumpft der Unterhaltungsstoff auf Nichtigkeiten zusammen: so darf man sich in Gesellschaft weder über Religion noch über Lebensfragen unterhalten. Da man über Anwesende nicht sprechen darf, so muß sich das Gespräch mehr oder weniger um Abwesende drehen, wobei wir uns jedoch zuvor versichert haben müssen, daß deren Freunde und Anhänger bei der Unterhaltung nicht zugegen sind. Wohl können wir über die neuesten Bücher, insbesondere über Romane, Theaterstücke oder auch über Werke der Kunst einige Bemerkungen machen, aber doch nur obenhin, denn sobald wir auf den Gegenstand näher eingehen, müssen wir befürchten, unfruchtbare Streitigkeiten heraufzubeschwören und feindliche Gesinnungen zu entfesseln.

Je mehr wir über unsere Mitmenschen reden, um so interessanter wird unsere Unterhaltung in Gesellschaft befunden, denn die Langeweile der Gesellschaftsmenschen kann, wie es scheint, durch Klatsch und Schmähsucht nicht minder wirksam als durch Schmeichelei vertrieben werden. Zu den anregendsten Unterhaltungen in Gesellschaft gehören auch die fein verborgenen Anspielungen auf das Erotische. Die Gesellschaftsmenschen wollen Zerstreuung, und was nicht dazu beiträgt, müssen sie als lästig empfinden; deshalb mögen sie auch nicht zu lange bei ein und demselben Menschen und bei ein und demselben Thema verweilen.

Verteidigt man die Einfachheit und Größe des Genies, so fühlen sich die Leute verletzt, als wenn man sie persönlich beleidigen wollte. Die meisten falschen Urteile über große Persönlichkeiten können deshalb auch niemals in der öffentlichen Meinung entwurzelt werden. Die Gesellschaftsmenschen, die nur für die kühlen Naturen ein Verständnis haben können, fühlen eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Innerlichkeit, da diese sie beunruhigt und für Augenblicke auch unsicher macht.

Nur der Verkehr mit geistig bewegten, oder mit ganz anspruchslosen Menschen kann für uns ersprießlich werden, wogegen der Verkehr mit Menschen von halber, d. h. falscher Bildung, da diese ja stets hochmütig und eingebildet macht, uns nicht im geringsten zu fördern imstande ist. Wir kommen dadurch oft sogar in peinliche oder verstimmende Situationen und werden genötigt, auf Gedanken und Ansichten einzugehen, die für uns etwas längst überwundenes sind, und deren Widerlegung weder den andern noch uns selbst angenehm sein kann. Nur der Verkehr hinterläßt keine Verstimmung, bei dem entweder die geistige Kraft der andern durch uns, oder die unsere durch die der andern gesteigert wird.

Wenn in der Unterhaltung jeder auch nur seine äußern Erfahrungen darstellte, im Bewußtsein, bei den Anwesenden Gehör zu finden, so wären die geselligen Zusammenkünfte nicht mehr so öde. Aber der Gesellschaftsmensch zieht die Öde vor, da er

sich darin frei bewegen und die hohlen Tagesneuigkeiten wie einen Spielball hinwerfen und wieder auffangen kann.

Wen die Gesellschaft für den liebenswürdigen Menschen hält, der ist zweifelsohne irgendwie oberflächlich, und wer in den Augen der Gesellschaftsmenschen als ‚unangenehmer Mensch‘ gilt, hat diesen Ruf oft mit aller Wahrscheinlichkeit daher, daß er gegen den Schein ist und die Dinge beim rechten Namen nennt.

Die Liebenswürdigkeit hat nichts mit Größe, Hoheit und Tiefe des Charakters gemein: sie ist nur eine Art von Würze. Sie läßt sich auf eine Leichtigkeit im Verkehr und eine Anmut in den Umgangsformen zurückführen. Liebenswürdige Naturen können um so leichter über die Mängel der andern hinwegsehen, als sie selbst sich so wenig energisch wie nur möglich mit dem Leben auseinandersetzen.

‚Der ist ein natürlicher Mensch‘ will im Grunde nur sagen: er ist nicht ganz künstlich wie die andern Gesellschaftsmenschen. Natürlichkeit ist ja in der Gesellschaft nicht möglich, wo sich die Menschen förmlich etwas darauf zugute tun, alle Einfachheit durch das Gegenteil zu ersetzen: das Konventionelle wird ihnen zur zweiten und mächtigern Natur, und bei vielen ist es sogar ihre einzige.

In gewissen Schichten der gebildeten Gesellschaft ist alles Charakteristische und Gegensätzliche so

abgeschliffen, daß man ein ganz neues Wort prägen sollte, um das Leben in diesen Kreisen zu bezeichnen, denn das Wort ‚Leben' paßt am allerwenigsten dorthin.

Nichtverbildete Menschen sind viel lehrreicher als die sogenannten Gebildeten, da sie dem Leben näher stehen. Nicht nur haben sie mehr zu sagen, sondern sie sagen es oft auch treffender und besser.

Die sogenannte Bildung ist kein Quell des Lichtes, sondern im besten Falle nur ein erborgtes Licht, das aber meist dem echten Lichte vorgezogen wird.

Jedes Jahrzehnt, ja jedes Jahr hat seine Berühmtheiten, ohne welche die Gesellschaft keinen genügenden Unterhaltungsstoff hätte. Und wie beim Gesellschaftsmenschen ein Ereignis das andre verdrängt, so auch eine Berühmtheit die andre.

In der Hofatmosphäre kann keine Liebe und keine wahre Anhänglichkeit gedeihen: zu leicht wird hier der eine Mensch durch einen andern ersetzt, der die gleiche Rolle ebensogut spielen kann. Daher soll man auch auf die Hochgestellten gar nicht bauen: sie selbst können nichts dafür, daß man auf sie nicht bauen kann.

Am schädlichsten ist für das Gedeihen des Charakters die Atmosphäre des Tändelns und der Schöngeisterei, weil hier hinter der verschleiernden ästhetischen Mannigfaltigkeit sich doch bloß Leichtfertigkeit verbirgt, die unter dem Vorwande, den

Charakter auszuweiten, ihn nur lockert. Selbst als ein weiter Umweg vom Irrtum zur Wahrheit kann die Schöngeisterei nicht gelten, denn es ist gar nicht möglich, daß der Charakter dabei von den begangenen Fehlern lerne und innerlich reicher und tiefer werde. Daher ist auch die Umgebung, in die Goethe seinen Wilhelm Meister versetzt, gar nicht dazu geeignet, diesen nicht unedel angelegten Menschen wirklich zu einem Charakter heranzubilden, vielmehr erfüllt sie ihn immer von neuem mit schwankenden Vorstellungen und Illusionen und mit erotischem Selbstbetruge.

Die Begeisterung, die nicht auf das Höchste gerichtet ist, artet notwendig in eine Anbetung der Natur oder der Menschenwerke oder sogar ganz nichtiger und vergänglicher Sachen aus. Gibt es doch auch manche, die sich für Sport, für Hunde und Pferde begeistern können. Backfische verschiedener Altersstufen und verschiedenen Geschlechts begeistern sich nur für die Darsteller eines Dramas, nicht für das Drama selbst, für den Virtuosen, nicht für die Werke der schöpferischen Musiker, für den Prediger, nicht für die Religion.

Liebe hat immer eine Beziehung zum Wesen, Liebhaberei dagegen nur zum Schein. In der Welt herrscht Liebhaberei: es ist auch nur Liebhaberei, was all die Gespräche über Kunstwerke und das Interesse für Erscheinungen der Literatur veranlaßt.

Wieviel Torheiten wir auch beseitigt zu haben glauben, so bleiben uns doch noch immer welche übrig, uns mit unsern Mitmenschen zu verknüpfen. Die Torheiten, die wir zu begehen gedenken, erscheinen uns stets in einem günstigern Lichte, als die, welche wir begangen haben.

Wenn auch dem Reinen alles rein ist, so nimmt doch der gesellige Verkehr mit eigennützigen Menschen uns immer etwas von unserer Reinheit und Uneigennützigkeit.

Den Bescheidenen läßt die Welt sich mit dem bescheiden, was er ist und was er hat. Die Bescheidenheit gilt in ihren Augen für eine sich selbst genügende Tugend, die daher auch keiner Anerkennung von außen bedürfe. Da jede Tugend in den Augen der Welt den Lohn in sich trägt, so hält sie es auch für überflüssig, die Tugend zu belohnen.

Wer sich mit den Personalien verschiedener angesehener Zeitgenossen vertraut gemacht hat, sich dreist darüber unterhält, einiges in geschickter Weise hinzudichtet, und in dem einen Gesellschaftszirkel etwas pikantes über den andern Gesellschaftszirkel zum besten gibt, der kann mit Sicherheit darauf rechnen, vorwärts zu kommen: die Menschen haben dann das bestimmte Gefühl, daß er ganz zu ihnen gehöre. Was die Gesellschaft am wenigsten verzeihen kann, ist: daß jemand sich über sie erhebt und sich von ihr entfernt.

Wer sich ein Ansehen zu geben weiß, dem wird auch meistens dieses Ansehen zuteil, denn selbst solche, die gewohnt sind, ihren Mitmenschen Unbescheidenheit vorzuwerfen, ändern doch im stillen ihre Meinung, wenn sie sehen, daß einer das Ansehen auch nur bei hundert Menschen genießt. Insbesondere sieht man dies in der mittlern Lebenssphäre: unter Politikern, Kaufleuten, Schriftstellern usw. In der Sphäre wahrer Originalität und des Genies hält sich dagegen jeder mittelmäßige Kopf dem selbständigen und tiefen Geiste für überlegen, da dessen Selbstbewußtsein sich nicht so nach außen geben kann; und daher bleibt dem selbständigen Geiste die Anerkennung lange versagt.

Mancher hat schon seine Zwecke durch das Vertrauen eines angesehenen Mannes erreicht, das er dadurch gewann, daß er ihm etwas hinterbracht hat, was ein Rival über ihn geäußert hatte.

Man verlangt von einem Menschen nicht, daß er Mensch sei, sondern nur, daß er Berufsmensch und Zunftmensch sei; ja es ist den Menschen sogar unangenehm, wenn sie jemand begegnen, der etwas mehr ist, und sie suchen sich dann durch stille Verachtung an ihm zu rächen: es heißt dann, er habe einen Sparren zu viel.

Das Verdienst wird in der Welt meist nur als der Verdienst gewürdigt und anerkannt. Dies ist

begreiflich, denn über das geistige Verdienst läßt sich streiten, der Verdienst aber muß den Leuten als wohlerworbener Lohn für eine verdienstvolle Tat erscheinen.

Wieviele Menschen rennen ihr ganzes Leben lang nur huschenden Schatten nach, die mit ihnen ihr seltsames Spiel treiben, und sehen die leuchtende Sonne über ihrem Haupte nicht.

Man betrachte doch die Gesichter der in öffentlichen Lokalen, z. B. im Theater, versammelten Menschen: welch zielloses Prüfen und Lauern, welche selbstzufriedene Lauheit und oft auch kalte Frivolität im Blick!

Nirgends haben die Menschen das Gefühl natürlicher Gleichheit so sehr, als in einer öffentlichen Badeanstalt, nachdem sie ihre Wertsachen zu Hause gelassen oder samt ihren Kleidungsstücken in Verwahrung gegeben haben.

In der Anmaßung, mit der die Menschen gewohnt sind, über ihren Mitmenschen zu richten auf Grund dessen, was die entstellende Fama über ihn verbreitet, äußert sich nicht nur Lieblosigkeit, sondern auch intellektuelle Beschränktheit. Wer sich selbst zu erkennen sucht, kann gar nicht leichtfertig und lieblos richten, da die lebendigen Menschen für ihn nicht in enge Schranken gebannt sind, über die sie gar nie mehr hinausgehen können, und wenn sie auch nicht darüber hinausgehen könnten, so müßte er ja mit ihnen Mitleid haben.

Man kann sich nicht lebhaft genug die einfache Wahrheit vergegenwärtigen, daß unsere Mitmenschen gar keine Möglichkeit haben, unser innerstes Wesen zu erkennen, daher uns stets nur äußerlich nehmen und auch selbst nur äußerlich genommen werden wollen.

Viele Urteile über uns sind entweder auf das oberflächliche Hörensagen zurückzuführen, oder darauf, was wir auf der Schulbank unsern Mitschülern und Lehrern zu sein schienen: gehen doch die Schwächen und die Eigenheiten, die ein selbständiger Charakter in der ersten Jugendzeit zeigte, ihm gewöhnlich in der öffentlichen Meinung sein ganzes Leben lang nach.

Irgendein flüchtig wahrgenommener Charakterzug, oder sogar irgendein ausgestreutes Gerücht genügen oft der urteilenden Oberflächlichkeit, einen Menschen ein für allemal als gut oder schlecht zu stempeln. Die Welt urteilt über einen Menschen nicht auf Grund seines ganzen Charakters. In Wirklichkeit aber haben wir nur dann das Recht, ein Urteil über jemand zu fällen, wenn wir ihn genau kennen: selbst wenn jemand Gutes tut, so braucht doch das Motiv dabei noch nicht ein gutes zu sein.

Über andre gerecht urteilen, dazu gehört die Fähigkeit, uns selbst als etwas fremdes zu betrachten. Da aber diese Fähigkeit überaus selten ist, so gibt es auch fast gar keine wahrhaft gerechten Urteile über Menschen.

Wenn man den herrschenden Urteilen über Menschen und Werke auf den Grund gehen wollte, so würde man unfehlbar darin ganz äußere Einflüsse oder Eingebungen des reinsten Zufalls entdecken. Die Urteile, die in den gebildeten Kreisen herrschen, entstehen aus den gleichen Ursachen wie die Mode. Selbst manche, die sich ein Urteil zutrauen, glauben in Wirklichkeit ihrem eigenen Urteil nicht eher, als bis sie den mit Namen zeichnenden oder gar anonymen Kritiker im Journal gehört haben, der dann oft imstande ist, ihr Urteil über den Haufen zu werfen.

Das Urteil, das die Welt über den selbständigen und charaktervollen Menschen fällt, ist wenig von dem verschieden, das er über die Welt hat.

Nicht nur auf unsere Empfänglichkeit für Natureindrücke, sondern selbst auf unsere Beurteilung von Menschen und Kunstwerken wirkt das Wohlbefinden, die nächstliegende Erfahrung oder auch nur die augenblickliche Stimmung stärker ein, als wir es uns selbst gestehen möchten. Wie unser Urteil ausfällt, das hängt freilich vom persönlichen Charakter ab, der sich doch auch in allen unseren Stimmungen nicht verleugnet, aber bei gewissen Menschen kann gerade das zu starke Wohlbefinden einen Übermut, eine Dreistigkeit und eine Ungerechtigkeit im Urteile zur Folge haben, während bei den andern der Mangel an Wohlbefinden das gleiche bewirkt. Überschüssige physische Kraft oder ein robuster einseitiger Verstand kann nie Welt und Menschen

gerecht beurteilen. Zu einer gerechten Beurteilung von Welt und Menschen ist ein Übergewicht des Geistes durchaus nötig, aber der Geist muß aufrichtig und gerade sein und nach Wahrheit und Gerechtigkeit gedürstet haben, um wahr und gerecht zu urteilen.

Als geistreich gelten in der Gesellschaft die, die wissen, wie geistvolle Menschen gedacht und gehandelt haben, nicht aber die, welche selbständigen Geist haben.

Die öffentliche Meinung ist in den allermeisten Fällen auf Seiten dessen, der zuletzt gesprochen hat.

Hat einer sich einen berühmten Namen gemacht, so muß er immerfort bestrebt sein, sich auf der Höhe seines Ruhmes zu halten, wodurch er aber notwendig in eine fortwährende Abhängigkeit von der ihn tragenden öffentlichen Meinung und ihren Launen gerät.

Im Leben jedes Menschen kommt eine Zeit, wo das Interesse, das ihm früher entgegengebracht wurde, zu versiegen anfängt. Wer sich das im voraus genau vergegenwärtigt, kann aus der Verehrung und dem Erfolge sich nicht viel machen. Wer in der Öffentlichkeit steht, muß darauf bedacht sein, sich im richtigen Augenblicke zurückzuziehen, wie wir bei einem Besuche ja auch den richtigen Augenblick erspähen müssen, uns zu empfehlen. Wer lange im Ansehen bei seinen Zeitgenossen bleiben will,

verrät jedenfalls einen bedenklichen Mangel an Tiefsinn.

Wie selten wahres Mitgefühl unter den Menschen ist, zeigt sich auch an dem geringen Interesse, das sie für die Vergangenheit des Mitmenschen haben. Es ist ihnen oft sogar unangenehm, wenn er ihnen von seinen Kämpfen und Leiden erzählt, und wenn sie ihm dabei bisweilen auch ohne Zerstreutheit zuhören, so geschieht es doch nur aus Neugierde.

Der größte Fehler, den wir machen können, ist die Mutmaßung, der Mitmensch interessiere sich wirklich für uns. Nur wo die Geschlechtsliebe hineinspielt, ist, solange sie andauert, ein wirkliches Interesse vorhanden, sonst aber kann sich der andre gar selten oder nur ganz oberflächlich für uns interessieren. Denn sein Interesse für uns ist kein andres als das unsere für ihn.

Nichts glaubt man einem so leicht, als das Unvorteilhafte, das man von sich selbst erzählt. Sagt jemand z. B. von seinem eigenen Buche, es sei von dem oder jenem Rezensenten nicht ganz günstig besprochen worden, so haben die Leute, denen er es mitteilt, dann die gleiche Meinung von dem Buche, wie der Rezensent selbst. Wer auf das Ansehen in der Welt etwas gibt, muß sich hüten, offenherzig zu sein oder gar seine eigenen Fehler zu zeigen.

Wie sollen die Menschen fähig sein, das Geheimnis der andern zu bewahren, wenn sie so

selten fähig sind, ihr eigenes Geheimnis nicht zu verraten?

Schon aus der Beobachtung, wie unvorsichtig die meisten Menschen in ihren Mitteilungen sind, und wie sie auf Schritt und Tritt nicht nur ihre Nächsten, sondern auch sich selbst der geschwätzigen Neugierde preisgeben, sollte man die Lehre ziehen, daß man im gesellschaftlichen Verkehre nicht zurückhaltend genug und auch nicht vorsichtig genug sein kann.

Mancher hält sich aus Großmut für verpflichtet, in der Gesellschaft die Kosten der Unterhaltung zu tragen, da sonst die Unterhaltung dumpf und unerträglich würde. Meistens bereut er aber, großmütig gewesen zu sein.

Fein scherzen, ohne im geringsten zu verletzen, dazu gehört große Menschenkenntnis, Selbstbeherrschung und Vorsicht. Aber selbst der feinste Scherz liegt auf der Messerschneide, und selbst die feinste Ironie hat noch einen bittern Beigeschmack.

Halte deine Spottlust im Zügel, denn, gleich der Spottlust des athenischen Witzlings Stratonikos, kann sie tiefere Wunden schlagen als der Dolch und unmerklich die bitterste Feindschaft heraufbeschwören, die dann durch nichts mehr versöhnt werden kann.

Man soll schon deshalb nicht sitzen ‚wo die Spötter sitzen', weil ihre Unterhaltungen aller innern

Verantwortung und aller Feinheit ermangeln und meist sich nur um üble Nachrede und geschlechtliche Dinge drehen: was als die größte Ehrverletzung gelten müßte, wenn es über ihre eigenen Schwestern erzählt würde, das geben sie leichtfertig und mit sichtbarem Wohlbehagen über die Schwestern andrer zum besten.

Durch Kamaraderie, durch Tafeln und Zechen erreicht man in der Gesellschaft häufig ungleich mehr als durch Begabung und durch wirkliches Verdienst. Die Geschicklichkeit im Verkehre mit der Gesellschaft und die amüsante Unterhaltung haben schon manchmal das wahre Verdienst aus dem Felde geschlagen.

Wie wenig Urteilskraft in der Welt vorhanden ist, sieht man vielleicht am deutlichsten daran, daß das sichere und dreiste Auftreten den Menschen unfehlbar imponiert. Daraus läßt sich wohl auch erklären, warum die koketten Weiber schon durch die Sicherheit ihres Auftretens, selbst wenn sie gar nicht schön sind, auf Erfolg rechnen können.

Was uns am stärksten miteinander verbindet, ist der persönliche Geschmack, d. h. gar oft auch die Geschmacklosigkeit.

Witz ohne Charakter will und schätzt die Welt; Charakter ohne Witz findet sie langweilig; Charakter, zu dem sich beweglicher Geist gesellt, findet sie geradezu unerträglich.

Die Welt wird von Parteien beherrscht und vom Parteigeiste getragen: sie versteht nur Einseitigkeiten, Streitlust, Polemik und Kritik.

Vorübergehende oder auch länger andauernde Streitigkeiten zwischen den Gatten, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern sind eine ebenso gewöhnliche Erscheinung wie die Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Parteien im Staate und die Kriege zwischen den Völkern. Hinter den Kulissen jeder menschlichen Vereinigung, selbst der angesehensten Körperschaften, spielt sich immerfort etwas ab, das in einer mehr oder weniger gemilderten Form doch nichts andres enthält, als was in den Winkelkneipen tagtäglich ganz offen geschieht.

Die menschliche Grausamkeit, die nicht mehr so offen zutage treten kann, gibt sich noch immer, wenn auch in organisierter, so doch nicht weniger rücksichtsloser Weise bei den politischen Kämpfen kund. Verschlagenheit, Verleumdung, die schlauesten Machenschaften — all das ist dann erlaubt und wird skrupellos angewendet.

Das Zusammenleben mit den Menschen ist der Quell alles guten und alles schlechten, alles Heldentums und aller Uneigennützigkeit, aber auch aller Mißgunst und aller Vergewaltigung. Um die gewalttätigen Triebe zu zügeln, nimmt die Gesellschaft ihre Zuflucht zum Gesetz, aber unmerklich werden viele Menschen Sklaven des Gesetzes, ja sie fangen an, das Gesetz anzubeten, und fügen alle

möglichen Lasten dazu, um das Gesetz nach allen Seiten hin auszubauen und noch erdrückender zu machen. Und so geht der letzte Rest von Unschuld und Freiheit verloren: man vergißt, daß die Ordnung wegen der Freiheit da ist, ebenso wie viele auch vergessen, daß die Freiheit ihren Schutz im Gesetze findet.

Charaktereigenschaften

Charakter beginnt erst mit der größern oder mindern Fähigkeit des Geistes, vom Körper frei zu sein, und es bleibt ein undurchdringliches Geheimnis, warum diese Fähigkeit bei dem einen Menschen eine größere und bei dem andern eine mindere ist.

Je höher die Stufe ist, die unser Geist erklimmt, um so offener wird uns der Charakter der Mitmenschen, und um so verborgener wird diesen der unsere.

Vor dem Menschen, der innere Kämpfe und innere Erfahrungen durchgemacht hat, läßt sich fast gar nichts mehr verbergen, denn er durchschaut das menschliche Treiben und kann sich alles vergegenwärtigen, was die Menschen bewegt und was sie verheimlichen zu können wähnen.

Der reife und tiefe Charakter sucht stets das auf, was die Menschen einigt, und meidet das, was geeignet ist, sie zu trennen und zu entzweien.

Was gewöhnlich unter Geistesfreiheit verstanden wird, ist nur Selbstgefälligkeit und Selbstgefühl, oder eine hinter schönen Worten sich verbergende Trägheit. Wenn sich die echte Geistesfreiheit zeigt, die sich ja stets auf Charakterkraft gründet, wird sie

meistens gar nicht gesehen und oft sogar für das Gegenteil gehalten.

Festigkeit und Treue gegen sich selbst wird erst durch die Festigkeit und Treue gegen die andern möglich: dies ist eben im weitesten Sinne Charakter, das Gegenteil von Schwanken, von Launenhaftigkeit und Unzuverlässigkeit. Gemischte Naturen müssen beunruhigend wirken, weil wir uns in ihnen nicht zurechtfinden, sie nicht erfassen und von ihnen nichts mit Bestimmtheit erwarten können.

Ob jemand ein selbständiger Charakter ist, das läßt sich am besten daran erkennen, daß er niemals den andern die Meinung beizubringen sucht, ein solcher zu sein. Die Leute erfahren es übrigens bald genug.

Der reife Mensch soll einer reifen, aber nicht einer überreifen Frucht gleichen: zur Reife muß sich innerstes Wohlwollen gesellen.

Durch schwere Lebenserfahrungen reif werden, und trotzdem die Seelenfrische und den Edelsinn bewahren, ist die schwerste und zugleich schönste unter den Aufgaben, an denen der geprüfte Mensch seine innersten Kräfte bewähren kann: Reife ohne Edelsinn und ohne Seelenfrische muß zur Zersetzung oder zur Erkaltung aller Innerlichkeit führen.

Alles, was in Berührung mit einem hohen und reinen Menschen kommt, nimmt etwas von seiner Hoheit und Reinheit mit, wenigstens für kurze Zeit.

Gewöhnlich gibt es in jedem Charakter einen vorherrschenden Zug, von dem aus alle andern Charaktereigenschaften beurteilt werden können. Was wir gut und schlecht nennen, betrifft diesen vorherrschenden Charakterzug. Einen Menschen kennen, kann auch nichts andres heißen, als diesen wesentlichen Zug in seinem Charakter erkennen.

Jede unserer Taten wächst aus einer geheimen Wurzel unseres Charakters heraus, wirft ihr Licht oder ihren Schatten auf uns selbst, belebt oder entseelt uns. Aus einem selbstischen Motive kann niemals eine belebende und erhebende Tat entstehen.

Der Quell ist stets reiner als der Fluß. Und so ist auch ein edler Charakter weit mehr als seine einzelnen guten Eigenschaften, und ein gemeiner Charakter noch gemeiner als das, was er sagt und tut.

Der charaktervolle Mensch hat eine angeborene Abneigung gegen den überladenen und daher meist auch ganz falschen Schmuck der schönen Worte, gegen die trügerischen Versprechungen und gegen die berückenden Utopien, denn er glaubt nur der Charakterkraft und den Taten. Was ihn überzeugen kann, ist nur das Beispiel. Wenn er auch in der Jugend schon in den hochfliegenden Gedanken und Worten die hohe Tat sah, so belehrte ihn der weitere Lebensgang, zwischen dem Gedanken und der Tat wesentlich zu unterscheiden.

Das Leben jedes Menschen setzt sich aus einzelnen Teilen und Phasen zusammen, die oft in einem entschiedenen Widerspruche zueinander stehen und doch wieder irgendwo im Verborgenen eng miteinander verbunden sind. Unser Ich geht durch alle diese Phasen, wiewohl sie uns später als etwas fremdes erscheinen, ungeteilt durch. Wie rätselhaft!

Gerechtigkeit und Vielseitigkeit in einem hohen Grade haben, ohne dabei an der Kraft der Originalität etwas einzubüßen, ist eine der schwersten Aufgaben, die der Edelsinn an uns stellt.

In der Jugend sehen wir noch nicht mit unsern eigenen Augen, auch steht dann zwischen uns und dem wirklichen Leben eine Scheidewand von Einbildungen und Täuschungen. Später lernen wir allmählich die Dinge so sehen, wie sie sind, und sie auch beim rechten Namen nennen. Nach und nach bekommen wir ein eigenes Urteil, weil wir genauer zu sehen anfangen, was uns angemessen und was uns fremd ist: wir gewinnen Geschmack nur dem ab, was wir uns aneignen können, und weisen alles andre zurück. Dadurch werden wir treuer gegen uns selbst, d. h. selbständiger.

Eine über den Parteien stehende Lebensansicht ist den allermeisten Menschen ein Greuel, und die Bekenner einer solchen Lebensansicht werden von ihnen tiefer und aufrichtiger gehaßt, als selbst die Feinde, wenn sie nicht etwa ganz und gar als quantité négligeable betrachtet werden.

Ein edles Leben ist konzentriert und dadurch allein schon einsam: je weniger gesammelt das Leben eines Menschen ist, desto gewöhnlicher und flacher, desto weniger einsam ist es.

Charakterlos sind die Menschen, die eng in ihren Wünschen und ebenso eng in ihrem Denken, klein in ihrem Bestreben und kleinlich in ihrer Beziehung zu den Mitmenschen sind und nichts ausgeprägtes nach außen und nach innen haben.

Im Genusse unterwirft sich unser Geist, der zu herrschen berufen ist, unserm Körper, der zu dienen bestimmt ist. Dieses Vertauschen der Rollen entwürdigt nicht nur unser seelisches Leben, sondern muß auch unsere Körperkraft schwächen. Charakter und Genuß schließen sich notwendig aus.

Unsere kleinen Fehler werden, wenn wir ihnen kein Gegengewicht erschaffen, immer größer, und unsere großen Fehler werden nur selten kleiner. Da wir unsere Mängel nie ganz ausrotten können, so müssen wir wenigstens darauf bedacht sein, die werthvollen Eigenschaften unseres Charakters immer mehr und mehr zu steigern.

Solange man noch nicht weiß, daß eine schlechte Gewohnheit abzulegen mehr wert ist, als das schönste Buch zu schreiben, hat man noch keine Ahnung davon, was Mensch und Leben bedeutet.

Der Genuß, den uns Lob und Anerkennung gewähren, kommt zum größten Teil aus dem ge-

heimen Gefühle einer gewissen Nichtigkeit. Wer sich vollkommen bewußt ist, daß sein Leben einen wahren Sinn hat, und daß sein Streben unverrückbar auf die höchsten Ziele gerichtet ist, bedarf des Lobes gar nicht und kann daher auch gar kein Vergnügen daran finden.

Der gesammelte und tiefer angelegte Charakter muß die ihm zuteil werdende Anerkennung gar bald als drückende Last empfinden, die ihm desto unerträglicher wird, als er keine Mittel hat, sie abzuwälzen.

Der Leichtsinn verbindet die Menschen, wenn auch nicht dauerhaft, doch so, wie die meisten Menschen miteinander verbunden sein wollen. Die ernste und tiefe Gesinnung dagegen muß zur Vereinsamung führen.

Es ist ein Merkmal von großer Unfreiheit, wenn man sich besser zu machen sucht, als man in Wirklichkeit ist. Der innerlich freie Mensch hat keine Furcht und auch keine Gefallsucht, weshalb er auch weder für besser noch für schlechter gelten will, als er in seinen vier Pfählen ist.

Alle, welche die Neigung haben, auf die andern einen Druck auszuüben, und sei es auch nur den ihrer Überlegenheit, sind innerlich nicht frei; der wirklich freie Mensch wirkt auf die andern befreiend: er teilt ihnen etwas von seiner eigenen Freiheit mit.

Tout comprendre c'est tout pardonner, — aber nicht jeder, der alles zu verzeihen geneigt ist, versteht deshalb auch alles.

Jedem Menschen etwas abgewinnen, ist eine Aufgabe, an der wir unsere besten Seelenkräfte täglich üben können. Es muß jedoch aus wahrer Menschenliebe entspringen, nicht aus oberflächlichem Interesse an der Buntscheckigkeit menschlichen Treibens. Bei den Schattenseiten und Schwächen unserer Mitmenschen dürfen wir uns nicht zu lange aufhalten, damit wir nicht die Reinheit unserer Seele einbüßen. Wir dürfen uns nicht mit ihnen aussöhnen, wohl aber müssen wir uns durch Selbstüberwindung über sie erheben.

Es gibt Menschen, die weder von sich noch von den andern etwas fordern, auch solche, die wenig von sich, aber viel von den andern, auch solche, die viel von sich und viel von den andern, und endlich solche, die nur wenig von den andern und viel von sich fordern.

Die wahre Unabhängigkeit ist deshalb so überaus selten, weil sie durch keine irdischen Güter, sondern nur durch den entschiedenen Verzicht darauf erlangt wird.

Oberflächliche Menschen sind gewohnt, Unbescheidenheit und wahres Selbstbewußtsein für das gleiche zu halten. Unbeugsamen Charakteren, die sich selbständig ihren Weg durchs Leben bahnen und allen Kompromissen ausweichen, werfen sie Unbescheidenheit oder sogar Eitelkeit vor.

Wer sich von der Verkennung und dem Tadel der Mitmenschen aus der Fassung bringen läßt, der hat nicht nur keine Glaubenskraft, sondern auch keine Menschenkenntnis; wenn die Menschen ein Jahrzehnt hindurch einen verkannt und getadelt haben, und er trotzdem seinen Weg unbeirrt weitergeht, so beginnen sie doch nach und nach ihn anzuerkennen: sie vergessen dann ganz, daß sie es waren, die ihn früher verkannten und tadelten.

‚Wenn ich gleichgültig gegen den Tadel wäre, wie könnte ich am Lobe Vergnügen finden?' soll Zenon von Elea gesagt haben, der keinen Tadel ruhig ertragen konnte. Es gibt auch Menschen, die gleichgültig gegen das Lob sind, und doch vom ungerechten Tadel beunruhigt werden.

Solange der Einsichtige noch nicht dazu gelangt, die Kritik und das Mißverstehen der Toren mit Gleichmut zu ertragen, ist er noch nicht einsichtig genug und jedenfalls nicht weise.

Die Aufrichtigkeit ist eine sehr hohe Art von Tapferkeit: aufrechtstehen inmitten all der Gekrümmten und von Furcht gebeugten bedeutet ja den Haß dieser auf sich laden und fortwährend in Konflikt mit der unzähligen Mehrheit der Menschen geraten.

Unaufrichtigkeit und Schlauheit wissen genau, was sie sind, während Aufrichtigkeit und Herzensreinheit erst durch die Hindernisse, auf die sie überall stoßen, allmählich erfahren, was sie sind.

Wer seine eigenen Wege geht, abseits von den ausgetretenen Geleisen, erscheint den Menschen lächerlich und verhöhnenswert: er ist ihnen unbegreiflich, und das Unbegreifliche kommt ihnen als lächerliche Torheit vor, die in gebührender Weise bestraft werden soll.

Wenn jemand durch seine ganze Eigentümlichkeit nicht in eine der hergebrachten Rubriken hineinpaßt, so beunruhigt er seine Mitmenschen, und wo diese beunruhigt werden, sind sie stets geneigt, geringzuschätzen oder gar zu hassen. Die Bequemlichkeit kann nicht existieren ohne Rubriken und Formeln.

Die ganze Geschichte der Persönlichkeit ist in dem Wortwechsel zwischen Themistokles und Eurybiades enthalten: — ‚Höre, Themistokles: In den Wettkämpfen müssen die, welche zu früh in die Schranken treten, sich darauf gefaßt machen, Stöße zu bekommen.' — ‚Das ist richtig, aber wer zurückbleibt, wird auch nicht gekrönt.' Jeder selbständige Mensch muß sich darauf gefaßt machen, mißhandelt zu werden, denn er kann mit den andern nicht Schritt halten und muß ihnen vorauseilen.

Es ist die sich stets wiederholende Geschichte des Geistes: Zuerst verkannt und angefeindet, dann entdeckt, anerkannt und durch Gedenkblätter und Denkmäler verehrt, zugleich freilich auch zum Gegenstande der Ausbeutung gemacht, wodurch die andern dann zu Ansehen und Geld gelangen.

In unserer Jugend stellen wir uns das Genie auf Rosen gebettet, schon von den Zeitgenossen verehrt und verherrlicht vor, und selbst im reifern Alter wollen wir noch immer nicht zugeben, daß die großen Persönlichkeiten von Neid und Haß verfolgt worden seien. Und doch würden die von der Nachwelt mit Ruhm gekrönten Geister auch heute noch die gleichen Neider, Verleumder und Widersacher finden, wie dazumal: Sokrates würde den selben Antilochos von Lemnos und auch seine Ankläger, Pythagoras den Kydon, Pindar den Amphimenes, Platon seinen heftigen Verächter Menedemos angetroffen haben.

Von dem tiefen Menschen geht eine tiefe Wirkung aus: auch sein Schweigen redet von Selbständigkeit und zurückgehaltener Kraft, ganz anders als das Reden der Mittelmäßigen, da diese doch nur die Fähigkeit haben, Begriffe und flüchtige Eindrücke weiterzuleiten.

Die vielen Feinde, die der hervorragende Charakter hat, stellen ihm, ohne sich dessen bewußt zu sein, das Zeugnis aus, sie verdient zu haben. Wer aber solche Feinde verdient hat, muß sie auch mit edelm Gleichmut zu ertragen wissen.

Weit schwerer, als den Feind lieben, ist mit einem charakterlosen Menschen zusammen zu leben. Wie man mit schwachen und charakterlosen Menschen Mitleid haben muß, da man sonst in ihrer Nähe gar nicht verweilen könnte, so gibt es auch kein andres

Mittel, die Nähe der Feinde zu ertragen, als die Feindschaft mit Liebe zu erwidern: es ist eine Erfahrung, die man oft im Leben machen kann, daß die Feindschaft nur durch die Liebe, wie auch das Böse nur durch das Gute am wirksamsten bekämpft werden kann.

Echter Geist zerreißt alle Hüllen, die um ihn geworfen werden und läßt sich auf die Dauer weder verbergen, noch zurückdrängen und verkennen. Zuletzt wird er auch von der Mittelmäßigkeit anerkannt, der Enkelin der selben törichten Gehässigkeit, die ihn gering geschätzt und verkannt hatte.

Für den tiefsinnigen Menschen ist es bisweilen ein hygienisches Gebot, seinen Tiefsinn nicht zu zeigen und sogar Gewöhnlichkeiten zum besten zu geben: jedes Kornfeld muß eine Vogelscheuche haben.

Die letzte und auch erfolgreichste Waffe, die uns im Kampfe gegen Mißgunst und Verleumdung übrig bleibt, ist die Herzlichkeit.

Der tiefer denkende Mensch fühlt sich in der Nähe gewisser Naturen wie gelähmt: nicht nur kann er in ihrer Gegenwart nicht über das sprechen, was ihn innerlich bewegt, sondern er findet dann oft auch für die gewöhnlichsten Dinge keine Worte.

Um die Überlegenheit echter Geisteskraft wirklich zu würdigen, dazu gehört entweder Geistesgröße, oder Demut.

Man hört zwar oft davon reden, wie sehr verschieden wir voneinander seien, aber nur für wenige ist diese Verschiedenheit eine wirkliche Erfahrung: um zu wissen, worin die Menschen sich voneinander unterscheiden, dazu gehört schon ein hoher Grad von Selbsterkenntnis.

Der überwältigende Seelenschmerz macht jeden, der innerlich zu leiden fähig ist, zeitweilig zum Künstler und zum Weisen: im Zustande tiefen Seelenleidens sind alle unsere inneren Kräfte angespannt, und wir blicken dann tiefer in den wesentlichen Gehalt des Lebens.

Es gibt keinen Egoisten, der mit seiner eigenen Person so sehr beschäftigt wäre, daß er nur sich selbst genügte. Es gibt aber auch keinen Menschen, der in den andern so aufginge, daß er dabei sich selbst ganz vergessen könnte. Diese Widersprüche müssen jeden, der ernst über das Leben nachdenkt, auf etwas Höheres hinweisen.

Wahres Ehrgefühl kann nur der Edelgesinnte haben, denn sonst ist Ehrgefühl nur Eitelkeit. Ehrgefühl im eigentlichen Sinne ist das Gefühl der Selbstachtung. Der Edelgesinnte ist eben daran zu erkennen, daß er seine Ehre niemals zur Schau trägt und für die verletzenden Worte der Gewöhnlichkeit, die ihm nahe treten möchte, kein Ohr hat.

Wer sich im Leben leicht zurecht- und mit den Menschen schnell abfindet, kann gar nicht wissen,

was Heroismus ist: dieser setzt innern Kampf und Überwindungskraft voraus.

Jede Berührung mit unsern Mitmenschen erfordert schon große Klugheit. Selbst das Zusammenleben mit unsern eigenen Angehörigen und mit unsern besten Freunden ist ohne Vorsicht, ohne Bedachtsamkeit, ohne Übersicht über die Eigenheiten, Neigungen und Empfindlichkeiten jedes einzelnen nicht möglich. Aber je reiner und unvoreingenommener wir sind, je mehr unsere Gefühle und Gedanken sich von uns selbst abwenden, desto weniger bedürfen wir der Umsicht und der Vorsicht.

Auch der vernünftigste Mensch begeht noch Torheiten, aber er unterscheidet sich von dem Unvernünftigen dadurch, daß er seine Torheiten einsieht und sie als Unkraut auszujäten sucht. Durch Schaden wird auch nur der Vernünftige gewitzigt.

Der Philosoph Chrysippos soll vor Lachen über einen Esel, dem er Wein zu trinken gegeben hatte, gestorben sein. Weder war sein Lachen, noch seine Tat weise. Aber ebensowenig weise ist es, über begangene Torheiten zu jammern.

Es gibt Naturen, denen die Furcht vor einem Verluste ein stärkeres Leiden verursacht, als der Verlust selbst, und es gibt auch solche, die gar keine Furcht vor dem Verluste haben, aber über den Verlust selbst sich kaum trösten können.

Wenn nur die Fähigern und Bessern den Vorrang hätten, so könnte man sich mit jenem Spartaner trösten, der, obschon er unter die auserlesenen dreihundert Bürger nicht aufgenommen worden war, heiter ausrief, es freue ihn aufrichtig, daß der Staat dreihundert Bürger habe, die besser seien, als er. Was am schwersten überwunden werden kann, ist das verletzte Gerechtigkeitsgefühl. Die uns zugefügte Ungerechtigkeit heiter ertragen, dazu gehört ein sehr hoher Grad innerer Reife und echter Glaubenskraft.

Ein gewisses Maß von Leiden läutert und macht reif: bedürfen ja auch die feinsten Gewächse der eingreifenden Hand des Gärtners, um sich üppiger zu entfalten und ganz auszureifen. Durch die Reife verlieren wir zwar die Illusionen, gewinnen aber als Ersatz dafür unerschütterliche Einsichten und wahre Charakterkraft.

Lebensstürme sind für manchen zur Reinigung seines Charakters und seiner Geistesatmosphäre ebenso notwendig wie die Gewitter für die Luft, um ihr alle Lauheit und drückende Schwüle zu nehmen.

Der Verkehr mit der Welt ist für den tiefer angelegten Menschen oft ein Quell von Leiden, aber erst durch die Berührung mit der Wirklichkeit erfährt er, was er und was die Welt ist, denn erst in Berührung mit den Menschen treten sowohl

die Schwächen, als auch die Stärken unseres Charakters deutlich hervor.

Leicht fällt der Verkehr mit den Menschen nur den Oberflächlichen, da sie sich nur an die Hüllen, an die äußern Formen halten. Der tiefere Charakter stößt überall auf Mißgunst, Eifersucht und Verkleinerungssucht. Er sehnt sich nach einem unparteiischen und wirklich wohlwollenden Menschen und findet überall nur das enge Interesse der Koterien. Er kann nicht dem Selbstbetruge wie der Idealist zuneigen, der die Wirklichkeit durch die Brille der Gedanken schaut. Wer einen geschärften Blick für die Lebenswirklichkeit hat, muß, um nicht in Menschenverachtung zu verfallen, zu einer höhern Welt gelangen: nur die höhere Weisheit ist fähig, uns mit den Menschen auszusöhnen und uns vor aller Seelenverdüsterung zu schützen.

Wer die Einsamkeit ertragen kann ohne alles Murren, der zeigt dadurch allein die Hoheit und Überwindungskraft seines Charakters, und er ist berechtigt, mit jenem griechischen Weisen zu sagen, nicht er müsse des Umgangs der andern, sondern die andern müßten seines Umgangs entbehren.

In der Jugend suchen und finden wir Anregungen und Begeisterung in der Außenwelt. Später wird uns die Außenwelt oft lästig, denn sie nimmt uns weit mehr an Stimmung, als sie uns gibt, und wir ziehen die innere Sammlung und den Umgang mit wenigen erprobten Freunden und

gediegenen Werken allen Eindrücken und Anregungen vor, die wir von dem Verkehr in der Gesellschaft empfangen können. Die Erfahrung, daß wir dann der Gesellschaft ebensowenig genügen, als die Gesellschaft uns, drückt Goethe in einem Briefe an Schiller aus: ‚Ein sonderlich Heil ist für uns nicht in der äußern Welt zu suchen, wo man überall nur gestückelt antrifft, was man schon ganz besitzt.‘

Man verwechselt gewöhnlich die Fähigkeit, sich zu begeistern, mit der Neigung zu Illusionen: diese ist das Merkmal mittelmäßiger, jene das Kennzeichen starker Charaktere. Der Mangel an Enthusiasmus ist der Mangel an Geist. Die Selbsttäuschungen nehmen notwendig mit dem Alter ab, während die Fähigkeit, sich zu begeistern, oft mit dem Alter sogar zunimmt; nur die Zahl der Gegenstände, für die wir uns begeistern können, nimmt ab, denn die Begeisterungsfähigkeit wird dann immer reiner und gesammelter. Die Begeisterungsfähigkeit ist die Fähigkeit, Geist zu sehen und Schwungkraft zu behalten, wo die andern die Hindernisse der Materie sehen und an der Materie haften bleiben.

Es ist leichter, die Gesellschaft von hundert langweiligen Menschen zu ertragen, als sich selbst in der Einsamkeit. Das Denken allein genügt noch nicht, damit wir die Einsamkeit auf die Dauer ohne Erbitterung ertragen können. Dies kann entweder nur der stumpfsinnige Mensch, oder der, welcher den Zutritt zu den Höhen hat.

Das Bewußtsein, ein so häßliches Gefühl wie das des Neides wachzurufen, könnte den lebendigen Geist lähmen, wenn er sich nicht stets das Gebot vergegenwärtigte, das Pfund ja nicht zu vergraben und das Licht ja nicht unter den Scheffel zu stellen.

Je selbstischer einer ist, desto weniger kann sowohl das Leben als auch der Tod für ihn rätselhaft sein; je feinsinniger, seelischer und uneigennütziger einer dem Leben gegenübersteht, desto rätselhafter ist der Tod für ihn, wenn er auch keine Furcht vor dem Tode kennt.

Der feinere Mensch muß sich hienieden oft heimatlos fühlen; selbst wenn er sich die ihm fremde Sprache der anderen Menschen aneignete, würde er sie doch mit einem nur ihm eigenen Accent sprechen, und für nichts haben die Menschen ein so feines Ohr, als gerade für diesen Accent.

Die Seele darf man nicht so abzuhärten suchen wie den Körper: wenn auch die Seele ebenso frieren kann wie der Körper, so können doch die Abhärtungen für sie noch gefährlicher werden als die Folgen des Frierens. Die Seele kann nur in einer warmen Atmosphäre gedeihen, aber diese muß sie sich selbst erschaffen und nicht in der Außenwelt suchen.

Bisweilen erscheinen wir, bei aller Aufrichtigkeit unseres Mitgefühls, gleichgültig nach außen, nachdem wir eine Zeit lang innerlich sehr angespannt waren.

Verstimmt sein heißt, sich selbst und die andern nicht ertragen können, denn der Verstimmte kann auch nicht zusehen, wie die andern freudig sind.

Launenhaftigkeit ist eine leichte Seelenkrankheit, unter der die Umgebung des Launischen mehr leidet als er selbst, da er sich meistens seiner Laune ebensowenig bewußt wird wie der Geisteskranke, daß er krank ist.

Langeweile kennt nur der Mensch: das Tier langweilt sich nicht. Was der Mensch nicht alles der Kurzweil wegen anstellt, um nur nicht die Kürze des Augenblicks sich vergegenwärtigen zu müssen, den er, von unsichtbarer Hand geführt, hier zubringt. Der Mensch will nicht mit seinem eigenen Selbst aufrichtig Zwiesprache halten: er könnte dann sich selbst gar nicht ertragen. Und da er nicht mit sich selbst aufrichtig sein kann, so ist er es auch mit den andern nicht.

Hören wir von jemand, daß er sich nicht langweile, so können wir mit Sicherheit annehmen, daß er auch uns nicht langweilen wird.

Daß die Menschen oft gerade das Gediegene langweilig nennen, das kommt nur von ihrer eigenen Langeweile und von ihrer Unfähigkeit, das Gediegene und das Unauffällige richtig zu würdigen.

Irrtümlicherweise verstehen die Leute unter dem, was nicht Langeweile ist, nur Zerstreuung, Leichtlebigkeit und Leichtsinn, weil sie nur zu sehr

geneigt sind, das Laster der Langeweile gegen ein andres Laster, gegen das der Kurzweil, einzutauschen.

Um der Muße würdig zu sein, dazu gehört, daß man sie auch würdige. Wie sollen sie aber auch die würdigen, die von Langeweile geplagt werden und nicht wissen, was sie mit ihren freien Augenblicken anstellen sollen?

Auf dem Gipfel der Lust wie des Schmerzes verlangen wir nach dem Ende.

Was die tieferen und feineren Charaktere vor allem zu überwinden haben, ist die Furcht vor sich selbst, vor den unsichtbaren Vorgängen in ihrem eigenen Innern.

Wer reinen Herzens ist, hat gar nichts zu verbergen: selbst vor den zudringlichen Blicken gewisser Leute hat er gar keine Scheu.

Das Verlangen, von allem Kleinlichen so fern wie nur möglich zu bleiben, kann in gewissen Augenblicken so überwältigend werden, daß alle andern inneren Bedürfnisse davor zusammenschrumpfen: nil cupientium nudus castra peto.

Die Demut wird deshalb so sehr verkannt, weil sie irrtümlicherweise dem Verzicht auf die Selbstständigkeit der Lebensansicht und auf alle Kraft der Überzeugung gleichgestellt wird. In Wirklichkeit aber ist die Demut eine schöpferische Kraft, die nach innen

gerichtet ist und sich auch nicht wie jede andre Kraft, um fruchtbar zu wirken, eine Schranke setzen muß.

Wem alles gleichgültig ist, der kann auch gar nicht Dankbarkeit empfinden: Dankbarkeit kann nur aus einem regen innern Leben und aus einer gewissen Fähigkeit, zu lieben, kommen.

Je selbständiger und gediegener ein Geist ist, desto stärker fühlt er sich nur vom Allerhöchsten angezogen, und unmöglich wird es ihm, von mittelmäßigen Menschen und kleinen Geistern wirklich etwas zu lernen.

Der Tiefsinn macht bisweilen schüchtern, weil er die Oberflächlichkeiten der Menschen genau sieht und nicht die richtige Sprache für sie finden kann.

Eine starke Seele ist die, die ihrem unwiderstehlichen Verlangen nach Unabhängigkeit die richtige Schranke zu setzen fähig ist.

Wenn wir uns selbst erträglich finden, so ertragen wir auch leicht unsere Mitmenschen — darin besteht auch alle Lebenskunst.

Nach längerem Umgange mit einem Menschen weder ihm lästig fallen noch ihm langweilig werden, dazu gehört nicht nur angeborenes Taktgefühl, sondern auch unversiegbare Geisteskraft und große Lebenserfahrung.

Herzlichkeit ist der Weg zu den Herzen, wie Offenheit der Schlüssel dazu ist.

Die vollständige Abwesenheit der Schlauheit muß oft den Schlauesten entwaffnen: er steht hier vor einem Rätsel, das er nicht lösen kann.

‚Ein Feldherr muß nicht nur die Hände, sondern auch die Augen rein halten' — dieses Wort des Perikles gilt jedem, der über sich selbst Herr und im besten Sinne des Wortes Mann sein will. Ein reines Auge ist nur bei einer reinen Seele möglich. Ein reiner Mann ist nur der, von dem die Frauen das sichere Gefühl haben, mit ihm unter vier Augen bleiben zu können, ohne im geringsten einen zweideutigen Blick oder auch nur eine Spur von Zudringlichkeit befürchten zu müssen.

Einem helfen, ohne im geringsten in ihm das Gefühl wachzurufen, man wolle ihn verpflichten und unfrei machen, das ist die seltene Gabe des wahren Edelsinns. Der nichtedle Mensch kann gar nicht helfen, ohne zu verpflichten.

Erweisest du jemand einen Dienst, so soll nur dein Herz wissen, was du getan hast; wenn du später deinen Verstand befragst, so kann der von dir erwiesene Dienst oft ein Quell des Ärgers für dich werden.

Es gibt manche, die aus angeborener Güte stets darauf bedacht sind, dienstfertig zu sein, die aber das Entgegenkommen der andern als lästig empfinden. Dies mag davon kommen, daß zu ihrer angeborenen Güte sich ein Gefühl nichteingestandenen Stolzes gesellt.

In jedem Verlangen, zu trösten, äußert sich ebensoviel Oberflächlichkeit als Teilnahme.

Wer sich über alle Gewöhnlichkeit erheben will, muß sich nicht nur der Stärke seiner Schwingen und der Schärfe seines Auges, sondern auch seiner innern Festigkeit und seiner vertheidigenden Kraft genau vergewissert haben: muß er doch auch zur Erde zurückkehren, sich da seine Nahrung zu holen.

Gegen Schwärmerei und utopische Einseitigkeiten kann uns nur die ‚Klugheit der Schlangen' schützen, und gegen die einschränkende und berechnende Klugheit die ‚Reinheit der Tauben'. Sieh aber zu, daß die nötige Schlangenklugheit nicht in Mißtrauen ausarte, denn das Mißtrauen verhärtet allmählich unser Herz und tötet unsern Geist ab. Du brauchst nicht jedem deine Seele zu öffnen, aber du sollst auch nicht im voraus ihm Argwohn entgegenbringen.

Egoismus

Die Folgen unseres Denkens und Tuns sind schon im voraus da, aber nur dem innern Auge sichtbar. Daher sollen wir das innere Auge schärfen, um die Folgen unserer Taten und Gedanken stets vorherzusehen. Der Kampf und der Staub des Alltäglichen kann unsere Seele ebenso verunreinigen wie unsern Körper; die Seele aber läßt sich nicht so leicht reinwaschen.

Die Laster entspringen aus dem Verlangen, die Lustgefühle zu steigern, und führen doch zur Verminderung unserer Fähigkeit, Lust zu empfinden. Schon das zu starke Verlangen nach Lustgefühlen muß daher als Laster bezeichnet werden.

Der unerträglichste Sklavenhalter in der Welt ist der gierige Wunsch, da er nicht nur den Körper, sondern auch die Seele unterjocht.

Irrungen können wenigstens noch das Gute haben, daß sie uns auf Umwegen zur Wahrheit führen: es sind Versuchungen, durch deren Überwindung wir unsere Einsichten erweitern. Die Laster dagegen müssen unsere Seele erniedrigen, und jede Art von Selbstliebe muß ihre Schwungkraft lähmen und sie zur Gewöhnlichkeit herabwürdigen.

Der naive Egoist hat die besondere Fähigkeit, die Menschen an sich herantreten zu lassen, ohne ihnen irgendwie entgegenzukommen. Durch sein stilles und sicheres Bewußtsein, die andern seien verpflichtet, alles für ihn zu tun, ohne von ihm etwas dafür zu verlangen, beginnen auch die andern zu glauben, seine Forderungen an sie seien vollkommen berechtigt.

Wir müssen uns davor hüten, die Kaltblütigkeit, die oft doch nur von der Kälte des Gemütes kommt, für Selbstbeherrschung zu halten.

Die meisten sprechen von ihrem Selbst, machen in einem fort die Forderungen ihres Selbst geltend, und doch sind sie unselbständig. Selbständig im wahren Sinne des Wortes kann nur der sein, der weit über sein Selbst hinaus ist. Der Egoismus ist die allerniederste Art von Selbständigkeit: er muß unfrei machen, weil er von den niederen Trieben abhängig ist. Eine solche Abhängigkeit kann wohl beim Tiere Selbständigkeit sein, niemals aber beim Menschen.

Niemals kann die Freiheit mit Herrschsucht zusammengehen: jede Art von Herrschsucht ist doch nur die Sucht, Sklaven zu halten und über sie nach Gutdünken zu verfügen, und mag sich der Herrschsüchtige äußerlich noch so sehr als der Freie gebaren, so bleibt er innerlich doch unfrei, denn in sein Denken mischt sich immerwährend die Abhängigkeit von denen hinein, über die er herrschen will.

Die, welche zur Ironie neigen, können gewöhnlich nicht die geringste ironische Bemerkung über ihre eigene Person ertragen: ihre stark entwickelte Selbstliebe stellt die unüberlegte Forderung, alle andern möchten ganz ohne Selbstliebe sein.

Der selbstzufriedene Ernst gewisser Menschen läßt sich wohl am besten mit dem Ernst einer wiederkäuenden Kuh vergleichen.

Die Selbstzufriedenheit ist das abstoßendste Laster, weil sie den ganzen Menschen durchdringt.

Die Selbstzufriedenheit ist stets das Merkmal niedriger Gesinnung: es ist die Sattheit eines Menschen, dem es nie in den Sinn kommt, zu fragen, ob auch seine Mitmenschen gesättigt und zufrieden seien. Die allerhäßlichste Selbstzufriedenheit ist wohl die des ästhetischen Menschen, weil hier die Roheit sich hinter der Maske gefälliger Formen verbirgt.

Daß ein seichter Kopf so selbstzufrieden sein kann, kommt davon, daß er so leicht ausgefüllt wird.

Ein ‚glückliches Leben' ist meistens nur ein selbstzufriedenes Leben: in Wirklichkeit kann es nur glückliche Tage und glückliche Stunden geben.

Selbstzufriedenheit und Sattheit zeugt von Seelenlosigkeit: die Seele führt wohl zur überschauenden Ruhe, niemals aber zur Selbstzufriedenheit, denn selbst in seiner Ruhe hat der seelische Mensch noch eine gesteigerte Sehnsucht nach Selbstvervollkommnung und nach höheren Gipfeln, während der selbst-

zufriedene Mensch sich auf den Kreis seiner Mittelmäßigkeit noch etwas zugute tut und stolz darauf ist, satt zu sein.

Es gibt selten jemand, der nicht in gewissen Augenblicken in der Gefahr wäre, auf seiner Lebensbahn zu straucheln und zu fallen. Mancher strauchelt nur deshalb nicht, weil er gutgesohlte Schuhe hat. Nur wenige gehen auf der schlüpfrigen Lebensbahn mit voller Sicherheit — das sind begnadete Menschen: diese aber kennen keine Selbstüberhebung. Man trifft oft auch Menschen, die sich in ihrem eigenen wankenden Schreiten gefallen; auch gibt es solche, die sich an das Straucheln und Fallen gewöhnt haben und deren Seele so abgestumpft ist, daß sie keine Schmerzen und Wunden mehr fühlt: sie sind wie Betrunkene, denen es am wohlsten ist, wenn man sie ungestört in der Gosse liegen läßt.

Solange sich der Mensch seiner unedeln Eigenschaften schämt, ist er noch nicht vollständig lasterhaft, und so lange er seine Tugenden zur Schau trägt und sich auf seine guten Eigenschaften etwas einbildet, ist er noch nicht ganz edel und charaktervoll. Sobald wir das aufrichtige Verlangen haben, unsere Mängel zu erkennen, sie uns zeigen zu lassen und sie auch offen einzugestehen, befinden wir uns schon auf dem Wege zur Selbstläuterung.

Die Klugheit, weil sie doch nur auf einer gewissen Beweglichkeit des Verstandes beruht, weiß nichts von Höhe, von Tiefe, von Überwindung, von Uneigen-

nützigkeit. An dem Wichtigsten wird sie zuschanden und zeigt dann, daß sie nur Schein und Torheit war.

Weder seine eigenen Schwächen zeigen, noch zeigen, daß man die Schwächen des andern sieht, das kann die vorsätzliche Klugheit nicht. Das savoir-vivre vermag dies nur zum allergeringsten Teil.

Der diplomatische Umgang mit den Menschen verrät nur allzubald seine Absicht: Klugheit ohne Liebe vermag nur in der Politik etwas auszurichten, muß aber bei den wichtigsten Beziehungen zwischen Mensch und Mensch versagen.

Klug sein heißt noch nicht gut sein, und gescheidt sein heißt noch keineswegs frei sein. Wer die Vernunft mit Güte und Freiheit verwechselt, hat noch eine verworrene Vorstellung vom Menschen und vom Leben.

Die Schlauheit ist eine Mischung von Scharfsinn und Dummheit und endet immer in Bosheit. Was durch Schlauheit erreicht werden kann, ist, bei Lichte geschaut, der darauf verwendeten Mühe gar nicht wert. Trotz aller Berechnung findet die Schlauheit im Grunde nur selten ihre Rechnung.

Bosheit ist meistens nichts als Rachsucht, die sich nicht beherrschen kann und daher die erste beste Gelegenheit wählt, sich ziellos zu entladen. Durch diese Ziellosigkeit wird der Bosheit meist alle Wirkung genommen, weshalb auch die Bosheit mehr

verachtet wird als die Rachsucht, wenn auch ebenso gefürchtet.

Die Grausamkeit ist stets das gerade Gegenteil von sicherer Kraftfülle und weist oft sogar Spuren geistiger Ohnmacht bei zerrütteter Triebkraft auf: sie ist dann weiter nichts als eine Schwachheit, die, während sie sich an sich selbst rächen möchte, die Rache an den andern übt. Die Grausamkeit läßt sich auf keine einfachen Antriebe zurückführen. Wie beim Tiere so beim Menschen entspringt sie bisweilen einer gewissen Spielsucht, die ihrerseits aus dem Empfinden der Leere kommt. Die Befriedigung von Hunger, Durst und Geschlechtstrieb ist nicht fähig, selbst das Dasein gewisser Tiere ganz auszufüllen, um wieviel weniger das des Menschen. Wenn ein Mensch von großer Triebkraft sich nicht der höheren Welt zuwendet, so muß in ihm unvermeidlich von Zeit zu Zeit die Grausamkeit ausbrechen.

Es ist ein charakteristischer Zug der Dummheit, daß sie unmerklich in Bosheit und Rachsucht übergeht und doch dabei ein gutes Gewissen hat.

Die Streitsucht ist so tief in der menschlichen Natur begründet, daß wir oft nicht nur aus Haß, sondern selbst aus Liebe streiten, wodurch dann die Liebe dem Hasse ähnlich wird, denn der Eifer läßt allmählich die Liebe in Haß übergehen und ahnt gar nicht, wen er zum Mitkämpfer gewählt hat.

Wo keine Verzeihung ist, dort tritt an deren Stelle ein Gefühl der zehrenden Rachsucht, wodurch die

Seele wie durch ein schleichendes Gift in einen Fieberzustand hineinkommt und aller Einsicht und Ruhe beraubt wird.

Alle haben wir die Neigung, uns plötzlich auf irgend eine Kleinigkeit zu versteifen. Es ist, als wenn der Eigensinn und der Selbsterhaltungstrieb sich da zusammengetan hätten. Auch sagt uns der Intellekt dabei: Rechthaberei ist Kraft, denn der Friedfertige ist nur aus Schwäche friedfertig, und der Nachgiebige ist nur deshalb nachgiebig, weil er nichts zu geben und nichts zu nehmen hat.

Jede Art von Vereinigung und Partei trägt den Keim baldiger Zersetzung in sich, denn die Menschen können nicht in dauerndem Frieden miteinander leben: zu der natürlichen Verschiedenheit in der Auffassungsweise kommt hier noch die aus der Verschiedenheit der Charaktere sich notwendig ergebende Eifersucht, Rechthaberei und Streitsucht, und dann auch die der menschlichen Natur eigene Neuerungssucht.

Mit selbstzufriedenen oder rechthaberischen Menschen dürfen wir keine eingehenden Gespräche führen: ihnen kann man nichts geben, und uns selbst können sie etwas von unserer Milde nehmen.

Eigensinn hat nichts mit Willensstärke zu tun, da er nur eine gewisse Abart des Starrsinns ist: er klammert sich krampfhaft an den Verstand, der dann den Willen nicht mehr losläßt und den Menschen ganz unfrei macht. Er ist der leibliche Bruder der

Empfindlichkeit, diese ist aber immer ein Zeichen von Gebundenheit der Willensäußerungen, von Hemmungen in der Seele. Wahrhaft starke und ehrliche Naturen sind weder empfindlich noch eigensinnig.

Aus einem Disput kann nichts gutes hervorgehen, wohl aber kann schon sehr viel gutes geschehen, wenn nicht disputiert wird.

Bei allem Wortwechsel kommt so wenig ersprießliches heraus, selbst wenn eine Diskussion noch so ernst geführt wird, daß, wenn man durch die Umstände genötigt wird, daran teilzunehmen, man sich das Beispiel jenes griechischen Philosophen vergegenwärtigen soll, der, überdrüssig des Disputierens mit den Sophisten, plötzlich seinen Mantel wegwarf und über den Fluß schwamm.

Das haben die Erwachsenen mit den Kindern gemein, daß auch sie um alles in der Welt Abwechslung haben wollen und entweder mit einander streiten, oder dem Streite der andern mit gespanntem Interesse zuschauen.

Neid

Der Neid und die Eifersucht wurzeln so tief in der menschlichen Natur, daß sie sich sogar auf wertlose Kleinigkeiten erstrecken, die der Nebenbuhler voraus hat, denn der Neid und die Eifersucht steigern alles ins Unermeßliche.

Der Neidische sieht in jeder Anerkennung, die dem andern gezollt wird, einen Raub an dem, was er selbst haben möchte, und in mancher Hinsicht ist er noch schlimmer als der Geizige, denn dieser befürchtet nur das einzubüßen, was er hat, jener aber lebt in fortwährender Befürchtung, das zu verlieren, was er noch nicht hat.

Im Neide äußert sich neben der Mißgunst auch eine nichteingestandene Schwäche. In den allermeisten Fällen gesellt sich zu ihm noch Heuchelei.

Der Neid möchte nur Einöde und Sandebene um sich sehen: er haßt die fruchtbaren Felder und die im Sonnenglanz emporragenden Gipfel.

Um das Verdienst vollkommen anzuerkennen, dazu gehört wahre Selbstachtung. Neid und Eifersucht sind in den allermeisten Fällen nur die Folge geringer Selbstachtung und rühren aus dem Verlangen her, um jeden Preis geachtet zu sein.

Das Häßliche des Neides liegt darin, daß er uns in unsern eigenen Augen entwürdigen muß.

Wenn der Neid sich auch noch so fein verstellen wollte, so würde ihm dies doch nicht gelingen: die Stimme, der Gesichtsausdruck, etwas im Blick würde ihn verraten.

Mehr vielleicht als alle andern unedeln Charaktereigenschaften kann der Neid die geistige Kraft schwächen, da er dem Menschen die Konzentration raubt.

Der Neid, die Rachsucht und die Intrigue wohnen meistens bei einander: der Neidische ist rachsüchtig, und der Intriguante neidisch.

Was und wieviel wir auch besitzen, immer finden wir noch etwas, dessen Mangel uns schmerzt und beunruhigt. Wenn die Neider jeden Augenblick in das Innere des Beneideten sehen könnten, so würden sie erfahren, daß auch er oft wie von einem Stachel gepeinigt wird, und nicht zum vollen Genusse dessen kommen kann, was der Gegenstand des Neides ist.

Während der Neidische um die Wohnung des andern herumschleicht, wird er inzwischen im eigenen Hause um das Wenige gebracht, was er hat.

Die Eifersucht kommt meistens aus dem Verlangen nach vollem Besitz und zugleich aus dem ohnmächtigen Gefühl, ihn entweder gar nicht oder nur zum Teil erlangen zu können. Daher kann man

nicht nur auf Menschen, sondern ebensosehr auf Sachen eifersüchtig sein.

Unsere Erscheinung, unsere Worte, unsere Gedanken und Taten sind den Mißdeutungen und Verunstaltungen, dem Haß und dem Neid ausgesetzt: wo einige Menschen zusammenkommen, dort entsteht schon notwendig ein Gerede über die andern. Selbst unter den Göttern der alten Mythologie, da ihrer eben mehrere sind, gibt es Gerede, Gezänk und Wutausbrüche.

Durch Widerlegung wird eine Verleumdung nie aus der Welt geschafft: wer nicht verleumdet sein will, muß auf den Verkehr mit den Menschen verzichten, und auch dann ist er noch den Verleumdungen ausgesetzt.

Der Klatsch, der von so schädlicher Wirkung sein kann, kommt meistens gar nicht von dem Verlangen, den Mitmenschen zu schaden, nicht aus Verleumdungssucht, sondern lediglich aus dem Bedürfnis, sich leichtfertig auf Kosten des andern zu unterhalten oder sich über ihn zu erheben.

Wir verkleinern gewöhnlich die andern, um dadurch selbst größer zu erscheinen, und merken nicht, wie wir uns dabei selbst vermindern, denn wir engen dadurch unser Mitgefühl und unsern geistigen Gesichtskreis ein.

Die Schmähsucht entspringt oft nicht nur der Mißgunst, sondern auch der Freude an der Sache selbst.

Es gibt Menschen, die förmlich aufleben und sogar etwas wie Witz bekommen, wenn sie die günstige Gelegenheit finden, recht medisant zu sein. Bisweilen sind es gar keine schlechten Menschen: sie sind gute Kameraden, auch sonst zu allerlei Diensten bereit. Das Bedürfnis, zu klatschen und zu verleumden, ist in ihnen stärker als alle Überlegung. Sie wollen ihren Mitmenschen nicht mit Absicht schaden, aber sie bedauern auch nicht, ihnen geschadet zu haben, und bisweilen sind sie nachträglich auch froh darüber, wie der Säemann über die gereifte Saat. Die Wirkung der übeln Nachrede ist meist noch schädlicher als die der eigentlichen Mißgunst, da dort die Motive nicht so offen zutage liegen wie hier.

Gutes tun und dafür gelästert werden ist nicht nur königlich, wie Alexander der Große es meinte, vielmehr etwas alltägliches und allgemein menschliches.

Durch nichts gerät der Neid so in Wut, als durch unsere Gleichmütigkeit und unsere Standhaftigkeit. Er spürt dann eine Überlegenheit, der kein einziger seiner Angriffe beikommen kann.

Alle, die so eifersüchtig und neidisch sind auf Macht, Reichtum, physische Kraft und Intellekt, sind es doch nie auf Herzensgüte, auf Seelenfeinheit und auf innere Freiheit.

Geld und Geiz

Die Liebe zum Gelde ist neben der Geschlechtsliebe der mächtigste Trieb, und bei manchem noch weit stärker als diese: der ganze Mensch wird dann zum einzigen Triebe nach Gelderwerb und will auch gar nichts andres im Leben, sogar den Genuß nicht. Bei den alten Griechen wurde Plutos, der Gott des Geldes, blind dargestellt wie Eros.

Der Geizige hat nur einen einzigen Freund, der aber ein Schemen ist, den er sich selbst erschaffen hat und auf den er sein ganzes Ich überträgt. Dieses Ich tritt vor ihn objektiv im Gelde hin mit der Gewalt der toten Materie. Er liebt den Tod und sucht in dieser Liebe die Furcht vor seinem eigenen Tode zu betäuben.

Der Geiz vernichtet die Seele und erfüllt sie mit einem undurchdringlichen Dunkel, so daß sie das Sonnenlicht nicht mehr ertragen kann. Der Geizige jagt einem wesenlosen Schatten nach und läßt sich von diesem an der Nase herumführen. Er verrennt sich allmählich in den dumpfsten Winkel, wohin kein einziger Strahl dringen kann: nur der Geizige kann dort aushalten, wo jeder sonst ersticken müßte, denn bei ihm hat die Natur alles verkehrt. Die Absichten, die sich anfangs zu seiner Habgier noch gesellt haben mögen, hören bald auf, Absichten zu

sein, und treten ganz in den Dienst der verkrümmten Triebe der Selbstliebe. Es ist die Liebe eines zusammengeschrumpften Ich zu seiner eigenen Zusammenschrumpfung, die Neigung zum Modrigen und Toten, der Haß gegen alles weite, große, uneigennützige und lebendige; es ist eine gesteigerte Liebe zum Unterirdischen und Erstickenden, zugleich eine geheime Furcht vor dem folgenden Tage und vor dem möglichen Zusammentreffen von Verhältnissen. Welch erschreckende Vereinigung von Metaphysik und Niedrigkeit, von einseitiger Energie und Feigheit liegt in dieser leidenschaftlichen Liebe zum Gelde.

Der Schatten des verstorbenen Geizhalses schleicht noch um das zusammengescharrte Geld herum und erregt in uns unwillkürlich Mitleid, wiewohl wir mit dem Geizhalse zu seinen Lebzeiten nicht das geringste Mitleid haben konnten.

Sparsame oder gar geizige Menschen können nicht ruhig zusehen, wie jemand Geld ausgibt, und wenn die Freigebigkeit auch ihnen selbst zuteil wird, so verachten sie doch von ganzem Herzen den Freigebigen.

Wir sind stets geneigt, vor lauter Beschäftigung mit den äußern Mitteln, zu vergessen, daß alle Mittel ein Ziel voraussetzen: fortwährend häufen wir Mittel auf Mittel, die uns aber immer weiter vom Ziele entfernen. Die ganze Lebensordnung wird verkehrt, und das Nebensächliche zum Wich-

tigsten gemacht, so daß nicht das Kleid für den Leib und der Leib für den Geist mehr da ist, sondern der Geist für den Leib und der Leib für das Kleid.

Die Menschen haben eine solche Achtung vor dem Gelde, daß sie nicht nur vor jeder Art von Besitz, sondern auch vor jedem Besitzenden etwas wie achtungsvolle Scheu empfinden, ohne sich auch nur irgendwie zu fragen, wie der Besitzer zu seinem Besitze gekommen sei.

Wer viel Geld hat, der hält sich schon dadurch allein für etwas besonderes und bedeutendes: so groß ist die Wirkung, die der Mammon auf seine Diener ausübt.

Macht und Besitz geben dem Auftreten eine Sicherheit, wie sonst nichts in der Welt, ausgenommen die Gunst der Machthaber und der Besitzenden.

Zu der Kunst, viel Geld zu verdienen, gehört meistens entweder das Naturell des Glücksspielers, oder das des Abenteurers, bisweilen freilich weder das eine noch das andre, sondern nur ein günstiger Zufall im Zusammentreffen der Verhältnisse.

Man kann die Menschen einteilen in solche, deren Schatz dort ist, wo ihr Herz ist, und in solche, deren Herz dort ist, wo ihr Schatz ist, d. h. im Geldschrank.

Mancher betet das goldene Kalb selbst noch in der Kirche an.

Das Geld ist eine unpersönliche und gerade deshalb auch eine so schreckliche Macht. Das goldene Kalb hat eine lebendige Gestalt und ist doch leblos. Die Sprache des Geldes ist jedermann verständlich und doch in Wirklichkeit überaus verworren, weshalb auch Plutus in der Göttlichen Komödie die beiden Dichter, die in seinen Kreis gelangen, in einem wahren Kauderwelsch anfaucht. Man gehe nur an einer Börse vorbei und man wird von dem verworrenen Lärm dort einen betäubenden Eindruck davontragen: das ist Plutos Kauderwelsch — der betäubende und verworrene Ausdruck der Schuld, die sich in diesem Kreise mit solcher Gewalt zusammengedrängt hat — il mal dell'universo tutto insacca.

Wer Geld leiht, muß nie darauf rechnen, es zu einem bestimmten Zeitpunkte zurückzuerhalten, und oft soll er dabei dem Beispiele der alten Gallier folgen, die einander Geld liehen, um es erst in der Unterwelt zurückzubekommen.

Die wohlhabenden Leute sprechen von ‚armen Teufeln', denen sie ihre Unterstützung haben angedeihen lassen. In diesem Ausdrucke liegt ein Mangel an Schamgefühl: eine solche Wohltätigkeit weiß auch gar nicht, was Wohltun heißt.

Das Beste, was wir unsern Kindern hinterlassen können, ist das gute Beispiel. Solange aber die meisten Menschen als das Höchste den Reichtum ansehen, wird als das beste Erbe der Besitz, und als der beste Erbe der lachende gelten.

Es gibt fast keinen einzigen genialen Menschen, der in übermäßigem Reichtum oder gar in Luxus aufgewachsen wäre. Bei Goethe und Schopenhauer hat die verhältnismäßige Wohlhabenheit, von der sie von Kindheit auf umgeben waren, nicht sehr günstig auf den Charakter eingewirkt: wenn sie in einfacheren Verhältnissen aufgewachsen wären oder sogar mit der Lebensnot zu kämpfen gehabt hätten, so hätte dies bei Goethe vielleicht eine festere Einheit seiner Seelenkräfte und bei Schopenhauer eine größere Selbstbeherrschung in der Äußerung der Leidenschaft erzeugt.

Nie hat wohl noch der Erbe eines angesehenen Namens oder der eines reichen Besitzes daran gedacht, daß er seinen Titel und seinen Reichtum nur den glücklichen Umständen verdanke. Vielmehr hat er die Überzeugung, wenn er überhaupt je darüber nachdenkt, er selbst sei der Urheber seines Namens und seines Besitzes.

Alle Schäden liegen nicht nur draußen, nicht nur in dieser oder jener Einrichtung, sondern vorwiegend in uns selbst, auch nicht in dem Besitze, sondern nur in der Sucht nach dem Besitz, und der Fluch des Besitzes materieller Güter besteht darin, daß mit dem Besitze die Sucht nach seiner Vermehrung und Häufung verbunden ist.

Wenn der Reichtum uns auch die Mittel zum Genusse verlockend in Aussicht stellt, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß er auf die Dauer die Fähig-

keit, zu genießen, vermindert und oft auch ganz abtötet, denn auch im Genusse gibt es eine Stufe, die nicht überschritten werden kann.

Wie man von einem regierenden Fürsten nichts andres verlangen darf, als daß er die Pflichten seiner angeerbten Würde erfülle, so darf man auch von dem Reichen nur das erwarten, wozu ihn das Geld befähigt. Geist, Herz, Gemüt gehören in eine ganz andre Ordnung.

Der äußere Schein und Glanz hat eine solche verführerische Wirkung, daß er sich sogar den Dienstboten der reichen Familien mitteilt: sie halten sich für etwas ganz andres als ihre Brüder und Schwestern, die im Dorfe den Acker bestellen, ja der Kutscher einer fürstlichen Familie kommt sich in den Augenblicken, wo er die mit dem herrschaftlichen Wappen versehene Karosse lenkt, sicherlich höher und vornehmer vor, als der Bürger, der ihm auf der Straße ausweichen muß.

Was helfen alle Schätze der Welt bei innerer Armut, und was können diese Schätze einem geben bei innerem Reichtum. Es gibt keinen materiellen Überfluß, der uns nicht arm machte, denn die Sorge, diese Begleiterin alles materiellen Überflusses, verfolgt uns noch auf die Höhen der Zivilisation: wir sehen uns auch hier, wie Faust am Ende seiner irdischen Laufbahn, wo er über die Natur gesiegt zu haben glaubt, hilflos einer schrecklichen Macht gegenüber.

Eitelkeit und Selbstbespiegelung

Wer über den engern Kreis, worin er lebt und wirkt, das ganze Leben und die unendliche Zeit nicht außer acht läßt, der kann gar nicht eitel sein.

Die Zeit ist das Kostbarste, was es gibt, aber nur für den, der innerlich ausgefüllt ist und ein bestimmtes Ziel vor sich sieht. Oberflächliche Menschen und Menschen ohne Ziel haben Furcht vor dem unaufhaltsamen Laufe der Zeit und suchen durch Selbstbetäubung zu vergessen, daß ihr Leben keinen Sinn hat.

Die Eitelkeit muß beständig auf Mittel bedacht sein, von den andern gesehen zu werden, denn sie ist Gefallsucht. Auch die Selbstbespiegelung ist nur eine gewisse Art Gefallsucht. Es gibt selten einen Menschen, der nicht irgendwie gefallen will. Ohne Eitelkeit ist entweder nur der ganz trockene, gefühllose Mensch, oder nur der mit dem feinsten Gefühl begnadete.

Insgeheim kann der eitle Mensch von seinem eigenen Werte keineswegs überzeugt sein. Deshalb sucht er nicht nur die andern, sondern oft auch sich selbst davon zu überzeugen.

Das deutlichste Bild der Eitelkeit in ihrem Verlangen, sich über ihr eigenes Wesen zu täuschen, in

ihrer Abhängigkeit von den Menschen und in ihrem geheimen Vergnügen an dieser Abhängigkeit, ist ein eitles Weib, das, selbst wenn es nicht schön ist, ein wahres Vergnügen hat, sich fortwährend im Spiegel und nicht nur im Spiegel zu beschauen. Von der Eitelkeit eines Menschen kann man mit Sicherheit auf die Unselbständigkeit seines Charakters schließen: sein künstliches Selbstbewußtsein darf uns darüber nicht täuschen.

Manche lassen sich, gerade wenn sie am traurigsten und trostlosesten scheinen, durch eine Nichtigkeit erheitern und trösten.

Wenn es auch den andern schwer fällt, ihren Mitmenschen zu trösten, so tröstet er sich selbst doch nur um so leichter, denn die wirksamste Trösterin ist die Eitelkeit.

Es gibt Menschen, die fähig sind, ihrer Eitelkeit sogar ihre Ehrlichkeit zu opfern.

Die Eitelkeit wurzelt bei manchem so tief, daß er sie selbst noch im Anblicke des Todes nicht zurückdrängen kann.

Durch Putz und Geschmeide können Schönheit und Jugend erhöht werden, wogegen Alter und Häßlichkeit dadurch nur noch häßlicher und abstoßender werden: gefallen wollen und Illusionen erwecken, das ist nur der Jugend erlaubt.

Je niederer die Gesinnung eines Menschen ist, desto eher neigt er zum Flitter: bekanntlich übt

auf die Wilden die wohlfeile Pracht der Glasperlen und aller äußere Glanz eine unüberwindliche Anziehungskraft aus.

Es ist eine tägliche Erfahrung, wie unversöhnlich und rachsüchtig die verletzte Eitelkeit ist: sie ist bereit, bis zur Zerstörungswut zu gehen, um sich in den Augen der Menschen zu rehabilitieren und sich auf den Gipfel zu erheben, auf dem sie stehen zu müssen wähnt. Das verletzte Ehrgefühl, das nur eine andre Gestalt der verletzten Eitelkeit ist, war von jeher die Ursache unversöhnlicher Streitigkeiten im Zusammenleben der einzelnen Menschen und der Völker.

Es gibt eine täuschende Tapferkeit, die fast ganz aus der Eitelkeit entspringt.

Geziertheit ist bloß gesteigerte Eitelkeit und kann mit der Zeit allerdings zur Natur werden. Wie seltsam ist der Mensch beschaffen: selbst die Ziererei fällt ihm leichter als die Einfachheit.

Der Eitle fordert von den Menschen etwas, das sie sonst sogar dem uneigennützigsten und erhabensten Verdienste nur mit Widerstreben gewähren. Dazu ist der Eitle noch so naiv, zu glauben, daß die Erfüllung dieser Forderungen ihm von Rechts wegen zukomme. Und doch begnügt er sich, Lob und Anerkennung in gewöhnlichster Scheidemünze einzuheimsen: er sieht nicht, wie gering der Wert dieser Münze ist, die von der Schmeichelei geprägt und von der Oberflächlichkeit ausgeteilt wird.

‚Wer mich lobt, der ist auch lobenswert und liebenswert‘ — das sagt zwar niemand laut heraus, aber doch wird nichts mit solcher Deutlichkeit und Bestimmtheit ausgesprochen.

Nichts sind wir so geneigt zu glauben als das Gute, das die andern von uns sagen. Es kommt von Gedankenlosigkeit. Eins gegen hundert ist zu wetten, daß die andern von uns eher Schlechtes als Gutes reden, da wir ja mit ihnen gleichermaßen verfahren.

Der Schmeichler hat die größte Gewalt über die Menschen, weil ihre Eitelkeit von einem Heißhunger geplagt ist, weshalb auch die handgreiflichste Unwahrheit, wenn sie nur schmeichelt, mit einem Gefühle des Behagens angehört wird, während die handgreiflichste Wahrheit verstimmt oder sogar erbittert. Im tiefsten Innern wissen sie zwar, daß die Schmeichelei ihnen Eigenschaften zuschreibt, die sie nicht haben, oder die Eigenschaften, die sie haben, vergrößert und ausschmückt, und doch gibt es für sie nichts angenehmeres und daher auch glaubwürdigeres.

Das Selbstbeschmeicheln ist wohl die gefährlichste Art von Selbstbetrug.

Den meisten Menschen, besonders denen, die auf einer sozialen Stufe unter uns stehen, schmeichelt es immer, wenn wir, trotz einer nur ganz zufälligen Begegnung, ihren Namen und ihren Beruf im Ge-

dächtnis behalten haben, denn dadurch zeigen wir, daß ihre Erscheinung nicht spurlos an uns vorübergegangen ist. Diesem Umstande verdankte Themistokles seine große Beliebtheit bei den Athenern, da er jeden Bürger, den er antraf, bei seinem Namen ansprechen konnte, und auch die Popularität Napoleons bei seinen Soldaten kam zum Teil nur davon, daß er ein ungewöhnliches Gedächtnis hatte: da er die Soldaten beim Namen ansprechen konnte, so fühlten sie sich beglückt in der Voraussetzung, er habe ein persönliches Interesse für jeden Einzelnen von ihnen.

Die Feierlichkeit, in die sich gewisse Menschen hüllen, ist in den allermeisten Fällen der beste Beweis, daß sie selbst keine wahre Größe in sich fühlen und daher die Wirkung ihrer Person von den Stelzen und von der Kulisse erwarten.

In unserm Verlangen nach Lob spricht sich der verborgene Wunsch aus, unsere Existenz unterstrichen und bestätigt zu sehen. Man will nicht tief in sich selbst schauen, und bespiegelt sich deshalb in den andern. Es gibt selten einen Menschen, der nicht verliebt wäre in sein eigenes Echo.

Die Ruhmsucht ist mit dem stillen Bewußtsein der Vergänglichkeit unseres Daseins und mit der Furcht vor dem Nichts verknüpft.

Jede äußere Ehre, die uns zuteil wird, nimmt uns mehr von unserer innern Würde, als sie uns

zu geben imstande ist, denn sie macht uns unfreier, als wir vorher waren.

Je mehr wir den andern gefallen, um so mehr gefallen wir uns selbst, um so stärker wird unsere Gefallsucht. Das ist auch die entsittlichende Wirkung der Berühmtheit und des maßlosen Beifalls.

Wie der Mißerfolg lähmend, so kann auch der Erfolg nicht selten schädigend wirken. Wer an den Erfolg gewöhnt ist, kann ohne ihn nicht mehr leben, und der geringste Mißerfolg macht ihn geradezu unglücklich. Nichts ist so sehr geeignet, uns die Selbstbesinnung zu nehmen als gerade der Erfolg.

Das Ansehen und der Ruhm muß immer zur Bürde werden, und doch streben die Menschen danach, Ansehen und Ruhm zu erlangen. Die Ursache davon liegt immer in einem mehr oder weniger starken Ehrgeiz, auch in dem Verlangen, den engern Lebenskreis auszuweiten, meistens auch in dem Wunsche, durch äußere Anerkennung uns in unserm Selbstbewußtsein zu stärken. In der neueren Zeit laufen die Motive der Ruhmbegierde in einem offen zutage liegenden Ehrgeize zusammen, der jetzt so schwer von der Eitelkeit zu trennen ist. Bei den Alten war dagegen die Ruhmbegierde ein wesentlicher Bestandteil ihres sittlichen Bewußtseins: der Ruhm war für sie der Preis für das unermüdliche Streben nach einem hohen Ziele, und die Ruhmbegierde war, wenn auch keineswegs frei von Ehrgeiz, so doch frei von Eitelkeit.

Je höher das Ziel ist, das wir uns setzen, desto weniger kann die Eitelkeit dabei mitreden: die Hoheit des Zieles nimmt unser inneres Leben so in Anspruch und weitet es so aus, daß wir unwillkürlich unser kleines Selbst darüber vergessen. Wer stets an sein kleines Ich denkt, kann nur geringfügige Zwecke verfolgen.

Das Wissen macht weder bescheiden noch unbescheiden: der Charakter ist es. Der unbescheidene Mensch findet immer etwas, worauf er sich viel zugute tun kann. Der von sich eingenommene Gelehrte ebenso wie der eingebildete Künstler bliebe der selbe Mensch, selbst wenn er Bauer oder Handwerker oder Geschäftsmann wäre.

Eigentlich sollte es uns gleichgültig sein, wenn Menschen, von denen wir gar nicht gelobt sein möchten, uns tadeln, aber der Tadel ist immer unangenehm, selbst wenn er von solchen kommt, die wir gar nicht achten können und die kein Verständnis für unser Wesen haben.

Irgendwo sind wir alle empfindlich und verletzbar. Dies allein zeigt deutlich, wie wenig wir uns selbst genügen können und wie abhängig wir von den andern sind, da jeder von ihnen, sei es auch nur für Augenblicke, unsere Seelenruhe stören kann.

Wenn einer sagt: „Es ist zu hoch für mich‘, so meint er meistens: „Es ist zu unsinnig, als daß ich es verstehen sollte, denn was ich nicht verstehe, kann ja gar nicht verständig sein‘.

Die Haupteigenschaft der Dummheit ist, die andern für dumm zu halten, denn sie ist ganz von sich selbst eingenommen. Die von sich eingenommene Klugheit ist die leibliche Schwester der Dummheit.

Die Vergnügungssucht kommt wohl aus innerer Leere, aus Gefühllosigkeit. Oft ist sie auch das Zeichen des sich unmerklich vorbereitenden Stumpfsinns, wenn dieser sich auch hinter der äußern Erregbarkeit und hinter der Neugierde einstweilen noch verborgen hält.

Nicht das Lächerliche fürchten viele Menschen; was sie fürchten, ist nur, daß man sie auslache, denn sie haben keinen Mut. Der lächerlichen Verworrenheit des Zeitgeistes folgen sie mit Wohlbehagen, selbst wenn sie das Lächerliche und Verworrene daran bisweilen auch ahnen.

Die Eltern verzeihen im Innersten ihrer Seele nicht, wenn der beiseite stehende an ihren Kindern Fehler wahrnimmt. Es ist, als wenn sie sich dabei mit den Mängeln ihrer Kinder identifizierten und einen Vorwurf gegen sich selbst heraushörten.

Gleichwie Eltern ihr jüngstes Kind am meisten lieben und sogar verwöhnen, so hangen gewöhnlich auch Künstler und Dichter ihrem neuesten Werke mit übertriebener Liebe an und ertragen gleichgültiger den Tadel über ihre früheren Werke als das Ausbleiben der Anerkennung für jenes. Darin äußert sich auch die angeborene Schwäche der mensch-

lichen Natur: es ist, als wenn der Mensch die feste Einheit seines Lebens gar nicht mehr fühlte und den Zeitraum, der ihm am nächsten liegt, für den einzigen seines flüchtigen Daseins hielte: sehen wir doch auch sonst, wie die menschlichen Affekte sich stets nur den letzten Ereignissen zuwenden und von den verflossenen Ereignissen nicht mehr so stark oder überhaupt gar nicht mehr berührt werden.

Es gibt selten einen, der sich nicht verletzt fühlte, wenn der von ihm erteilte Rat nicht befolgt wird, als wenn schon die Tatsache, daß wir um Rat gefragt werden, dem andern die Verpflichtung auferlegte, ihm durchaus zu folgen.

Es ist nichts andres als eine krankhafte Empfindlichkeit, wenn wir ungehalten darüber sind, daß unser Rat nicht befolgt wird; oft ist es noch schlimmer als Empfindlichkeit: es ist Herrschsucht.

Man denkt so wenig daran, daß andre zu beraten im Grunde weit schwerer ist, als sich selbst zu raten. Um einen richtig zu beraten, müßte man ja zuvor seinen Charakter gut kennen und sich nicht nur mit den äußeren Verhältnissen, auf die sich der Rat beziehen soll, ganz vertraut machen. Wer sich selbst nicht raten kann, wird durch den Rat eines andern nur scheinbar gefördert. Selbst im Geschäftsleben, wo der Rat oft mit einer gewissen Bestimmtheit erteilt werden kann, ist dabei noch Vorsicht und Zurückhaltung vonnöten. Die meisten Ratgeber sind aber so eingebildet auf ihre Rolle, daß sie ihre Ratschläge

mit selbstbewußter Berufsmäßigkeit einem aufdrängen wollen.

Das unwiderstehliche Verlangen gewisser Menschen, sich mit ihren Ratschlägen in das Leben der andern einzumischen, ist meist mit einer empfindlichen Abneigung gegen jede Einmischung in ihr Leben verbunden.

Wie es ein leichtes ist, unsere Mitmenschen zu ärgern und zu verletzen, so gibt es auch nichts leichteres, als uns selbst verletzt zu fühlen.

Eine eifrige Tätigkeit entfalten, ohne sich dabei vom Ehrgeiz leiten zu lassen, das ist ebenso selten wie schwer.

Der Ehrgeiz ist deshalb eine Untugend, weil die Erlangung der Ehre, wonach mancher so geizt, mit mannigfachen Ehrlosigkeiten und Schlichen und auch mit Demütigungen andrer verbunden ist.

Während es begreiflich ist, daß ein Lügner nie eingesteht, daß er gelogen hat, muß es doch beim Ehrgeizigen um so mehr befremden, daß er nicht zugibt, ehrgeizig zu sein, als ja der Ehrgeiz gewöhnlich für die eigentliche Ursache aller großen Unternehmungen gehalten wird. Man sollte nun erwarten, daß, wo die Folgen so geschätzt werden, auch die Ursache geschätzt würde, und doch will der Ehrgeizige weder vor sich selbst noch vor den andern als ehrgeizig erscheinen.

Nichts erweckt in uns das Vertrauen zu einem Menschen so sehr wie sein Lachen, und nichts erregt in uns so sehr das Mißtrauen wie die Pose und der trockene Ernst.

Aller Argwohn entspringt aus unlauteren Quellen und ist immer eine Unsicherheit und Überreiztheit: er liest aus den Gesichtern und hört aus den Worten etwas heraus, das in Wirklichkeit entweder gar nicht vorhanden ist oder jedenfalls nicht so ist, wie er es zu sehen und zu hören glaubt. Der Argwohn sieht vor allzu großer Nähe die Dinge nie im richtigen Lichte. Wir sollen uns ja davor hüten, abhängig zu werden von dem Mienenspiel und den Worten unserer Mitmenschen. Argwöhnisch zu sein hat nur der Sklave das Recht.

Hochmut kann gar nicht mit einem reichen innern Leben zusammengehen; die Leerheit hat immer etwas freches und herausforderndes: der volle Fruchtbaum senkt bescheiden seine Zweige.

Was uns in Streitigkeiten mit uns selbst und mit unseren Mitmenschen verwickelt, das ist Hochmut.

Das menschliche Herz ist so seltsam beschaffen, daß oft selbst noch in der Nähe der Reue der Hochmut eine Stätte findet.

Dreiviertel von dem, was der Hochmut unmerklich verliert, werden der Demut zuteil, ohne daß sie es gewinnen will.

Der Hochmut nimmt den Leistungen das Beste: die veredelnde Wirkung auf ihren Urheber.

Mit dem Hochmütigen richtig verkehren — dazu gehört entweder Demut, oder ein noch größerer Hochmut.

Hochmut hat nichts mit Höhe und Mut zu tun und ist nur Aufgeblasenheit, die bei der Berührung mit einem reinen und starken Menschen wie eine Seifenblase zerplatzt.

Verstandesreichtum kann oft neben großer Herzensarmut bestehen, und dann gesellen sich zu ihm gewöhnlich noch Hochmut und Mißgunst.

Auch unsere Tugenden tragen bisweilen verborgene Keime des Lasters in sich: sie können uns kalt und hochmütig machen.

Liebe, Ehe und Freundschaft

Auf dem Gipfel des Liebesgefühls hält der innere Schmerz dem augenblicklichen Glücksgefühle die Wage, die sich aber dann, je leidenschaftlicher das Gefühl ist, desto mehr nach der Seite des Schmerzes neigt. Goethes Liebesgedichte äußern mit gar wenigen Ausnahmen diesen Zustand innerer Unruhe: es ist die Furcht vor der Möglichkeit, das zu erreichen, wovon das Gefühl nicht lassen kann; es ist das Verlangen nach Glück, und zugleich die Ahnung, daß die Ruhe des Glücks eine Vernichtung des Gefühles sei.

Beim reinen Liebesgefühl gerät das Verlangen nach dem Dauerhaften, nach dem Ewigen in einen Konflikt mit dem stillen Bewußtsein, daß alles hienieden veränderlich und zeitlich sei. Daher ist das echte Liebesgefühl immer tragisch.

Wenn das echte Liebesgefühl erwacht, so verschwindet für eine Zeitlang aller Neid und aller Ehrgeiz, und es kommt das Verlangen auf, freigebig zu sein. Das Gleiche gilt auch von unserm Seelenzustande, nachdem wir einen uns nahestehenden Menschen verloren haben.

Der Eros ist in seiner halben Blindheit unschuldig. Aber in unserer Beziehung zu ihm sind wir nur

selten fähig, keine Schuld auf uns zu laden: in das leichte Gewebe, das der Eros zwischen den beiden Geschlechtern spinnt, greift nur allzubald etwas unvorhergesehenes ein, wodurch das Gewebe zerrissen wird, und wir werden dann neuen Erwartungen und neuen Täuschungen zugeführt.

Der mit einem Donnerkeil bewaffnete Eros, den Alkibiades auf seinem Schilde hatte darstellen lassen, ist ein treffendes Sinnbild für die unwiderstehliche Macht der Geschlechtsliebe und zugleich für ihre verheerende Kraft. Nicht umsonst war Alkibiades durch die Schule des großen und weisen Ironikers gegangen.

Daß Helena nach dem Ausdrucke Plutarchs ‚eine Iliade von Unglück' über die Völker bringen konnte, dafür lag der Grund nicht in Helena, sondern in den Völkern selbst: Helena ist immer bloß die äußere Veranlassung für etwas in uns, das nur auf eine Veranlassung wartet, um hervorzubrechen, und wenn nicht Helena und Paris die Veranlassung sind, so sind es Pasiphae und ihr Stier.

Die Geschlechtsliebe ist das Tragischste und zugleich das Komischste: sie kann tief ergreifen, und doch ist sie der eigentliche Gegenstand, um den sich alle Witze und Anzüglichkeiten drehen.

Daß die erotische Leidenschaft in Gleichgültigkeit oder sogar in Haß umschlagen kann, das sollte uns deutlich zeigen, auf welchem Boden sie gewachsen ist.

Das Liebesgefühl, das auf die sogenannte erste Liebe folgt, enthält schon mehr als naive Leidenschaft: es ist wie das Verbessern und Umgestalten eines Jugendwerkes, wobei mehr Bewußtsein und mehr Übersicht zum Vorschein kommt.

Der Mann kann sich gegen eine Frau, die er früher geliebt hat, ganz gleichgültig verhalten, während die Frau einem früher geliebten Manne gegenüber nur selten ihre Gleichgültigkeit wahren kann, weshalb sie sich auch allmählich auf die Seite seiner Feinde und Neider schlägt.

Wenn sich ein Mann für eine Frau interessiert, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß es nie ein reines Interesse ist. Wenn eine Frau sich für einen Mann interessiert, so ist oft nicht nur ein reines Interesse dabei.

Wenn man liebt, liest man gewöhnlich keine Romane. Diese werden mit wirklicher Teilnahme nur dann gelesen, wenn man sich auf seinen eigenen Roman vorbereitet und wenigstens in der Einbildung das erleben möchte, was man in Wirklichkeit noch nicht hat.

Je näher uns jemand steht, sei es durch Blutverwandtschaft oder durch Freundschaft, ein um so größeres Recht glauben wir zu haben, ihn für die ihm entgegengebrachte Liebe auch zu peinigen. Am meisten nehmen sich in dieser Hinsicht Liebende und Eheleute heraus.

Gleichwie Gedanke und Tat nur selten übereinstimmen, so auch Liebe und Ehe: die Frucht ist etwas andres als die Blüte, und gar oft ist die Frucht wurmstichig, wenn auch die Blüte schön war.

Wiewohl die Sittenreinheit, die wir bei der Frau für die größte Tugend halten, oft mit vollständiger Lieblosigkeit oder sogar Niedrigkeit der Gesinnung zusammengehen kann, so lehrt doch die Lebenserfahrung, daß sobald wir in der Rangordnung der Frauentugenden eine Verschiebung vornehmen, Zersetzung und Sittenlosigkeit unausbleiblich darauf folgen müssen.

Die Frauen entfalten ihren ganzen Charakter meistens erst, nachdem sie sich verheiratet haben: da kommt oft etwas ganz andres an den Tag, als was wir von ihnen vermuten konnten zu der Zeit, wo sie noch nicht verheiratet waren. Das Gleiche kann freilich auch vom Manne gelten, aber die Natur des Mannes ist in dieser Hinsicht offener, klarer und bewußter.

Mann und Weib, die durch nichts miteinander verbunden sind als durch Kinder, müssen einander zur Last fallen, wenn eines von beiden nicht ganz ohne geistige Interessen ist.

Für ein glückliches Zusammenleben von Mann und Frau ist es überaus wichtig, daß die Forderungen, die der eine Teil an den andern stellt, einander die Wage halten sollen. Wenn das erotische Gefühl

verflogen ist, so kommen diese Forderungen deutlich hervor, denn was im Charakter tief begründet liegt, ist nicht das erotische Gefühl, sondern es sind gerade diese Forderungen.

Die Frau sollte sich vor allem fragen, ob der Mann, dem sie ihr Interesse zugewendet hat, auch fähig sei, wahre Treue zu empfinden. Alle andern Eigenschaften, wie Intellekt, Witz usw., sollten für die Frauen keineswegs in den Vordergrund treten.

Vergegenwärtigt man sich die Modedame, die aufgeputzt in den Salon hineinschwebt, im Boudoir vor ihrem Spiegel und die Mühe, die sie auf ihren Putz verwendet, und das verwickelte Drum und Dran, dem sie sich mit solchem Ernst hingegeben hat, so muß einem unwillkürlich alles ästhetische Gefühl vergehen. Die Antwort auf die Frage, ob man an der Seite einer solchen Frau die besten Lebensjahre verbringen möchte, wird stets bezeichnend sein für den Charakter eines Mannes.

Similis simili gaudet ist das unumstößliche Gesetz jeder näheren Verbindung zwischen den Menschen. Daher ist auch eine nichtstandesgemäße Ehe selten eine glückliche: die Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel.

Die Frauen übernehmen gewöhnlich ihre Ansichten fertig von ihrem Gatten. Daher sieht man oft, daß eine Witwe, die sich wieder verheiratet, ihre früheren Ansichten ändert, weil ihr zweiter

Gatte sich zu einer andern Lebensansicht bekennt. Freilich sind auch gar viele Männer in ihren Urteilen über Menschen und besonders über Religion sehr abhängig von dem Einflusse ihrer Frau.

Wen ich liebe, der ist lieb, und wen ich hasse, der ist hassenswert — so sagt die Gattin, und der Gatte stimmt ihr meistens bei.

Eine Frau sagte nach einem heftigen Streite zu ihrem Manne: ‚Wenn ich, bevor ich mich mit dir verheiratete, dich so gekannt hätte wie jetzt, so hätte ich um nichts in der Welt dich geheiratet, selbst wenn wir Adam und Eva gewesen wären.‘

Der Tod verklärt in den Augen mancher Frau den Charakter ihres Mannes, der sie tyrannisiert hat: sie ist oft untröstlich über den Verlust eines Gatten, von dessen Drucke sich zu befreien sie zu seinen Lebzeiten als das größte Glück gepriesen hätte.

Mit den Frauen ist es wie mit dem Leben: man schimpft über das Leben und möchte doch am Leben bleiben.

Die Liebelei ist wie eine freche Bettlerin, die, kaum daß sie an der einen Türe abgewiesen worden ist, schon an der andern pocht.

Der Vorwurf der Untreue in Geldsachen oder in sonstigen Beziehungen zu den Menschen gilt als der größte Makel und als unerträgliche Beleidigung, wo-

gegen in geschlechtlicher Beziehung der Vorwurf der Untreue selbst von manchen, die auf Rechtschaffenheit und Bildung Anspruch machen, überaus leicht hingenommen wird: sie brechen den Eid der Treue so leichten Herzens, als wenn sie ihn damals, wo sie ihn schwuren, nur als eine nichtssagende Förmlichkeit aufgefaßt hätten.

Wie sehr der Mensch sogar in seinen besten Gefühlen von Äußerlichkeiten abhängt, das zeigt sich auch daran, daß selbst die Freundschaft in den allermeisten Fällen nicht nur das gleiche Alter, sondern auch das gleiche äußere Ansehen, die gleiche Rangstellung in der Gesellschaft verlangt.

Nur wer die Mißgunst der Feinde und ihre Verfolgungen ruhig erträgt und seinen Weg selbständig weiter geht, ohne Seitenblicke und ohne Kompromisse, kennt den Wert wahrer Freundschaft: nur er weiß, daß die Freundschaft keine Kameradschaft ist, sondern aus innerster Verwandtschaft entspringt.

Es gibt nur überaus wenige Angelegenheiten, bei denen selbst unsere besten Freunde uns wirklich helfen können. In den entscheidenden Lebenslagen dürfen wir auf niemand bauen: da muß jeder sich selbst helfen. Die Hilfeleistung, deren die Menschen fähig sind, bezieht sich nur auf äußerliche Dinge: daher dürfen wir auch gar keinen Dank fordern.

Die Liebe ist immer wach, die Freundschaft will geweckt sein: sie verlangt nach Gastgeschenken und nach Aufmerksamkeiten.

Frühere Freunde, die mit der Zeit Feinde geworden sind, sind die gefährlichsten und unerbittlichsten, wie auch die anhänglichsten Freunde oft die sind, die früher uns gar nicht freundlich gesinnt waren. Gilt dies ja auch in der Welt der Ideen: sind doch die Abtrünnigen die erbitterten Gegner, und auch nur aus einem Saulus konnte ein Paulus werden.

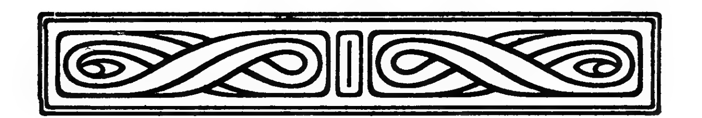
Auf die Frage, wie es dem Freunde gehe, bekommt man oft eine verlegene Antwort, da der Freund inzwischen zum Feinde geworden ist.

‚Wenn er seinen Mund ebenso trocken hielte wie sein Herz', sagte jemand von einem Freunde, und bald darauf sagte dieser das Gleiche von jenem, nur in etwas andern Worten.

Man spricht jetzt so viel von ‚Geschäftsfreunden'. Diese Art von Freundschaft muß immer mehr überhand nehmen, und der Börsenfreund wird mit der Zeit den Busenfreund verdrängen.



Widersprüche und Schatten der modernen Kultur



Der moderne Mensch

Der moderne Mensch gibt sich keine Rechenschaft davon, daß er, trotz alles seines Individualismus, doch nur ein Rädchen in einer ungeheuren Maschine ist, von der er immer mehr abhängig wird. Alles in ihm und um ihn ist in Teile getrennt, durchaus spezialisiert; der harte Lebenskampf erfordert von ihm die Anspannung aller seiner Kräfte auf ein ganz kleines Fach. Selbst in den Augenblicken der Ruhe verfolgt ihn noch die soeben verlassene Beschäftigung, die seine ganze angespannte Betriebsamkeit erfordert, und zu der er mit voller Kraft wieder zurückkehren muß, ohne dabei ein Ende abzusehen: er muß fortwährend darauf bedacht sein, durch neue Erfindungen, durch neue Werkzeuge, durch neuen Stoff, durch eine neue Auffassung den Nebenbuhler zu überbieten. In alles, was er tut, dringt etwas von Geschäftsgeist ein, und so wird alle Beschäftigung, in der Nähe besehen, zum Geschäft. Man lebt für Gegenstände und in den Gegenständen, und so wird das Dasein überaus reich an neuen Tatsachen, an Erfindungen, an Kampfmitteln, an Betriebsamkeit, zugleich auch an Komfort, und doch fühlt jeder, daß er etwas wichtiges eingebüßt habe — die Herzensfrische.

Bei allem Individualismus, auf den die Neuern sich mit solchem Selbstbewußtsein berufen, macht sich bei ihnen doch eine unwiderstehliche Neigung bemerkbar, die Gegensätze der Lebenswirklichkeit und die Verschiedenheiten in den menschlichen Charakteren zu verwischen. Sie erinnern darin unwillkürlich an jenen Spaßmacher, der sagte: Les uns croient que le cardinal Mazarin est mort; les autres qu'il est vivant; et moi je ne crois ni l'un ni l'autre.

Der wahre Individualismus, d. h. die wahre Selbständigkeit, lebt in Zeitaltern, in denen das Wort Individualismus noch unbekannt ist, denn dieses Wort bezeichnet in Wirklichkeit nur das Verlangen nach etwas, das man nicht hat.

Was heutzutage, wo man in der Arbeit fast den einzigen Zweck des Daseins sieht, als Erleichterung der schweren Lebenslast gilt, ist nicht die Muße, sondern nur der Müssiggang und der Genuß. Man weiß nicht mehr, was ora et labora bedeutet, denn das Leben wird zu einem Nibelheim, wo in einem fort geschmiedet und gehämmert wird.

Die Neueren halten sich für Realisten, sind aber in Wirklichkeit keine, weil sie ganze Teile des Lebens aufs willkürlichste ausscheiden wollen: sie wollen nicht den *ganzen* Menschen erfassen, sondern nur das von ihnen gewählte Bruchstück. Sie haben Vorurteile gegen die volle Wahrheit und treten an den Charakter mit der Neigung, zu verall-

gemeinern, heran: sie erkennen nur das in den Gedanken, Wünschen und Trieben eines Menschen, was ihnen begreiflich und zugänglich ist und mit ihren eigenen Gedanken und Wünschen übereinstimmt.

Es gibt jetzt mehr als genug Gebildete, die sich dumm gebildet haben. Nachdem sie alles lebendige Gefühl und alle Unmittelbarkeit in sich abgestumpft haben, fällen sie nur mit um so größerer Sicherheit abschließende Urteile über Menschen, zu deren Innerm sie gar keinen Zugang haben können. Die ganze Mannigfaltigkeit des Daseins haben sie in ihrem trockenen Schädel fein säuberlich registriert und unter Begriffe gebracht, die für sie selbst unumstößliche Wahrheit sind. Sie tun sich sogar etwas zugute auf ihre Beschränktheit. Solcher selbstzufriedene Hochmut, für den jede innere Erfahrung schon als etwas ‚mystisches' oder gar ‚pathologisches' gilt, begegnet uns heutzutage auf allen Wegen und Stegen. Und so wie der Beschränkte und Hochmütige im zwanzigsten Lebensjahre dachte, so denkt er noch im Mannesalter, ja man trifft jetzt oft Greise an, die in ihrem langen Leben nichts gelernt und nichts vergessen haben.

Die innern Erfahrungen sind der einzige Schlüssel zum Leben. Wer keine innern Erfahrungen hat, dessen Auffassung des Menschenlebens, der Persönlichkeit und der Kunst muß nur ein Schattenspiel bleiben. Die moderne Zeit ist ganz besonders zur

Hervorbringung solcher Menschen geeignet: man nennt sie ‚Gebildete‘.

Die Zinsen des Vermögens, das die neuere Gelehrsamkeit ererbt hat, sind so hoch gestiegen wie noch nie: sie werden in Geschichte, Textkritik, Gedächtnisstoff, allerlei Anmerkungen und allerlei scharfsinnigen Erörterungen angelegt; man sichtet den Stoff, vergleicht, zerteilt, stellt zusammen, fragt, ohne eine Antwort zu erwarten, wägt, ohne auch zu wissen, warum gewogen werden soll, und mißt vieles, das gar nicht gemessen werden darf. Dabei geht man noch mit den Werken großer Geister aus der Vergangenheit hochmütig um, und man ist doch zugleich stolz darauf, mit ihnen zu verkehren, gleich dem Emporkömmling, der selbstgefällig erzählt, wie er bei dieser und jener angesehenen Persönlichkeit ein- und ausgehe, und wie sie ihm das und jenes gesagt und sogar Geheimnisse anvertraut habe.

Mancher moderne Gelehrte hat das stille Bewußtsein, daß alles ungewöhnliche lächerlich sei, so lange es noch nicht geordnet, geschichtlich zurechtgelegt und irgendwie in die Außenwelt eingereiht worden ist. Die innern Erfahrungen großer Persönlichkeiten müssen daher in seiner Darstellung nicht nur etwas kleinliches, sondern auch etwas verzerrtes bekommen: er glaubt sichtlich nicht an ihre Möglichkeit und ist daher bestrebt, sie ihrer Ungewöhnlichkeit zu entkleiden.

Gibt es einen Gegensatz zwischen der Natur mit ihrem Zwange und der höheren Welt der Freiheit? Wer diesen Gegensatz verwischt und die innere Welt und die Außenwelt durcheinandermengt, hat Augen und sieht nicht. Wenn wir nicht das Höhere und das Niedere zusammenwerfen wollen, müssen wir notwendig den sichtbaren Gegensatz zweier Welten festhalten und ihn ja nicht durch irgendeine Verallgemeinerung zu einem blassen Gedanken machen. Sonst vernichten wir das Beste in uns und langen bei dem Trugschluß an, daß das Höhere nur scheinbar höher sei und sich im Grunde gar nicht vom Niedern unterscheide, da es an und für sich gar keine wesentliche Verschiedenheit zwischen dem Höhern und dem Niedern geben könne. Die meiste Schuld an der Verwirrung der Herzen und der Köpfe trägt der heute so verbreitete Mangel an wahrer Menschenkenntnis und das Verlangen, wissenschaftliche Formeln auf das menschliche Leben zu übertragen, wiewohl sie nichts damit zu tun haben.

Die moderne Menschheit hat sich durch Generationen, die zum Relativen erzogen wurden, so sehr an die Vorstellung des Vergänglichen gewöhnt, daß ihr nichts so einleuchtet wie gerade diese Vorstellung. Dieses Verwischen jedes Unterschiedes zwischen dem Zeitlichen und dem Überzeitlichen ist die Ursache aller Charakterlosigkeit. Das Bewußtsein, es gebe nichts ewiges, muß freilich auch der Eitelkeit und der Eigenliebe jedes Dichterlings und jedes Denkerlings sehr schmeicheln.

Freidenker kann heutzutage oft heißen: frei vom Denken. Es gibt einen freisinnigen Aberglauben, der in nichts dem Köhlerglauben nachsteht und vielleicht sogar noch unerträglicher wirken kann.

Es ist, als wenn im modernen Menschen eine unerklärliche Abneigung gegen alles urwüchsige und außerordentliche lebte, als wenn er eine Scheu vor dem Geheimnisvollen der Persönlichkeit hätte, die aus ihrer ganzen Anlage heraus eigenmächtig fühlt, denkt und handelt, ohne zuvor den abstrakten Begriff um Erlaubnis zu bitten. Früher sprach man nicht so viel von Persönlichkeit, aber man hatte eine richtigere Beziehung zu ihr; jetzt, wo in Büchern, Zeitschriften und Unterhaltungen so viel von Persönlichkeit geredet wird, ist in Wirklichkeit keine Beziehung zum originellen Menschen mehr vorhanden. Seltsamerweise werden gerade in dem Zeitalter, das sich auf die vorurteilsfreieste Naturerkenntnis beruft, die Betrachtungen über große Persönlichkeiten mit allerlei intellektuellen Legenden umhüllt. Der kritische Verstand ist ja auch ein Legendenbildner: während er die alten Legenden, die meistens von Liebe und Bewunderung eingegeben waren, ohne Verständnis für den darin verborgenen Wahrheitsgehalt, auf alle Weise zu zerstören sucht, setzt er an die Stelle der zerstörten Legenden andre, kahle Legenden, die jedenfalls unwahrer sind als jene, weil sie gar kein Leben enthalten.

Heutzutage glaubt man zwar an den Teufel nicht mehr, wohl aber an das Tintenfaß, womit Luther nach dem Teufel geworfen haben soll.

Auf keine Gesellschaft mag wohl das Wort des Anacharsis so zutreffen wie auf die heutige: ‚Die Weisen reden, aber die Einfältigen beschließen.‘

Das heutige kritische Denken geht von der Annahme aus, die ewigen Gedanken in Hinsicht auf den innern Menschen seien veraltet. Da aber, wo das Unvergängliche in Betracht kommt, ein neuer Inhalt gar nicht möglich ist, so sieht sich das moderne Denken in einem fort genötigt, das alte Gewand umzuwenden, wähnend, jetzt ein neues Gewand vor sich zu haben. Mancher, der als Prophet der Zukunft ganz neue Gedanken zu verkünden vorgibt, schreitet nur in einem solchen umgewendeten Kleide einher.

Wenn die Menschen früher so empfunden hätten wie viele moderne Menschen, alles nur auf das Diesseits beziehend, so hätten sie im schweren Lebenskampfe gar nicht bestehen können: der Quell ihrer frischen, ungebrochenen Lebenskraft und ihres unbeirrbaren Wirkens lag gerade in den starken Vorstellungen, deren innerer Gehalt vielen modernen Denkern als eine unbegreifliche Einbildung erscheint.

Es ist unmöglich, sich vorzustellen, wie unsere Voreltern ohne die festen und erhebenden Vorstellungen der Religion hätten leben können, aber

ebenso unmöglich ist es, sich vorzustellen, wie die künftigen Generationen ihr Leben auf dem lockern Grunde schwankender und relativer Vorstellungen einrichten sollen.

Der tiefe Widerspruch, der durch die jetzige Kulturmenschheit geht, findet seinen deutlichen Ausdruck auch darin, daß viele sich an die alten religiösen Gebilde nicht mehr halten können, zugleich aber das Unvermögen fühlen, an deren Stelle andre zu setzen: wo das Höchste, Tiefste und Lebendigste ausgedrückt werden muß, sieht man sich stets genötigt, auf den alten Ausdruck zurückzugreifen, denn alle neu geprägten Worte sind, wie die Vorstellungen, die sie ausdrücken sollen, doch nur negativer Art, oder oft auch nur wissenschaftliches Kauderwelsch.

Der unhaltbare Widerspruch im Innern des modernen Menschen besteht darin, daß die Gottesvorstellung in ihm immer mehr verblaßt, und er sie doch im Zusammenleben mit den Mitmenschen anerkennen muß, ohne vielleicht davon ein deutliches Bewußtsein zu haben. Die Beziehung zum ‚lebendigen Gott' mußte in ihm durch die Überbürdung mit vielen unnützen Dingen, durch die Zersplitterung der Lebenseinheit gelockert werden. Da der moderne Mensch ganz im Relativen aufgeht, so hat er förmlich etwas wie Scheu, sich zum lebendigen Gotte zu bekennen, und sucht einen Ersatz in verblaßten und verdünnten Begriffen, in irgend-

einem schattenhaften Neutrum: das Gute, das Schöne, das Humane, das Ethische.

Der moderne Mensch glaubt, daß je verwickelter das Leben wird, desto schneller und wirksamer auch alle Lebensfragen ihrer endgültigen Lösung entgegengingen. Es will ihm gar nicht in den Sinn, daß aus dem Zusammengesetzten niemals etwas einfaches, aus der Verwirrung niemals eine Lösung entstehen kann.

Die neuere Zeit kennt eine besondere Art von Selbstaufopferung für das Gefühl der Freiheit und für die Idee des Fortschritts oder auch für die Idee des nationalen Staates. Aber dieser geschichtliche Heroismus ermangelt selbst dort, wo er ganz rein und aufrichtig ist, doch des krönenden Abschlusses und des tiefern Ausblicks, denn er bewegt sich ganz im Kreise des Menschlichen.

Die heutigen Menschen glauben an die Vergänglichkeit: sie drehen hastig am Rade des Lebens in dem vollen Bewußtsein, daß durch die raschen Bewegungen eine Generation nach der andern zermalmt werde. Auf der einen Seite ein übertriebenes Interesse für alles, was mit Geschichte zusammenhängt, und auf der andern eine Mißachtung für den Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Der moderne Mensch kann gar nicht duldsam sein, wenn er auch in einem fort von Toleranz redet: er wird von der Ansicht geleitet, das Naturgesetz

sei das Höchste, und so will er es auch um jeden Preis auf die ganze Mannigfaltigkeit geistiger Erscheinungen, auf alle innern Erfahrungen anwenden. Er schreibt vor: das soll man erleben und in das Innere aufnehmen und das nicht, und wer sich seinen Forderungen nicht fügt und nicht so ist wie er, wird von ihm auf alle Weise hintangesetzt und jedenfalls für wertlos gehalten.

Freigeisterei ist eigentlich Freikörperei: man kann so weit in der Befreiung des Körpers gehen, daß am Ende nur der Körper zur Herrschaft gelangen wird. Aber der moderne Gebildete sieht die Folgen seines Strebens nicht voraus, denn er kann gar nicht vorurteilslos sein.

Das psychische Leben bespiegelt sich heutzutage von den verschiedensten Seiten und auf alle mögliche Weise im Lichte des Verstandes, und dies gilt oft als die wichtigste Lebenstat. Das Spiel mit Gedanken und Eindrücken, wobei jeder feste Umriß und alle Klarheit in der Erfassung des Menschen verschwindet, oder das Aneinanderreihen von wissenschaftlichen Schemen täuscht manchen über die Abwesenheit innerster Notwendigkeit des Denkens und wahrer innerer Erfahrung.

Die Unparteilichkeit des modernen Geschichtschreibers kommt meistens nur aus Mangel an eindringlicher Lebensansicht, aus Mangel an Selbstdenken: an seinem sogenannten ‚historischen' Sinne ziehen die äußern Geschehnisse und die innern

Tatsachen wie in einem Guckkasten in einer gewissen Regelmäßigkeit vorüber, aber in ihrer Zusammenfassung und Beurteilung ist er trotz allem parteiisch: aus seiner gewollten Objektivität guckt oft sogar eine kleinliche Voreingenommenheit hervor.

Die Gebildeten übertragen heutzutage das, was sie noch an Verehrung haben, zum größten Teil auf Gedankengebilde. Die Persönlichkeit, in der sich die Lebenswahrheit verkörpert, wirkt auf sie unheimlich, denn sie haben kein Verständnis mehr für die bewegende Macht der Lebenswahrheit und glauben, daß eine tiefe und erschütternde Wirkung auf die Menschheit auch von intellektuellen Charakteren, wenn nicht gar von Sachen ausgehen könne.

Das Volk, wenn es noch nicht verdorben ist, glaubt an die Hoheit und übernatürliche Größe der Auserwählten; die meisten Gebildeten und die Verstandesmenschen haben nicht nur keinen Glauben an die Auserwählten, sondern sie suchen bei ihnen stets nach Schwächen und Mängeln. Da sie das Erhabene nicht erfassen können, so suchen sie es nicht nur zu sich, sondern sogar noch tiefer herunterzuziehen.

Die Energie des modernen Menschen zeigt sich in einem äußern Heroismus, so daß die Heldentat jetzt oft zur bloßen Tat der Sportswelt wird. Teils will hier die Energie mit sich selbst spielen, und teils hascht sie nach immer neuen Sensationen.

Meistens will sie Zuschauer haben, denn sie ist auf den Beifall angewiesen. Der abgelöste Individualismus verlangt, ohne sich darüber immer klar zu werden, nach dem Beifall der Menge, und die Menge zollt ihm den verlangten Beifall, dankbar für das ihr gebotene Schauspiel. Auf dem Grunde des modernen Heldentums liegt weit mehr das Verlangen, Aufsehen zu erregen, als Seelenkraft, und auch in den Glauben an den Fortschritt spielt noch zu viel von diesem Verlangen hinein.

Unsere Zeit hat einen neuen Menschen hervorgebracht, der mit einer bunten Musterkarte von Ansichten aufwarten kann, der durch alle Länder der Geschichte reist, und für den alles Geschehen nur insofern Wert hat, als er es erforschen und beschreiben kann.

Das heutige Denken sucht das feste Lebensgefüge zu zerbröckeln und alles Leben auf winzige und nichtssagende Ursachen zurückzuführen. Die Folge davon ist, daß es nichts großes und erhabenes mehr geben kann, und daß es so viele Lebensansichten wie Menschen gibt.

Die modernen Theoretiker, die in ihrem Denken die Unterschiede zwischen gut und böse verwischen und alle bisherigen moralischen Vorstellungen umwälzen, würden doch die Verwirklichung ihrer eigenen Gedanken gar nicht ertragen, denn diese nehmen sich nur so lange verlockend aus, als sie Äußerungen theoretischen Denkens bleiben.

Das Bezweifeln der realen Existenz weltgeschichtlicher Persönlichkeiten weist auf das Übergewicht des kritischen Verstandes hin, der gar nicht mehr ahnt, was Wirklichkeitsgefühl ist, und sich daher in große Persönlichkeiten auch gar nicht mehr hineinversetzen kann.

Es ist ein deutliches Zeichen von Unkultur, wenn das, was auf die Menschen Eindruck macht, nicht die Einheit der Persönlichkeit und die von ihr ausgehende Wirkung, sondern nur die unzähligen Äußerlichkeiten und Nebensächlichkeiten sind, die wir alle miteinander gemein haben: gerade diese Äußerlichkeiten werden aber jetzt mit großer Neugierde erforscht und durch allerlei Urkunden beglaubigt.

Zur wahren Kultur gehört notwendig ein Sichanschließen an die alte Weisheit und an die innere Erfahrung von Jahrhunderten, eine Scheu vor allem, was vergänglich ist, vor dem Lärm des Zeitgeistes und vor der Mode. Das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, schließt auch das Gebot in sich, das Wesentliche ihrer Lebenserfahrung und ihrer Lebensweisheit zu bewahren. Der moderne Mensch neigt aber dazu, seine Ansichten auf keinen grundlegenden innern Erfahrungen aufzubauen und sich von der Überlieferung und der Weisheit der Jahrhunderte zu lösen.

Bewegung tut gewiß dem Menschen gut, aber deshalb der Menschheit ein fortgesetztes Schreiten oder

gar rastloses Laufen als höchstes Ziel lehren, ist ein Unsinn, der nur in modernen Köpfen aufkommen konnte.

Der Glaube an den Fortschritt kann so ausgedrückt werden: ich glaube daran, daß ich schreite und nicht stehe. Wohin aber schreitest du? Das weiß ich nicht; was ich dagegen weiß, ist, daß ich vom Frühern zum Spätern, vom Alten zum Neuen vom Neuen zum Neuern und vom Neuern zum Neuesten schreite.

Der moderne Mensch kann nicht mehr ruhigen Schrittes gehen, vielmehr rennt er wie im Galopp. Diese Hetze, dieses Getümmel, diese Nervosität, diese Überbürdung, dieser rücksichtslose Wettbewerb auf allen Lebensgebieten wäre von den Alten als eine Strafe der Götter empfunden worden.

Ob nicht die angewandte Wissenschaft in ihrem unaufhaltsamen Fortschritte die Nervenkraft der Menschen schwächen werde, das ist eine Frage, die sich einem, trotz alles Glaubens, daß die Lebenskraft der Menschheit aus jedem Zusammenbruch und aus jeder Sintflut neu hervorgehe, unwillkürlich aufdrängt. Daß Archimedes die unbeschränkte Anwendung der Wissenschaft im Dienste der Technik für nichts edles und hohes hielt, vielmehr für eine Verkleinerung des menschlichen Geistes, das muß uns heutzutage seltsam oder gar sinnlos vorkommen. Aber diese Ansicht mag bei Archimedes wie bei Plato keinesfalls aus einer paradoxen Stimmung,

sondern aus einer sehr gesunden Erkenntnis und tiefen Einsicht in die menschliche Natur entsprungen sein.

Die Überzeugung, wovon viele heutzutage beherrscht werden, ist, daß alles in Entwicklung und Wechsel begriffen sei. Eine solche Überzeugung muß aber auf die Dauer alle Überzeugungskraft untergraben. Statt das Entstandene tief zu empfinden und stark zu erleben, sucht man es auf alle Weise zu zerlegen, um ja nur an einem einzigen kleinen Teile haften zu bleiben.

Die modernen Ideale haben keine Stetigkeit, keine Unerschütterlichkeit. Die heutigen Gebildeten sind noch froh über ihre eigene Unbeständigkeit und Veränderlichkeit. Sie haben nicht mehr die Kraft, das Ewige zu ertragen, geschweige denn, es hingebungsvoll zu verehren.

Unserer Zivilisation ergeht es wie Midas, der den Silen, den zottigen Begleiter des Dionysos, auf den richtigen Weg gewiesen hatte, wofür ihm der Gott den Wunsch erfüllte, daß sich alles, was er berührte, in Gold verwandelte. Der urwüchsige Trieb ist wohl zivilisiert worden, aber die niedern Leidenschaften haben sich inzwischen auf das gleißende Gold geworfen: das Gold fängt an, selbst das innere Leben zu beherrschen, und auch Kunst und Wissen werden ihm untertan.

Sobald der Luxus die Grundsätze des gebildeten Geschmacks nicht mehr kennt und mit dem beständigen Wechsel der alles verflachenden Mode

ins Volk einzudringen beginnt, ist es um eine gesunde Kultur geschehen. Im Gegensatze zu dem Luxus der früheren Jahrhunderte ist der neuere Luxus ganz Emporkömmling, da er gar keine Überlieferung und keine Beständigkeit hat.

Es gibt heutzutage viele Menschen, deren Lebenskraft von ihrem kritischen Verstande aufgebraucht worden ist. Jedes Tier steht aber höher als der Mensch, der seine Bestimmung nicht zu erfüllen sucht oder sich gar keine Gedanken über seine Bestimmung macht.

Wer sich jetzt mit der ganzen Breite der wissenschaftlichen Ergebnisse vertraut machen wollte, sei es auch nur auf dem einen und andern Gebiete der Forschung, fände keine Zeit mehr, zu leben, geschweige denn auf der Höhe des Lebens zu wandeln.

Es kann nicht nur eine heillose Verachtung der Vernunft und der Wissenschaft, sondern eine nicht minder heillose und einseitige Achtung davor geben. Wahre Kultur ist nicht einseitige Vernunft und Wissenschaft, sondern geläuterte Willenskraft und Geist. Der beginnende Verfall der neuern Zeit kommt ja gerade von unserer übertriebenen Achtung vor dem einseitigen Verstand und vor dem angehäuften Wissen.

Mit seiner Vernunft hat der moderne Mensch wohl Achtung vor der vollen Lebenswirklichkeit, aber in seinem Gefühl ist er immer einseitig, wodurch

dann auch seine Vernunft zu vorgefaßten Meinungen hingelenkt wird. Der Natur gegenüber ist er gerecht und unvoreingenommen, nicht aber auch gegen alles, was sich auf den innern Menschen bezieht: hier kommt die in ihm vorherrschende Neigung, das innerliche Leben zu veräußerlichen, aufs deutlichste zum Ausdruck. Aber diese Veräußerlichung muß sich mit der Zeit an ihm selbst rächen: er will genaue Erkenntnis, Gewissenhaftigkeit im Erkennen, und wird doch, wo er es mit dem lebendigen Menschen zu tun hat, einseitig, unwahr und verflachend, weil er überall nur das einfache Objekt vor sich sieht und, aus Mangel an Selbsterkenntnis, keinen Unterschied zwischen Kern und Schale wahrnehmen kann.

Daß man jetzt so oft nicht nur die Tat mit dem Gedanken, sondern auch den Gedanken mit dem Worte verwechselt, das kommt von dem Übergewichte der einseitigen Verstandeskultur.

Die Bildung und die Mode wissen ja nicht einmal, was Natur ist; wie sollen sie denn begreifen was höher ist, als Natur?

Der moderne Mensch tut sich etwas darauf zugute, das Paradies nicht wie seine Voreltern in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft versetzt zu haben: in optimistischer Leichtfertigkeit erwartet er von der Zukunft etwas noch nie dagewesenes und weiß gar nicht, daß er, trotz aller Genauigkeit seiner Wissenschaft, in einer Künstlichkeit des Denkens,

in einem utopischen Hoffen und in einem ungesunden Träumen befangen ist.

Mancher möchte wohl einen alten Tempel zerstören und ist doch nur fähig, an dessen Stelle eine elende Baracke oder eine Lehmhütte zu errichten. Unsere Zeit gibt den günstigsten Boden für das Herostratentum in allen seinen Gestalten ab.

Die neuere Geistesrichtung muß, trotz ihrer Selbstsicherheit, mit der Zeit zu einer Schwächung des Menschengeschlechtes führen durch Überbürdung, durch Anhäufung von Nebensächlichem auf Kosten des Hauptsächlichen, durch die Jagd nach Genuß und nach materiellen Gütern, durch die sich überstürzende Hast im Arbeiten und im Denken. Auch die Verherrlichung des Kampfes ums Dasein und des Willens zur Macht ist nur eine Abweichung von der gesunden Lebensrichtung und im Grunde ein Merkmal innerer Schwäche, denn die wahrhaft starken Menschen verherrlichen nie ihre eigene Kraft.

In der Seele des modernen Menschen findet sich eine geheime Abneigung gegen alles feste, geschlossene und charaktervolle, und zugleich eine weitgehende Sympathie für den flüchtigen Eindruck im geistigen und sittlichen Bereiche. Dieser Impressionismus im Leben und in der Kunst ist nichts als Sprühregen dort, wo wir des Quellwassers bedürfen.

Manche haben heutzutage eine unerklärliche Furcht vor den alten Vorstellungen der Religion:

sie empfinden ein großes Unbehagen, wenn diese Vorstellungen ihnen begegnen. Darin verrät sich innere Unfreiheit.

Hat man einmal begonnen, die Festigkeit der sittlichen und religiösen Grundvorstellungen zu lockern, so muß die Zersetzung immer weiter und weiter um sich greifen, und zugleich mit den Vorurteilen muß auch alle Richtigkeit des Urteils aufgehoben werden.

Die meisten Fragen, die der moderne Mensch aufwirft, lassen gar keine Lösung zu, weil sie falsch gestellt werden, und nur von einer Verworrenheit des Blicks zeugen: die kann ja neben dem größten Scharfsinn bestehen, und oft kommt sie gerade aus dem Scharfsinn.

Die moderne Lebensansicht verfällt, wenn sie Schlußfolgerungen ziehen will, notwendig in das Unnatürliche und Utopische: bei all dem gesteigerten Glauben an die Natur hat doch der moderne Mensch so wenig gesunden Inhalt in seinem Gefühle. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß der Glaube an das Diesseits ein Merkmal innerer Zersetzung ist.

Der Quell aller Größe, aller Erhebung und aller Begeisterung liegt anderswo als im Verstande. Eine Zeit, wo der Verstand zum Richter aller Dinge erhoben wird, kann keine echte Kultur haben: sie kennt weder Gott noch auch Götter, sondern nur verblaßte Götzenbilder, Schatten der Materie.

Wenn mit der Zeit die Nivellierung des Charakters aus den gebildeten Ständen auch ins Volk dränge, so hätte schöpferische Urwüchsigkeit keinen Boden mehr, und der Verfall wäre vollständig da.

Wir sind immer geneigt, zu vergessen, daß die Persönlichkeit nicht eine Quelle der Belehrung, sondern eine Quelle unmittelbarer Wirkung ist: selbst die Persönlichkeit suchen wir in Begriffe und Formeln zu bringen und zum Gegenstande unserer intellektuellen Neugierde zu machen.

Die Menschen sind wohl noch nie so eng in ihrem sittlichen Urteile gewesen, wie jetzt: niemals wurden große Persönlichkeiten so mit den Maßen der Sittenpolizei gemessen und ohne alle Sympathie auf ihre Charakterschwächen hin erforscht und vors Gericht der öffentlichen Meinung gefordert.

Die Seele des modernen Menschen ist zu sehr abhängig von zufälligen Eindrücken und wird von allerlei Stimmungen, Launen und Krümmungen hin und her gezerrt.

Die neuere Zeit hat sich an Experimentieren mit dem Menschen und zugleich an trügerisches Hoffen gewöhnt: sie läßt dabei ganz außer acht, daß der lebendige Mensch kein lebloses Ding ist. Da hat das Wort Sirachs seine uneingeschränkte Geltung: ‚Betrachte deinen Bruder nicht als Ackerfeld für deine Lügen, auch tue nicht dem Freunde das gleiche an.‘

Die Forschung glaubt jetzt, über alles geistige Geheimnis herrschen und den Geist selbst vollständig ergründen zu können. Freilich ist der erforschte Geist kein Geist mehr, aber wozu auch Geist? Bequemer lebt es sich ohne ihn.

Die neuere Zeit bringt viele Menschen hervor, die der Religion nicht etwa den Abschied geben, sondern nur unbeschränkten Urlaub von ihr nehmen.

Die meisten Gebildeten sind Anempfinder: sie sehen die Welt mit den Augen andrer, durch Bücher und farbige Gläser, niemals unverschleierten und gesunden Blickes. Selbst unter begabten Menschen trifft man nur zu oft solche an, die vor lauter Verbildung nicht einmal wissen, was Urwüchsigkeit und Selbständigkeit ist. Daher auch in der modernen Zeit, die sich auf ihre Bildung soviel zugute tut, der fast durchgängige Mangel an der Fähigkeit, zwischen dem einen Charakter und dem andern richtig zu unterscheiden; daher auch die Verwischung der wesentlichen Unterschiede zwischen Christus, Buddha und Sokrates, oder sogar die törichte Annahme, wir hätten auch jetzt noch Persönlichkeiten, die diesen mindestens gleichkommen.

Die jetzt so verbreitete Lust am Negieren ist das Merkmal innern Todes. Am schrecklichsten ist es, wenn die Toten zu reden und zu schreiben anfangen.

Es ist schade, daß wir nicht auch den Unterschied zwischen den drei Zeiten abschaffen können:

der Mensch wäre dann ein Gott, ohne zu wissen, daß er es geworden ist.

Viele moderne Denker schwanken gleich den modernen Politikern zwischen despotischem Staatsstreich und demokratischer Gleichmacherei.

Ohne die Vorstellung von der Persönlichkeit können wir den Zusammenhang der Lebenstatsachen gar nicht wahr empfinden und anschaulich denken. Wo das Denken sich von seinem belebenden, unversiegbaren Quell schöpferischer Gestaltungskraft gelöst hat, müssen allerlei unpersönliche und leblose Vorstellungen vom Baume des Wissens wie dürre Blätter ins menschliche Leben fallen, und die Menschen fangen an, diese Blätter zu sammeln und zu ordnen. Sie wissen sogar nicht, daß es Spätherbst ist.

Es stünde schlimm um unsere Zeit, wenn uns der Wunsch fremd wäre, die Gebote zu befolgen, in denen sich die tiefe Lebenserfahrung von Jahrhunderten verkörpert hat.

Die meisten Gebildeten sind eines selbständigen Urteils gar nicht mehr fähig, weil einer dem andern nachempfindet und nachredet. Zur Selbständigkeit gehört freilich eine angeborene Geisteskraft, aber viel von dieser Kraft wird auch in denen unterdrückt, denen sie gegeben ist. Wie jede Kraft verlangt auch die Selbständigkeit nach Übung. Unsere ganze Bildung geht aber darauf aus, alles eigentümliche zu verwischen: wir üben uns förmlich darin, unselbständig zu sein.

Die schlimmste Barbarei ist die, welche sich mit den Mitteln einer entwickelten Zivilisation behauptet. Es ist der gewollte Verlust innerer Freiheit.

Wir führen Krieg gegen die Naturgewalten und kehren im Triumphe heim, um die Gefangenen unserer angesammelten Schätze zu werden.

Der moderne Mensch ist von Fragen wie von Schatten umlagert: alles ist für ihn, wenn er nicht ganz oberflächlich lebt, fragwürdig geworden. Es kommt davon, daß die Gebildeten jetzt zu sehr mit dem Kopfe leben und immerwährend alles erörtern und zerlegen. Sogar über die Kunst wird in einem fort vernünftelt, und ein Kunstwerk wird nicht eher empfunden, als bis es zerlegt und zersetzt worden ist. Wo so viel über Kunst, über Moral und über Religion geklügelt und geschrieben wird, ist keine Urwüchsigkeit mehr vorhanden. Es ist kein Zeichen geistiger Gesundheit, wenn jede Erscheinung im geistigen Leben zum Gegenstande wissenschaftlicher Erörterung gemacht wird.

Viele scheinen sich der Tragödie der neuern Zeit gar nicht bewußt zu werden, ja sie können der Widersprüche, gerade weil sie sich ihrer nicht bewußt sind, nicht genug bekommen: sie glauben, über die schreienden Gegensätze, deren das moderne Leben voll ist, sich mit ein paar Sprüngen des Denkens hinwegsetzen zu können.

Das moderne Kunstschaffen

Die Neueren sind nur zu sehr auf Neues, auf sich überstürzende Neuigkeiten erpicht, wodurch auch ihr Geschmack und ihr Urteil unbeständig und neuerungssüchtig werden: nicht nur in der Kleidung, sondern auch in der Literatur und Kunst sind sie förmlich Anbeter des Schwankenden und Veränderlichen, denn darin fühlen sie ihr Wesen. Ihr Verlangen, im Denken und in der Kunst immerwährend Neues hervorzubringen, wird von dem Fortschritte der exakten Wissenschaften noch wesentlich beeinflußt. Hat man sich aber von der Einfachheit und Gediegenheit des Denkens und von der Reinheit des Gefühls entfernt, so ist es nicht mehr leicht, auf dem eingeschlagenen Wege Halt zu machen, und man wird wie vom Verhängnis immer weiter getrieben. Die eine Moderichtung sucht dann die andre zu überbieten; barocke Formen und übertriebene Gestaltungen werden auf ihren Höhepunkt gesteigert, bis alle Formen hohl werden und alle Spitzen abbrechen. Das Publikum schreit dann nach immer schärferen Gewürzen und immer stärkeren Anregungen, und der Künstler und der Schriftsteller steigen auf die Stufe eines Kochs herab, der in einem fort dem überreizten Gelüste seines Herrn Rechnung tragen muß.

Unter Originalität versteht heutzutage mancher etwas einseitiges und scharf zugespitztes, das Gegenteil von einer gerechten und gewissenhaften Auseinandersetzung mit dem menschlichen Leben. Wer keine vorgefaßten Meinungen hat, und durchaus wahr mit sich selbst und gerecht mit den andern zu sein bestrebt ist, gilt dadurch allein schon nicht mehr für originell. Diese Vorstellung von Originalität kommt auch beim Würdigen künstlerischer und schriftstellerischer Darstellungen zum Vorschein: keine einzige Fläche soll einen reinen und ruhigen Eindruck hervorrufen, sondern alles soll zu den Sinnen sprechen und sie womöglich betäuben. Nicht eine Welt über dieser wollen die meisten modernen Menschen, sondern nur die schreienden Widersprüche in ihrer vollen Sinnlosigkeit.

Niemals hat wohl der bloße Name eine solche Wirkung gehabt wie in unserm Zeitalter. Das unbedeutendste Werk eines populären Menschen kann schon im voraus auf den größten Erfolg rechnen: kommt es doch dem Publikum meistens gar nicht auf den Inhalt des Werkes an, sondern nur auf den Namen des Urhebers.

Es gibt jetzt mehr schriftstellernde Menschen als ihrer alle früheren Zeiten zusammen hervorgebracht haben: jeder zehnte Mensch hält es für seine Pflicht, alles was er weiß, und häufig noch mehr als er weiß, drucken zu lassen. Auch die heutigen Philosophen denken nur mit der Feder in der Hand.

Das Gedächtnis des modernen Menschen ist abgestumpft: daran mag das viele Lesen der Zeitungen und der bunte Wirrwarr von Geringfügigkeiten, der in einem fort an seinem innern Auge vorüberzieht, die meiste Schuld tragen. Deshalb kann sich der moderne Mensch auch gar keine Vorstellung mehr machen von der wunderbaren Gedächtniskraft der Menschen des Altertums, die in ihrem Kopfe ganze Bücher behalten konnten, oder selbst noch der Menschen vor der Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst. Noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gab es in Rußland und in Finnland Bauern, die tausende von Versen aus dem Volksepos mit größter Genauigkeit rezitieren konnten, ebenso wie es noch unter den deutschen Protestanten im achtzehnten Jahrhundert viele gab, die jede Zeile und jedes Wort der Bibel aufs genaueste im Gedächtnis hatten.

Mancher mischt heutzutage in seinem Denken wie auch in seinem Ausdruck des Gedachten das Verschiedenste durcheinander: aus einem feinen Gedanken bricht da plötzlich eine Roheit hervor. Es ist einem dabei, als wenn aus einer schön ziselierten Vase ein schlechter Geruch emporstiege.

Überall in Kunst und Literatur macht sich heute eine starke Abneigung gegen das Ganze, Einfache, Gediegene, Unauffällige bemerkbar: man will auffallen und durch Schimmer und Schein blenden und auch geblendet sein.

Auf den Magen unseres Nächsten nehmen wir allenfalls noch Rücksicht, nicht aber auch auf seine Seele: hat man sich doch schon so daran gewöhnt, alles, was einem in den Kopf kommt, zu veröffentlichen zum Zwecke der Anregung und der Aufklärung, ohne sich dabei auch irgendwie zu fragen, ob es nicht Äußerungen und Gedanken gebe, die, wie gewisse Pilze, wertlos oder gar schädlich seien.

Es ist wohl der Gipfel der Kulturlosigkeit, daß heutigentags der Handlanger sich über den Baumeister erhebt, und die Mittelmäßigkeit ihre kritischen Glossen den Werken des Genies für ebenbürtig hält.

Wenn der neuere Schriftgelehrte einen Mann von Geist abtun will, so verketzert er ihn als ‚unwissenschaftlich‘: darunter versteht er geistige Beweglichkeit, geistiges Feuer und Herzensfrische, etwas, das ihm ganz wertlos erscheint.

Den Ruhm eines Künstlers und Schriftstellers machen oft nur ein paar Kritiker, meistens auf Grund einer ausgegebenen Losung oder eines ganz oberflächlichen Eindrucks, und dann noch die sich im Salon unterhaltenden Damen und die unter sich schwatzenden Jünglinge. Die Männer übernehmen ihre Urteile über Kunst und Literatur fertig von ihren Frauen, Söhnen und Töchtern, denn sie selbst haben ja gar keine Zeit, sich ein Urteil darüber zu bilden: gehören doch alle ihre

Mußestunden dem Politisieren, den Karten und dem Billardspiel.

Die Gewohnheit des modernen Menschen, ohne Achtung, ohne Höflichkeit und ohne Herzlichkeit mit der Sprache umzugehen, zeugt von einem Mangel an Selbsterziehung, nicht selten auch von einer gewissen lasterhaften Neigung. Es ist nicht nur eine Sünde gegen die Reinheit der Sprache, sondern noch weit mehr eine Sünde gegen die Reinheit des Geistes. Wo echter Geist ist, dort ist auch Reinlichkeitsgefühl und starkes Verlangen nach Reinheit. Um mit der Sprache reinlich umzugehen, muß man ein ausgeprägtes Gefühl für die gerechte Verteilung von Licht und Schatten haben. Man muß auch den Wert und die Bedeutung jedes einzelnen Wortes kennen und nicht mehr mit einem Worte sagen wollen, als was es in sich fassen kann.

Unsere Architektur ist ein deutliches Armutszeugnis unserer Kultur: was dabei angestrebt wird, ist jedenfalls etwas, das mit Stil unvereinbar ist.

Im Grunde sieht der moderne Denker doch nur ziellos in die Zukunft und vergleicht ebenso ziellos die Gegenwart mit der Vergangenheit, da er ja vor lauter Wissenschaftlichkeit kein Lebensziel haben darf. Stets befaßt er sich, wenn er nicht etwa Utopien zuneigt, nur mit einzelnen Problemen, und seine praktischen Vorschläge zu ihrer Lösung werden gleich durch allerlei andre Vorschläge verdrängt: es ist ein beständiges Abreißen des kurz

zuvor gebauten. Der moderne Denker baut wie der moderne Architekt leicht, schnell und wohlfeil, aber gleich diesem hat auch er vergessen, was solides Bauen, geschweige denn, was die Architektur des aere perennius bedeutet.

Echte Werke lesen, dazu findet der moderne Mensch keine Zeit, da er ja sehr beschäftigt ist. Zugleich aber behauptet er, genug Zeit zu finden, die weitläufigsten Darstellungen und Erörterungen zu lesen: Zeitungsromane, politische Revuen und dergleichen. Er hat keine Zeit für die wenigen wahrhaft bildenden Werke, wohl aber findet er Zeit für den ganzen politischen und literarischen Quark.

Je mehr Bücher gedruckt werden, um so weniger, und jedenfalls um so oberflächlicher, werden die echten Werke gelesen. Daß Bücher gekauft werden, daraus darf man noch keineswegs den Schluß ziehen, daß sie auch gelesen würden.

Die klassischen Werke der Weltliteratur, der Kunst wie auch der Religion geben zwar oft manches zur Ausschmückung von Aufsätzen, Vorträgen und Büchern her, aber meistens läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß die Citate nicht aus den Werken selbst geschöpft, sondern nur zufällig irgendwo aufgelesen sind. Wer mit Gewissenhaftigkeit liest, weiß genau, wieviel Zeit das aufmerksame Durchlesen eines guten Buches erfordert. Wenn der moderne Mensch die vielen kostbaren Stunden, die er auf die Lektüre von Zeitungen und von allerlei Kritiken und Re-

zensionen verwendet, dem Umgange mit den wahrhaft klassischen Werken widmete, so würde er wenigstens auf die Frage, ob er sie wirklich gelesen habe, keine Unwahrheit sagen müssen.

In einer Zeit, wo man fast ausschließlich Zeitschriften und Zeitungen liest, sind auch diese folgerichtigerweise der Quell, woraus Anerkennung und Ruhm fließen: hat sich doch schon mancher seichte Kopf bloß durch Schreiben von Feuilletons nicht nur seinen Lebensunterhalt erworben, sondern bei seinen Zeitgenossen auch den Namen eines höchst bedeutenden Kopfes.

Die papiernen Gedanken konnten nur mit der Erfindung des Papiers aufkommen, und seit der Erfindung der Buchdruckerkunst sind wir mit solchen Gedanken überschwemmt. Eine papierne Welt hat sich abgesondert und droht, die innere Welt zu erdrücken: sind doch die meisten nicht mehr fähig, zu fühlen und zu urteilen, ohne ihre Gefühle und Urteile aus Büchern zu schöpfen.

Viele wollen heutzutage nur das Verwickelte, das Verbrämte, das Dunstige, das Aufregende, das Einschmeichelnde, das Betäubende. Sie wollen Raffiniertheiten, eine Zubereitung mit stark erregenden Gewürzen: die gesunde Kost der schlichten Wahrheit schmeckt ihnen nicht.

Durch den Glauben an die Möglichkeit, die Gegensätze des Lebens durch die Vorherrschaft der Vernunft zu lösen, werden im modernen Menschen alle

Voraussetzungen zu einer tragischen Lebensansicht vernichtet. Daher wissen auch viele Gebildete heute nicht mehr, was tragische Kunst ist.

Mancher, der, wenn er zur Zeit Christi gelebt hätte, zweifelsohne ‚kreuzige ihn' geschrien hätte, sitzt mit Frau und Kindern in Bachs Passionen und lauscht nicht ohne Andacht: er würde sich geradezu verletzt fühlen, wenn man ihm sagte, er wisse gar nicht, was da vorgeht.

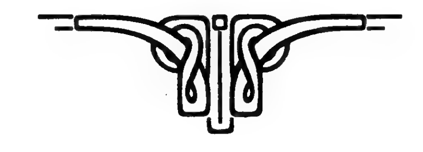
Es gibt nur wenige unter den heutigen Gebildeten, die in Dingen des Geistes zwischen dem Krähen des Hahnes und dem Gesange einer Nachtigall unterscheiden können. Es gibt darunter auch solche, die sich nur an das Krähen des Hahnes halten: sie wenden sich dann um und schlafen ruhig weiter.

Wenn jemand wähnt, Bacon habe die Shakespearschen Tragödien schreiben können, so äußert sich darin in auffälliger Weise nur der auch sonst überall um uns hervortretende Mangel an Verständnis für das, was innere Erfahrung ist. Sehr vielen ist heute auch gar nicht klar zu machen, daß logisches Denken noch nicht innere Erfahrung ist, und daß, um z. B. den Hamlet zu schreiben, tiefdringende innere Erlebnisse nötig waren. Die Nachkommen dieser so klugen Menschen werden einmal behaupten, Kant habe den Faust geschrieben.

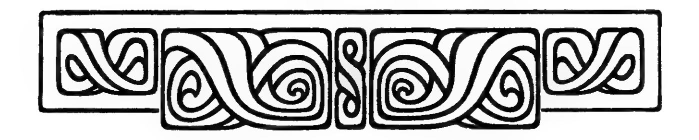
Das ausgeweitete Naturempfinden des modernen Menschen ist für sich genommen freilich eine Bereicherung, aber doch zugleich der Vorbote innerer

Zersetzung. Die Fähigkeit, zu viele Nuancen in den Eindrücken der Natur wahrzunehmen, scheint mit einer Störung unseres innern Gleichgewichtes verbunden zu sein.

Der Mensch der neuern Zeit kann ohne die Hilfe einer nivellierenden Theorie, eines einseitigen Gedankens, einer berückenden Illusion das Leben gar nicht ertragen. Er wirft daher Hüllen um die Tragödie des Daseins.




Schriftstellerisches



Stil

Alle guten Eigenschaften des Charakters sind auch die hervorragenden Eigenschaften des guten Stils, wozu ganz besonders, wie seltsam es auch scheinen mag, die Arbeit des Willens an sich selbst gehört.

Alles große wird in einem Zustande der Inspiration und daher leicht entworfen, aber nicht mit der gleichen Leichtigkeit im einzelnen ausgeführt: selbst vor die Trefflichkeit haben die Götter, nach dem Ausspruche Hesiods, den Schweiß gesetzt. Echtes kann man nur im Feuer der Begeisterung schaffen, aber später muß die Überlegung dazukommen und es wie einen feurigen Wein in einen kalten Raum stellen. Der Ausdruck alles echten kann innerlich nicht glühend genug und nach außen nicht kühl genug sein.

Tiefe des Gefühls, Weite des Denkens und Maßeinhalten im Ausdruck des Gefühlten und des Gedachten — das ist das Geheimnis des echten Stils.

Je tiefer die innere Erfahrung ist, um so einfachere und bündigere Worte verlangt sie zu ihrem Ausdruck.

Wahrer Stil besteht darin, die Tatsachen so deutlich wie nur möglich für sich sprechen zu lassen, eher zu wenig, als zu viel Farbe aufzutragen und das Ich ganz in den Hintergrund zu rücken.

Je mehr Lebenswahrheit wir in uns verkörpern, um so kürzer und einfacher sind auch die Worte zum Ausdruck unserer Lebenserfahrung. Die Sophisten verschiedenster Art können gar keine reinen Erfahrungen haben, denn sie leben, ob sie sich dessen bewußt sind oder nicht, doch nur von dem flüchtigen Eindruck, den sie auf ihre Leser und Zuhörer machen. Je flüchtiger aber der Eindruck ist, um so mehr Worte braucht er, um geäußert zu werden.

Wer auf zehn Seiten das sagt, was oft in drei Sätzen gesagt werden könnte, der will nur schreiben und drucken lassen, nicht aber auch denken und gestalten.

Echte Gedanken, und mögen sie noch so tiefsinnig sein, finden immer einen entsprechend klaren Ausdruck: je tiefer die innere Erfahrung ist, desto mehr sieht sie sich genötigt, sich so schlicht wie nur möglich zu zeigen.

Einfachheit ist eine Eigenschaft des Herzens, nicht des Kopfes. Wenn zu der Einfachheit des Charakters, zu der Aufrichtigkeit des Gefühls noch Tiefe des Schauens hinzukommt, so sind alle Bedingungen einer seltenen Persönlichkeit schon dadurch allein gegeben. Je länger wir leben und je aufrichtiger wir uns selbst zu erkennen suchen, desto unerschütter-

licher muß in uns die Überzeugung werden, daß es keine wahre Erhabenheit ohne Einfachheit geben kann, und daß nur die schlichten Wahrheiten, die auch immer die tiefsten sind, eine erzieherische und bildende Wirkung haben.

Die Einfachheit ist entweder die Gabe einer begnadeten Seele, oder das Merkmal eines großen Geistes, der durch Selbsterkenntnis alles überflüssige abgestreift hat.

Es gibt keinen Gedanken, der nicht einfacher wäre, als sein Ausdruck.

Die echte Darstellung erfordert stets ein Verschweigen im rechten Augenblick, ein Ausscheiden, Zurückhalten, Hervorheben. Wer alles heraussagen will, was ihm in den Kopf kommt, weiß nicht, was er sagt und was er tut.

Beobachtungen, Gedanken und Überzeugungen sind um so wirksamer, je bündiger ihre Äußerung ist. Alles, was wir zu sagen haben, sollten wir geradeswegs sagen: dann wären wir gewiß der Wahrheit näher. Schon die Worte, die die Neuern bei der Äußerung ihrer Eindrücke und Gedanken gebrauchen, decken sich nie auch nur mit einem Teile der Sache und des Gedankens; oft ergießen sich diese Worte gleich einer wilden Horde über ein Gebiet und hinterlassen Spuren der Verwüstung. Nur ganz wenige wissen, was Selbstbeherrschung im sprachlichen Ausdrucke bedeutet. Auch Nietzsches Stil ermangelt voll-

ständig der Selbstbeherrschung und verwechselt, wie der Stil aller Modernen, das Mittel mit dem Zweck.

Wer nicht für das Publikum schreibt, und nicht nach dem Beifalle der Menge verlangt, verrät es in der ganzen Art, wie er denkt und schreibt: seinen Gedanken und seiner Ausdrucksweise haftet gar keine Geschäftigkeit, keine Betriebsamkeit, keine Weitschweifigkeit an.

Gediegene Gedanken vereinigen Kühnheit mit Vorsicht: sie sind kühn im Entstehen, bedächtig und sorgfältig im Ausdruck.

Ein echter Gedanke ist wie ein Abgeordneter, der von vielen seinesgleichen zum Vertreter gewählt wird.

Zu einem echten Stil gehört vor allem eine möglichst ungeschminkte Ausdrucksweise, ein aufrechter, ungewollt stolzer Gedankengang oder eine ungekünstelte Freimütigkeit, die aber sich selbst zu beherrschen weiß.

Mancher, der die Fähigkeit hat, bei der Darstellung eines Gegenstandes in die Breite zu gehen, würde gar nichts darstellen können, wenn er genötigt wäre, sich bündig und klar auszudrücken.

Der Mensch von Geist nimmt zu den einfachsten Worten seine Zuflucht, und doch klingen sie ganz anders als in den Äußerungen des Menschen ohne

Geist: sie sind Andeutungen innerer Zustände, Zeichen für innere Erfahrungen, die nur der richtig lesen kann, der irgendwie ähnliches in sich trägt. Aber da kommt die Gewöhnlichkeit, die hinter der äußern Form den Geist gar nicht sieht, und bemächtigt sich der Hüllen und der Buchstaben. Die schreibende und urteilende Gewöhnlichkeit fühlt auch gar keine Unruhe in Gegenwart des Geistes, weil sie keinen Blick dafür hat und durch die vielen eigenen Äußerlichkeiten und durch die Nebenabsichten vollständig gegen seine Wirkungen geschützt ist: sie will alles greifen, betasten und bestimmen. Der unsichtbare Geist aber ist etwas ungeteiltes und zeigt sich nur dem, der ganz lebt.

Stil kann als das angeborene, zum Teil auch anerzogene Taktgefühl bezeichnet werden. Stil ist das Gefühl für das, was gesagt und was verschwiegen werden soll, für das, was fein, und für das, was weniger fein gesagt werden kann. Die Hauptbedingung dabei ist: nicht schreiben, um zu schreiben, ganz durchdrungen sein von dem, was man sagen will.

Wessen Sprachausdruck blumig ist, dessen Denken ist immer arm und dessen Beobachtung schwach oder unnatürlich. Auch ist der Sprachstil, der sich mit einem ganzen Diadem von Brillanten schmückt, ebenfalls ein gekünstelter: selbst wenn die einzelnen Steine echt sind, so verraten sie doch in ihrer überladenen Zusammenstellung das Verlangen des Emporkömmlings, aufzufallen und zu glänzen.

Geschmack verträgt sich selten mit Überfluß, denn der Geschmack muß ja alles überflüssige dem Einfachen opfern, während der Überfluß sich selbst vernichten würde, wenn er das zugäbe: er will sich ja irgendwie zur Schau tragen; er will überladen wirken, um seine Überladenheit bewundern zu lassen.

Andeutungen können oft weit deutlicher reden, als die weitläufigsten Deutlichkeiten.

Bei jeder Art von Darstellung muß man wohl bedenken, daß die Hälfte mehr ist als das Ganze. Durch Vollständigkeit muß jede Darstellung an anschaulicher Kraft und an Klarheit notwendigerweise Einbuße erleiden.

Die Frageform kann dem Stil die Lebhaftigkeit geben, aber nur als Ausdruck eines positiven Inhalts und unter der Bedingung, daß sie sich als ein überaus seltener Gast einstelle.

Was nicht bündig ausgedrückt werden kann, ist in den meisten Fällen entweder falsch, oder schlecht. Auf die Weitschweifigkeit trifft immer das zu, was die Spartaner über eine breite Rede der Gesandten von Samos bemerkt haben: den ersten Teil der Rede hätten sie vergessen und deswegen auch den zweiten Teil nicht verstanden. Die Weitläufigkeit im Denken und Schreiben trägt ihre empfindliche Strafe in sich selbst: die bändereichen Werke stehen unberührt in den Bibliotheken.

Gegenständlich sein ist die schwerste Anforderung an den Gedankenausdruck: wer nicht denkt, um zu schreiben, sieht nur allzubald ein, wie schwer es ist, sachlich zu sein, und wie leicht es ist, um die Sache herumzugehen.

Nachahmen läßt sich nur das Verwickelte und Barocke, nicht aber die Reinheit und die Schlichtheit. Schon die Würdigung der Reinheit und der Schlichtheit erfordert ein starkes Wahrheitsgefühl, und dieses läßt sich niemals erheucheln.

Die Sprichwörter sind ein so treffender Ausdruck wahrer Beobachtungen, daß er gar nicht vollkommener gedacht werden kann: so bündig und einfach kann sich der Gebildete nicht mehr ausdrücken.

Der deutsche Schriftsteller hat gewöhnlich etwas wie Scheu vor dem ungekünstelten Ausdruck: das einfache Wort scheint ihm unbedeutend, fast nichtssagend zu sein, und vor lauter Verlangen, viel auf einmal zu sagen, verwirrt er seine Gedanken so, daß er selbst sie nicht mehr entwirren kann, geschweige denn der Leser.

Je weniger ein Gedanke aufgeputzt und ausgeschmückt ist, um so wahrer ist er. Ein Gedanke soll womöglich in nackter Schönheit hingestellt werden.

Eines der Merkmale des echten Stils ist, daß er weder Schwere noch Leichtigkeit kennt.

Alle wissen und sagen, daß die Weitschweifigkeit langweilig ist, und doch vergißt man es, so daß gerade die weitschweifigen Schriftsteller die erfolgreichsten sind: es sind die, welche nichts von dem, was sie gesehen und erfahren haben, unberücksichtigt und unbenutzt lassen möchten. Gewürzte Weitschweifigkeit — das ist das Geheimnis ihres Erfolges. Die meisten Leser wollen doch nichts andres als Zeitvertreib, und die Gediegenheit und Schlichtheit können die Langeweile des Lesers nicht verscheuchen, da sie zu hohe Anforderungen an ihn stellen.

Wer bei der Äußerung seiner Gedanken zu vielen Nebensätzen seine Zuflucht nimmt, dessen Denken bewegt sich im Nebensätzlichen, meist auch im Nebensächlichen.

Der beste Sprachstil ist der herbe, wenn er nicht zugleich spröde ist, und der unausstehlichste — der süße und weich und anmutig sein wollende.

Wer in seiner Sprache keine einfachen und fest umrissenen Hauptwörter verwendet, verrät dadurch das Unsachliche seines Denkens und das Impressionistische seines Gefühls.

Wer nichts in der Darstellung verschweigen kann, ist gar nicht fähig, richtig und anschaulich darzustellen. Man kann eine Ansicht vertreten, welche man will, aber innerhalb ihrer Grenzen muß das Augenmerk nur auf die Hauptsache gerichtet sein. Frei-

lich, je tiefer und energischer die Lebensansicht ist, um so mehr wendet sie sich nur dem Hauptsächlichen zu.

Wie groß die Macht der Anschaulichkeit und der Einfachheit der Sprache ist, sieht man an Voltaire: wiewohl er nur die allergewöhnlichsten Gedanken äußert, so versteht er doch durch die Klarheit und Einfachheit seiner Ausdrucksweise selbst den tiefer denkenden Leser zu fesseln und für Augenblicke über den Mangel an echtem Inhalt zu täuschen.

Jedes Wort im Satze muß für sich bestehen, und wenn es auch mit dem andern noch so eng verbunden ist. Bei vielen, die gar nicht wissen, daß das Schreiben etwas überaus schweres ist, greift ihr unbestimmtes Denken aufs Geratewohl in einen Haufen von Wörtern hinein, so daß das Wort ohne innere Notwendigkeit im Satze da steht, und ebensogut ein andres an seine Stelle treten könnte. Es ist, wie wenn einer in einem Konfektionsladen schnell vor dem Abgange des Zuges die ersten besten Kleidungsstücke kaufte, ohne auf das Maß, auf die Qualität und auf die Farbe zu achten. Die Sprache erfordert vor allem eine überaus große Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks, einen ausgeprägten Sinn für Maß und einen geübten Geschmack. Wie jeder Mensch, so hat auch jedes Gefühl und jeder Gedanke sein besonderes Maß.

Nietzsches Frage, warum noch niemals ein Musiker so gebaut habe, wie der Baumeister des Palazzo Pitti, ruft unwillkürlich die Frage an ihn

selbst hervor, warum er seine Gedanken und Einfälle nicht im Geiste der griechischen Architektur und Plastik oder im festen und gediegenen Stil der Baukunst des Quattrocento ausgeführt habe, und warum sich seine blendende Sprache so wesentlich von der Platons, des Thukydides und des Tacitus unterscheide.

Der Mangel an gesunder Einfachheit zeigt sich in der modernen Schriftstellerei an den verwickelten Gleichnissen, an den unnatürlichen und überladenen Bildern, an dem Überflusse landschaftlicher Eindrücke. Wie anders die antiken Schriftsteller und auch Dante, bei denen die Kunst, alles mit treffender Kürze zu sagen und jeden äußern Überfluß von sich zu weisen, das sicherste Merkmal einer von innen heraus gesunden und daher sich auch beherrschenden Kraft ist. Der moderne Schriftsteller kennt diese Zurückhaltung nicht mehr: selbst wenn er sich zurückhält und etwas verschweigen will, tut er es wie der Parvenü, der schon nach einigen Minuten, aus Mangel an Selbstzucht und aus Eitelkeit, ausplaudert, warum er dies und jenes habe verschweigen wollen. Daher kann auch die moderne Schriftstellerei gar nicht mehr den Eindruck unergründlicher und zugleich geschlossener Charakterkraft machen.

Daß einfach denken und einfach schreiben heute so überaus schwer ist, das ist das deutlichste Zeichen dafür, wie abgeirrt wir vom geraden Wege sind und wie wenig schlicht und stark wir fühlen. Wer

den richtigen, einfachen Ausdruck nicht findet, sucht ihn durch allerlei Flickworte und Lückenbüßer zu ersetzen. Wie einer, der den Weg nicht kennt, und nur hin und her irrt, sich nicht für einen Führer ausgeben darf, so sollte auch jener nicht schreiben wollen.

Vielen der heutigen Gebildeten kann man sich gerade in der klarsten Sprache gar nicht mehr verständlich machen, denn sie haben sich an eine künstliche Ausdrucksweise gewöhnt: der naturwüchsige Ausdruck, der dazu da ist, die Wirklichkeit zu treffen, wird dabei auf den Kopf gestellt, und diese unnatürliche Stellung für die richtige ausgegeben.

Wenn jemand jetzt ebenso unauffällig schreiben wollte wie die Alten, so würde man ihm Trockenheit und sogar Armut vorwerfen, und doch wird der Stil der Alten als mustergültig gepriesen und bewundert; ebenso, wenn jetzt jemand so einfach und ungekünstelt schriebe, wie die alten Florentiner: wenn beispielsweise Nietzsche so geschrieben hätte, wie Machiavelli, für dessen Stil er eine dithyrambische Bewunderung hat, so würde er bei den modernen Menschen keinen Anklang gefunden haben.

Die Sprache, die wir ererbt haben, ist schon Kunst, d. h. weit mehr als Natur, denn die Worte und die Bilder der Sprache enthalten Geist für den, der selber Geist und Gestaltungskraft hat. Die Kunst des Stils besteht darin, jedem Wort und jedem

Bilde die richtige Stelle anzuweisen, so daß sie den gegebenen Raum richtig ausfüllen sollen. Die Übersichtlichkeit in der Darstellung von Gedanken und Eindrücken ist dann notwendigerweise die Folge davon: was wir nicht überschauen können, kann für uns keine Wirkung haben und ist daher, als wenn es gar nicht vorhanden wäre. Zum Stil gehört auch eine Ausdrucksweise, die unsere Gedanken vollständig deckt, so daß kein Raum dazwischen leer bleibt: wir dürfen nicht mehr sagen, als wir zu sagen haben und sagen können.

Die Sprache kommt oft unserm Denken zu Hilfe durch ihre Bildlichkeit und Anschaulichkeit, und kann es bewegen und beleben, aber wir müssen danach streben, so zu denken, daß unsere Gedanken ja nicht von den Wellen der Sprache geschaukelt werden, sondern daß sie sich auf diesen Wellen mit größter Sicherheit in der von ihnen selbst gewollten Richtung bewegen.

Was Montaigne vom Stil sagt: tel sur le papier qu'à la bouche — kann nicht als die höchste Forderung an das geschriebene Wort gelten. Wer so schreibt, wie er redet, verfällt notwendig in Breite, da wir beim Sprechen immer weitläufig sind und nicht mit voller Aufmerksamkeit auf die feine Abstufung der Ausdrucksweise bedacht sein können. Unsere Stimme, unser Gesichtsausdruck und oft auch unsere Bewegungen sind schon für sich ein starkes Ausdrucksmittel, das die Wirkung des gesprochenen Wortes erhöht. Beim gesprochenen Worte ist es,

als wenn wir al fresco malten auf einer weiten Fläche, die uns zur Verfügung gestellt wird. Beim Schreiben fallen hingegen alle starken Ausdrucksmittel weg: das Wort hat dann als etwas in sich abgeschlossenes zu wirken und den Begriff oder das Vorstellungsbild zu umgrenzen. Wollten wir nun in den Sprachausdruck etwas hineintragen, das den Klang der Stimme und das Mienenspiel ersetzen sollte, so verfielen wir notwendig ins Barocke: ist doch schon das Bestreben, einen malerischen Eindruck hervorzubringen, der beginnende Verfall des gesunden Sprachstils. Von musikalischen Wirkungsmitteln soll der Sprachstil nur den einfachen Rhythmus beachten, nie aber darf er unfaßbare Stimmungen wiederzugeben suchen.

Die Form liegt schon in unserm Gefühl, aber sie muß herausgeholt werden und sich in deutlichster Ausprägung zeigen. Es gibt Schriftsteller, denen der Ausdruck leicht zu Gebote steht, die aber nicht viel zu sagen haben, und es gibt auch solche, die manches zu sagen hätten, aber ihre Ausdrucksweise ist dunkel, und es fehlt ihnen die Geschicklichkeit und die Leichtigkeit der Äußerung.

Man kann wohl verschiedene Sprachen beherrschen, nicht aber auch in allen diesen Sprachen fühlen und denken. Der Stil ist immer monogam. Die Kenntnis vieler Sprachen kann freilich den Gesichtskreis unserer eigenen Sprache erweitern und eine größere Klarheit in unserer Ausdrucks-

weise bewirken. Insbesondere, wer gut deutsch schreiben will, muß unbedingt noch Latein, oder Französisch, oder Italienisch können; er wird von diesen plastischen Sprachen lernen, klare, gedrungene und übersichtliche Sätze zu bauen und den Reichtum der deutschen Sprache richtig zu verwalten.

Die schriftstellerische Darstellung muß der reifen Frucht gleichen, die vom Baume abfällt. Von dem, was man schreibt, soll der Leser lernen; der Schreibende muß zuerst Lebensweisheit angesammelt und von den Lebenserfahrungen gelernt haben. Je n'ai pas plus fait mon livre que mon livre ne m'a fait — diese Worte Montaignes sind sehr bezeichnend für eine gewisse Art Schriftsteller, die sich ihrer Lebensweisheit erst während des Schreibens bewußt werden.

Der Aphorismus kann uns vielleicht am meisten zum selbständigen Denken anregen, aber er ist nicht für die Menge bestimmt. Für diese muß jeder Gedanke in die einzelnen Bestandteile auseinandergelegt und von den verschiedensten Seiten, oft nur allzugrell, beleuchtet werden.

Der Mangel an Geschmack und Sauberkeit des Ausdrucks hat die meisten Bücher der mittelalterlichen und der neuern Philosophie entwerthet und zu schulmäßigen Kopfübungen herabgewürdigt. Gediegen und rein denken heißt auch die Gedanken gediegen und rein gestalten.

Woher kommt es, daß die allermeisten philosophischen Schriften in einer unschönen oder geradezu in einer schlechten und holperigen Sprache geschrieben sind? Verträgt denn die philosophische Wahrheit keinen guten Stil? Oder liegt dem Philosophen am guten Geschmack und an der Sauberkeit der Form gar nichts? Man könnte dies wirklich glauben, denn nicht nur wirft er seinen Gedanken geflickte und schmutzige Kleider um, sondern es ist, als wenn er noch auf seine Lumpen geradezu stolz wäre.

Scribitur ad narrandum, non ad probandum ist insofern wahr, als echter Stil nicht in der Beweisführung, sondern in der Darstellung besteht: Mathematik hat keinen Stil.

Scharfsinn und schöpferischer Geist wohnen nicht beisammen: die Sprache schöpferischer Kraft hat nichts mit der des Rechnens, Zählens und Kombinierens zu tun; sie läßt sich nicht erlernen, sie muß selbständig erschaffen werden.

Echter Stil hat eine Beziehung entweder zu dem unmittelbaren Eindruck von richtig, ohne Künstlichkeit und ohne Vorurteil geschauten Gegenständen, oder zu der klaren Darstellung innerer Erfahrungen und schlichter Gedanken. Sobald wir anfangen, Gedanken über Gedanken und Eindrücke von Eindrücken niederzuschreiben, muß unsere Schreibart schon stillos werden.

Der gute Geschmack ist der Anstand des Geistes; auch setzt er einen gerechten Sinn für die Verteilung von Licht und Schatten voraus und die Fähigkeit, zwischen echtem Golde und dem Flitter zu unterscheiden.

Die feinsten und tiefsten Gedanken haben einen leichten Schleier um sich, hinter dem der Berufene alles sieht, während der Unberufene dahinter nichts wahrnimmt und sie daher für unverständlich hält.

Der gediegene Schriftsteller ist daran zu erkennen, daß er seine Leser, wie jener griechische Philosoph seine Zuhörer, mit einer silbernen Rute fortjagt.

Die allermeisten neuern Schriftsteller haben eine Abneigung gegen die Einfachheit oder vielleicht auch etwas wie Furcht davor. Überall geben sie den Brillengläsern den Vorzug vor der gesunden Sehkraft, ganz anders als die Alten, die selbst dort, wo sie künstlich werden, noch so viel Einfachheit in ihren Gefühlen und Gedanken behalten und allem nebensächlichen, das die Klarheit der Darstellung irgendwie stören könnte, mit voller Sicherheit aus dem Wege gehen. Auch in ihren wissenschaftlichen Darstellungen sind sie bemüht, die Einzelheiten stets auf einen festen Mittelpunkt zu beziehen und sich übersichtlich auszudrücken.

Viele Schriftsteller und Darsteller sind nur zu sehr geneigt, den Gehalt der Sache ihren Impressionen zu opfern: ihre Impression steht ihnen

höher als alle Treue; es ist ein bloßes Liebäugeln mit der Sache, da sie eine Scheu vor jeder dauernden Verbindung mit ihr haben.

Oft ist der Reim nur dazu da, die inneren Ungereimtheiten zu verdecken.

Der häßlichste Anblick ist der eines manierierten Schriftstellers, der die Musen umschwärmt und ihre Liebe sich erzwingen will.

Mancher Dichter wähnt, in Nachahmung seines Ahnherrn Apollo, den Marsyas zu schinden, während er in Wirklichkeit nur die Mähre schindet, worauf er selbstbewußt auf den Olymp zu reiten glaubt.

Die neueren Schriftsteller irren meistens herum in einem Dickicht von Einzelheiten: sie haben keinen leitenden Glauben, der sie zum Lichte, auf die Höhe führen könnte. Ihre Beobachtungsgabe dreht sich um Bruchstücke. Jedesmal, wenn sie ‚persönlich' sein wollen, verrennen sie sich in eine Sackgasse, in Ungerechtigkeit oder Manieriertheit, oder sie gefallen sich in Selbstbespiegelung und in einem fortwährenden Spiele mit Eindrücken, die sie nicht nur von außen her, sondern auch von ihren eigenen Gedanken bekommen, weshalb sie auch den Faden dieser Eindrücke ins Unendliche fortspinnen können.

Der Naturalist nimmt bisweilen, wenn er vom Menschenleben redet, seine Zuflucht zu Vorstellungen, die im Grunde nichts mit den seinen gemein haben, da sie aus *seelischen* Quellen kommen.

Folgerichtigerweise sollte der Naturalist eine streng wissenschaftliche Sprache führen, die sich ganz auf die Erscheinungen der mittlern Sphäre bezöge: er sollte in der Sprache, die wir von unsern Vorfahren überkommen haben, alles geheimnisvolle abstreifen und sie so naturalistisch wie nur möglich gestalten: enthält doch die Sprache, die wir alle zu sprechen genötigt sind, etwas ganz andres als ein wissenschaftliches Erzeugnis, da sie voll von Unberechenbarkeiten ist, gegen die sich der Sinn des Naturalisten ja sträuben muß.

Einem gewissen Sprachstil merkt man die Ungeduld an, mit welcher der Schriftsteller das Hinscheiden eines Gefühls oder eines Gedankens erwartet, um dessen Grab mit Blumen zu schmücken.

Man kann sich nichts traurigeres vorstellen, als einen begabten Menschen, der im Dienste der Oberflächlichkeit, der Vergänglichkeit und der Mode steht.

Überaus abstoßend ist der Anblick der Gewöhnlichkeit, die sich für etwas ungewöhnliches hält, und Gemeinplätze in gehobenen Ausdrücken oder gar Verkehrtheiten in gesuchten Formen vorbringt, wodurch dann die Gemeinplätze noch gemeiner und die Verkehrtheiten noch verkehrter werden.

Bei den weitläufigen Einleitungen und ausgedehnten Vorreden vieler Bücher möchte man ausrufen, was Diogenes vor den hohen Toren eines

kleinen Fleckens in Griechenland ironisch ausrief: ‚Sperret die Tore zu, damit euch eure Stadt nicht davon laufe.‘

Gewisse Schriftsteller schreiben so eintönig, daß selbst ihr Pathos nach kurzer Dauer auf unsern Geist nicht anders wirkt, als das Trommeln auf unser Ohr.

Ebenso wie das Pathos häufig, ist wahre Begeisterung die größte Seltenheit. Viele sind aber auch gar nicht fähig, Pathos und Begeisterung auseinander zu halten, und mancher möchte, aus Mangel an Wärme, auch die wahre Begeisterung für Pathos erklären.

Die Leichtigkeit des Sprechens ist noch keineswegs das Kennzeichen der Beredsamkeit. Es gibt Redner, deren Redefluß keine einzige Hemmung findet, und doch fehlt ihren Worten die Eindringlichkeit der Überzeugungskraft. Es kommt eben von der Abwesenheit der Hindernisse: verlangt doch alle Kraft nach gewissen Hemmnissen, um sie zu überwinden und daran zu zeigen, daß sie Kraft ist. Der rein intellektuelle Mensch kann, wenn er auch die größte Redeleichtigkeit hat, niemals ein echter Redner sein. Der Redefluß kommt bei ihm aus dem Kopfe, nicht aus der Seele. Der aufmerksame Zuhörer merkt auch sofort den Unterschied zwischen dem Gewollten des intellektuellen Redners und der Ursprünglichkeit des geistigen Redners.

Man kann fast mit Sicherheit sagen, daß wer einen gediegenen und tiefen Charakter hat, die Feder nicht leicht führen kann und allem Virtuosentum fremd ist.

Manche Schriftsteller verschreiben ihre Seele im buchstäblichen Sinne des Wortes dem Teufel, nämlich dem der Öffentlichkeit.

Der echte und tiefsinnige Charakter offenbart in seinem Leben mehr Geist als in seinen Büchern, wogegen der mittelmäßige Schriftsteller im persönlichen Umgange sogar die wenigen Geistesfunken nicht vermuten läßt, die in seinen Büchern glimmen. Der tiefere Mensch ist im Leben immer noch wirksamer als in seinen Schriften, wie wirksam diese auch sein mögen.

Geist und Weisheit gehören einem ganz andern Bereich an, als alles Talent, und dieses soll zum Geiste hinaufschauen, weshalb er sich auch mit dem Talente über dessen besondere Fertigkeiten in keine Auseinandersetzungen einlassen darf: verliert doch auch Pallas Athene an Ansehen in den Augen des Satyrs, wenn sie auf der Flöte spielen will.

Das Verweilen bei Kleinigkeiten bringt den Verlust aller Übersichtlichkeit und am Ende die Erniedrigung des Geistes mit sich. Wer bei der Betrachtung des Menschenlebens seinen Sinn auf zu viele Kleinigkeiten und Einzelheiten richtet, zeigt, daß er keine Liebe, sondern nur Neugierde hat. Niemals wird er anschaulich, rein und geschmackvoll schreiben

können: besteht doch die Verworrenheit gewisser Bücher in nichts anderm, als in der Anhäufung zu vieler Einzelheiten, von denen manche gut hätten wegbleiben können, manche wieder hätten auf eine einzige zurückgeführt, und einige andere schöpferisch verarbeitet werden sollen. Je höher und geistiger eine Erscheinung ist, desto weniger läßt sie sich in allen Einzelheiten darstellen.

Das Schöpferische auf allen Gebieten besteht in der Fähigkeit, zu ahnen, was die Gegenstände vereinigt, und keineswegs darin, zu sehen, was sie trennt.

Bei jeder schöpferischen Arbeit muß man in einem gewissen Sinne Wundertäter sein, d. h. den toten Stoff zum Leben erwecken.

Bücher

Unter Originalität verstehen die Menschen das Übergewicht, das die eine Seelenkraft über die andre erhält. Daher gehen sie auch gleichgültig an der höchsten Weisheit vorüber, denn in dieser sind die innersten Kräfte ausgeglichen.

Der tragische Ernst bedarf zu seiner Ergänzung der milden Gesinnung und der erlösenden Liebe: wer in die Tiefen des Daseins dringt, muß gleich dem, der in die Höhle des Trophonios hinuntersteigen wollte, einen Honigkuchen mitnehmen.

Die Ironie ist nichts Hohes, und wo sie verwendet wird, bedarf es der größten Vorsicht. Sie gehört zu den Giften, die man als Arznei nur in den kleinsten Dosen verabreichen soll. Auch wenn wir über das Lächerliche lachen, müssen wir uns davor hüten, boshaft zu werden: wir sollen, wie Lykurgus, dem Lachen nur eine kleine Bildsäule errichten.

Der Mensch, bei dem der Humor die vorherrschende Seelenstimmung ist, bewegt sich in der mittlern Lebenssphäre und hat auch gar kein Verlangen, aus ihr herauszutreten. Bei Shakespeare ist dagegen der Humor nicht Grundstimmung, sondern ein Gegengewicht zum Tragischen.

Auch der Humor gleicht den scharfen Gewürzen, wodurch ein Gericht verdorben werden kann.

Bei den literarischen Streitigkeiten kommt es doch nur darauf an, den Gegner niederzuwerfen und als Sieger dazustehen, also ganz wie im Kriege, wo es einem an den Leib geht und man sich mit allen einem zu Gebote stehenden Mitteln seiner Haut wehrt.

Wie in jedem andern Kriege kommt auch in der literarischen Polemik sehr viel Roheit, Ausgelassenheit und Grausamkeit zu Tage.

Selbst die besten Streitschriften hinterlassen einen unangenehmen Eindruck: nur der Pöbel in unserer Seele verlangt nach dem Schauspiele des Kampfes, des Fechtens und des Zwistes.

Jede Diskussion trägt schon Keime des Streites in sich, und jeder Streit säet Drachenzähne, aus denen bewaffnete Männer hervorwachsen.

Je mehr jemand streitet, desto einseitiger und ungerechter ist die Ansicht, die er verteidigt. Die Polemik kann wohl bisweilen zu einer leidigen Notwendigkeit werden, darf aber nie für etwas mehr als ein notwendiges Übel gelten, selbst bei Schriftstellern von großer Bedeutung. Mag der Krieg sonst eine aus Trieben und Leidenschaften hervorgehende Notwendigkeit sein, aber mit dem Geiste hat er doch nichts zu schaffen. Auf einer gewissen schöpferischen Höhe verschwindet aller Streit, und es stellt sich eine positive Kraft ein, die weder

des Widerspruches von außen noch des Angriffes bedarf, um sich zu behaupten. Jeder Angriff ist doch nur ein advocatus diaboli, und wenn er auch zum advocatus dei werden will und sich um die höchsten Wahrheiten bewegt, so kann seine Wirkung auf die Dauer doch nicht fruchtbar sein. Selten hält sich die Diskussion fern von persönlichen Angriffen: selbst wenn sie mit der Verteidigung von Ideen beginnt, so tritt das Persönliche doch, wenn nicht in der Mitte, so am Ende hervor. In den allermeisten Fällen kommt das Persönliche schon im Anfange zum Vorschein.

Plutarch hinterläßt den Eindruck von Reinheit und Gerechtigkeit: jede Art von Übertreibung liegt ihm fern. Seiner Lebensansicht ist ein Zug zum Heroischen eigen: er hängt nicht am Leben, aber er hat eine wahre Ehrfurcht vor dem Ursprung alles Lebens. Wer richtig und human denkt, für den, meint er, könne das Leben ein glänzendes Fest sein, und die Welt der herrlichste Tempel; hinter den sichtbaren Gegenständen sollten wir das Unsichtbare erkennen und bewundern. Das Feuer des Geistes kennt er nicht, wohl aber die milde und zugleich starke Gesinnung. Selbst wo er in nüchterner Weise moralisiert und Werke der Dichtung verstandesmäßig deutet, macht es keinen unangenehmen Eindruck, denn er ist nicht aufdringlich. Immer die Gemütsruhe bewahren, allem häßlichen aus dem Wege gehen, sich in das Unvermeidliche schicken, aber nicht mit der trotzigen Gebärde des Stoikers, alle

heftigen Affekte meiden, zwischen heiß und kalt eine Mitte finden, den Unglauben ebenso verachten wie den Aberglauben, aus der Volksreligion das Beste herausholen und liebevoll deuten — das strebt Plutarch an, und das ist es auch, was ihn, wenn nicht zum tiefsten, so doch zum feinsten Vertreter der ausgehenden Kultur der alten Welt macht.

Goethe sucht den Mangel an durchgängiger Begeisterung kunstvoll zu verhüllen, bedauert aber im Stillen hin und wieder, keine Begeisterung zu haben. Schopenhauer hat wahre Begeisterung dort, wo er von der Überlegenheit des Geistes und von der Einsamkeit des Genies spricht. Die Begeisterung Schillers ist in einem gewissen Grade wahr, und doch hinterläßt sie nicht den Eindruck der Echtheit und der Reife. Bei Dante ist echtester Enthusiasmus vorhanden, weil seine Begeisterung aus einer reifen Lebensansicht entspringt, ohne daß sie von seiner genauen Menschenkenntnis im geringsten getrübt würde.

Über Goethes Romane ist ein Wohlwollen ausgebreitet, das aus einer mittlern Sphäre kommt, wo die Gegensätze der Natur ausgeglichen und ästhetisch verklärt werden, denn was hier dargestellt wird, ist nur eine verschleierte Wirklichkeit: Goethe möchte, daß die Menschen so wären, wie er sie schildert, und daß alle diese Frauengestalten wie Therese, Natalie usw. gar keine Eifersucht hätten, damit das Leben durch nichts unschönes gestört werde. Es ist, als wenn wir zu den Einwohnern der Insel

Chios versetzt würden, von denen erzählt wurde, daß, wenn unter ihnen verschiedene junge Leute das gleiche Mädchen liebten, und das Mädchen einem den Vorzug gab, alle andern sich gleich zurückgezogen hätten, ohne sich im geringsten gekränkt zu fühlen. Im wirklichen Leben ist es aber nicht so, und wenn auch Vernunft und Erziehung einiges ausrichten können, so bleibt doch noch vieles übrig, wodurch das Leben zu etwas ganz anderm wird, als in Goethes Darstellungen.

Dante hatte mehr innere Freiheit als Goethe: Goethe hatte vor dem Elend und vor den Konflikten des Lebens eine unaussprechliche Furcht, während Dante der ganzen Lebenstragödie mutig gegenüberstand und immer die überlegene Kraft seines Geistes und seines Charakters behielt.

Bücher schreiben ist nicht schwer. Ein wirklich gutes Buch verfassen ist hingegen eine schwere Lebensaufgabe. Der Verfasser eines solchen Buches ist daran zu erkennen, daß er sich dagegen sträubt, den Schriftstellern beigezählt zu werden.

Wie wenige Schriftsteller könnten auf den Namen Autor irgendwie Anspruch erheben, wenn ein Autor, gemäß dem Worte Dantes, unseres vollen Vertrauens und unseres Gehorsams würdig sein soll — degno di fede e d'ubbidienza.

Die Kunst des Lesens besteht darin, daß man gegen ein gediegenes Buch die gleiche Verantwortung fühlt wie gegen einen Menschen, den man

achtet und liebt. Zur Kunst des Lesens gehört auch, daß man an ein Buch mit keinen Impressionen herantrete, damit man aus dem Buche nichts herauslese, was nicht darin ist, wozu wir ja in unserer Jugend eine ganz besondere Neigung haben. Wer flüchtig liest, der geht zweifelsohne ebenso flüchtig mit seinen Mitmenschen und mit sich selbst um. Um richtig zu lesen, muß man freilich auch richtig denken und Menschen und Gedanken richtig beurteilen können.

Selbst in den allerbesten Büchern findet sich noch immer manches überflüssige neben dem Nötigen, manches wohlfeile neben dem Kostbaren, einfacher Staub neben Goldkörnern.

Beim Verfassen eines Buches müssen wir stets dessen eingedenk sein, daß der große Umfang nicht nur seine äußere Gestalt, sondern auch seine innere Wirkung wesentlich beeinträchtigt. Es gibt kein dickes Buch, das nicht an Kraft und Schönheit gewänne, wenn es wenigstens um drei Viertel gekürzt würde: was von der Wohlbeleibtheit beim Menschen gilt, das sollte auch von der Wohlbeleibtheit der Bücher gelten.

Bei der Wahl der Bücher soll man stets im Auge behalten, daß zwischen dem Mittelmäßigen und dem Schlechten kein Unterschied gemacht werden darf.

Bei den meisten philosophischen Büchern steht die darauf verwendete Mühe in gar keinem Ver-

hältnis zu dem, was damit erreicht wird. Am Schlusse erfährt man, daß die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, noch weit entfernt ist von der Lösung, und daß diese vielleicht überhaupt unmöglich ist.

Durch vieles Lesen können wir zwar allerlei Kenntnisse ansammeln, niemals aber Einsichten gewinnen, da diese nicht von der Außenwelt, sondern aus Selbsterkenntnis kommen.

Wer sich zu den Eindrücken und den Gedanken andrer nicht ebenso verhalten kann wie zu Sachen eines Fremden, der hat gar kein Recht, viel zu sehen und zu lesen.

Es ist ein deutliches Zeichen, nicht nur von Geistlosigkeit, sondern auch von Charakterlosigkeit, wenn jemand von einem Buche nicht mehr verlangt, als daß es bloß ein Buch sei.

Ein Buch, das nur ein Buch ist, muß stets weniger enthalten, als der gewöhnlichste Mensch. Im besten Falle ist so ein Buch ein Nachschlagebuch, wenn es nur eine Zusammenstellung von Tatsachen ist.

Die größten Schriftsteller und Künstler hatten in ihrem Leben Tage und Monate, wo sie der Inspiration ermangelten und daher nur unbedeutende und nichtssagende Dinge hervorbrachten. Sie selbst hätten sich zu Lebzeiten dagegen verwahren sollen, daß diese Spreu je unter ihren Weizen gemischt werde.

Die besten Bücher sind die, welche fähig sind, in dem nachdenklichen Leser viele Gedanken auf einmal zu wecken. Mit solchen Büchern kann man, wie mit den besten Freunden, immer wieder verkehren und von ihnen immer wieder Anregungen empfangen.

Die Werke des Genies werden mit der Zeit so sehr von Schutt umlagert, daß es einem schwer fällt, sich ihrer Größe rein zu erfreuen.

Was man in den Büchern meist sucht, ist nur Belehrung oder Genuß, nicht aber Begeisterung oder Erhebung.

Gut und mit Nutzen lesen ist eine wahre Kunst, zu der eine lange Übung erforderlich ist. Der allerschlechteste Leser ist zweifelsohne der Gelehrte, für den das Buch nur als Gegenstand des Studiums und der Kritik gilt. Aber nicht nur der guten Leser sind wenige, auch die Zahl der Bücher, die es verdienen, gut gelesen zu werden, ist eine überaus geringe. Wer sie richtig und aufmerksam, aber ohne alle gelehrte Pedanterie liest, hat weit mehr von ihnen als die, welche sie nach allen Seiten hin zerpflücken und mit Glossen und Erklärungen versehen. Die großen und echten Werke sollen wie Freunde so wenig wie nur möglich ausgenutzt werden: wir sollen in ihrer Nähe stille und andauernde Wirkungen empfangen und sie nicht fortwährend wie unter einem Vergrößerungsglas auf ihr Äußeres und Inneres prüfen.

Wir lesen aus Werken nicht das heraus, was in ihnen liegt, sondern meistens lesen wir in sie das hinein, was unsere augenblickliche Stimmung enthält. Daher kommen uns Werke, die uns einige Jahre zuvor als bedeutend erschienen, nicht mehr bedeutend vor, und auch solche, die uns früher langweilten, können uns später sogar anregen.

Einen Gegenstand richtig sehen heißt das Hauptsächliche an ihm erfassen; wer sich zu lange bei den Einzelheiten aufhält, kann den ganzen Gegenstand gar nicht wahrnehmen: vor lauter Bäumen sieht er den Wald nicht.

Von einem alten Einsiedler wird erzählt, daß er eine so scharfe Geruchsempfindung für die Sünden der Menschen gehabt habe, daß er die Leute oft mit den Worten anredete: ‚Du riechst schlecht in deiner Seele'. Ein solcher Geruchsinn wäre im Verkehre mit Büchern noch ersprießlicher als im Verkehre mit Menschen: wir würden dann sehr wenige, d. h. nur die durchaus guten Bücher lesen.

Wir haben uns allmählich daran gewöhnt, Bücher für Taten zu halten. Die vielen Tausende der alljährlich erscheinenden Romane, Dichtungen, Darstellungen und Aufsätze, die schon bei ihrer Geburt den Keim des Todes mit auf den Weg nehmen, sind das eigentliche Merkmal des Verfalls unserer Kultur.

Was einem Werke gewöhnlich zum Erfolge verhilft, ist die Übereinstimmung mit den Neigungen

der Zeit, das Entgegenkommen in Hinsicht auf die Schwächen und Gewohnheiten der menschlichen Natur, das Vergolden gewisser Wahrheitspillen, die Befriedigung der Neugierde, hie und da auch ein pathetisches Lob auf die Tugend. Was aber vor allem zum Erfolge eines Buches beiträgt, ist das Gefühl des Lesers, der ganze Unterschied zwischen dem Autor und ihm bestehe darin, daß der Autor nur das ausdrückt, was der Leser empfindet, und daß somit eine sichere Brücke von jenem zu diesem führe.

Wer früh berühmt wird, überlebt gewöhnlich nicht nur seinen Ruhm, sondern auch sich selbst. Echter Ruhm hat einen sehr langsamen Schritt, und wenn der, welcher seiner würdig ist, ihn überhaupt noch erlebt, so kommt er wie ein spätes Erbe, mit dem der beschenkte Greis nichts mehr anzufangen weiß.

Die Fruchtbarkeit gewisser Schriftsteller ist wie die der Fische: auch sie nähren sich von kleineren Fischen und von Wassergewächsen, sind kalt und beweglich, bringen leicht hervor und gehen ebenso leicht zugrunde.

Der einfache und demütige Mensch steht dem Genie nahe, während der Schriftgelehrte ihm stets fern bleibt, denn das Genie kann nur durch Sympathie erfaßt werden, niemals aber von der sich klug dünkenden Kritik.

Die Aussagen des schöpferischen Geistes über seine inneren Erfahrungen sind den Schriftgelehrten keineswegs so wichtig wie die Begriffe, in die sie selbst die Erfahrungen des schöpferischen Geistes bringen.

Die Aufmerksamkeit der Schriftgelehrten ist so sehr auf das Unwichtige, oft gar auf die Lappalie gerichtet, daß sie an allem großen und wichtigen wie Blinde vorbeitappen, dagegen einen überaus geschärften Blick, ja sogar ein geschärftes Gewissen für alles kleine haben.

In den Augen gewisser Gelehrten kann ein Versehen, wenn auch nur in einer Nebensächlichkeit, das gediegenste oder geistvollste Buch wesentlich heruntersetzen: ihr eigenes Bewußtsein schwillt, wenn sie so einen Fehler entdecken, bis zu einer beträchtlichen Höhe.

Das Unerträglichste ist, wenn ein mittelmäßiger oder schwacher Kopf, der auch ein sehr gelehrter Kopf sein kann, an die erhabensten Werke des menschlichen Geistes herantritt und sie deuten will. Gewöhnlich geschieht dies mit einer sichtlichen Selbstüberhebung, mit einer ungeheuchelten Freude an Nichtigkeiten, mit denen der mißverstandene Geist von allen Seiten umgeben wird, mit einer innern und äußern Lahmheit: ‚Wie das Herabhangen der Beine eines Lahmen, so der Weisheitsspruch im Munde der Toren‘ heißt es nicht umsonst in den Sprüchen Salomonis.

Nachdem die fleißige attische Jungfrau darauf verfallen war, der Göttin die Erfindung der Pflugschar streitig zu machen, und zur Strafe dafür in eine Ameise verwandelt worden war, suchten nun ihre Nachkommen sich an der Göttin dadurch zu rächen, daß sie sich den schöpferischen Geistern gleichstellten und im Bewußtsein ihres großen Fleißes sich oft diesen sogar für überlegen hielten: sie wußten, daß die Göttin keine Möglichkeit mehr hatte, sie gerecht zu bestrafen.

Man trifft oft Gelehrte an, die, wenn ihnen aus einem Buche lebendiger Geist entgegenweht, das Buch nicht nur nicht lesen, sondern sogar mit Geringschätzung davon sprechen. Ihre Nachkommen aber machen sich an ein solches Buch heran, um es von neuem herauszugeben und mit Einleitungen und Anmerkungen zu versehen.

Mancher Gelehrte erfreut sich eines großen Ansehens nur deshalb, weil ihn das Denken niemals gestört hat.

Es gibt Gelehrte, denen nicht der Wert, sondern nur das Gewicht imponiert; nicht im geistigen Durchdringen des Stoffes, vielmehr im Bestimmen des Gewichtes bringen sie ihr Leben zu.

Das Gedenken steht oft dem Denken im Lichte und hindert die offene und urwüchsige Entfaltung des Gedachten. Menschen, die ein vortreffliches

Gedächtnis haben, müssen auf der Hut vor ihrem Gedächtnis sein.

Es hat schon viele Kritiker gegeben, über die das von ihnen beurteilte Buch zu Gerichte saß, während sie über das Buch zu Gerichte zu sitzen glaubten.

Die reichsten Geistesfürsten waren noch immer die ärmsten Vasallen der Gelehrsamkeit.

Gar mancher glaubt, wenn er die Eulen der Athene krächzen hört, es sei die Göttin selber, die zu ihm redet.

Überaus vieles von dem, was gedruckt wird, besteht entweder aus Erläuterungen und Glossen zu dem, was andre früher geschrieben haben, oder aus weitläufigen Räsonnements über Nebensächlichkeiten und über Begriffe, die eine ganz lockere Beziehung zu dem haben, was den Menschen am meisten nottut.

Wenn zum deutschen Ernst nicht auch die Innigkeit des deutschen Gemüts hinzukommt, so muß er in drückende Pedanterie ausarten.

Bei dem, was langweilt, darf man ja nicht zu lange weilen, wenn einem der Kopf frisch und das Herz rein erhalten bleiben soll. Es gibt freilich auch Menschen, die von gar nichts gelangweilt werden können, weil sie nicht nur hinter einem Werke, sondern selbst hinter einem Menschen niemals den Menschen suchen.

Früher, wo man weniger zu lesen hatte und daher auch gewissenhaft las, hielt man es für überflüssig, alles mit Quellenangaben zu belegen. Die vielen Quellenangaben kommen in einer Zeit auf, wo man so viel zu lesen hat, daß man nicht mehr gewissenhaft lesen kann; sie sind auch gar oft das Zeichen dafür, daß der sich auf die Quellen berufende nicht selber aus den Quellen geschöpft hat.

Die Erzeugnisse der Literatur und Kunst, hinter denen keine Persönlichkeit steht, sind im besten Falle jenen Blumen zu vergleichen, die äußern Reiz, aber keinen Duft haben.

Gewöhnliche Gedanken wie wohlfeile Stoffe finden notwendigerweise einen weit größern Absatz als die seltenen, die, wie seltene Stoffe, nur von wenigen gewürdigt und von ganz wenigen erworben werden können.

Das große Unglück der tiefen Gedanken und der in der Abgeschiedenheit großgewordenen Überzeugungen besteht darin, daß sie von der Neugierde der Welt früher oder später aufgesucht und zum Gegenstande der Forschung oder der gesellschaftlichen Unterhaltung gemacht werden.

Nicht nur der echte Künstler, sondern auch der wirksame Redner kann kein eitler Mensch sein: die Eitelkeit bleibt immer das Kennzeichen der Mittelmäßigkeit und ist bei wahrer Größe undenkbar.

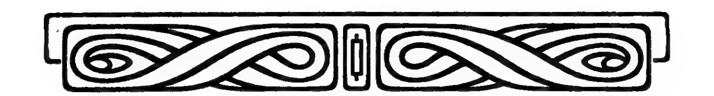
Daher bemerkt auch Quintilian mit Recht vom echten Redner: esse nisi vir bonus non potest.

Nur die Werke, in denen ewige Wahrheiten enthalten sind, überleben ihre Zeit, weil sie ihre Wurzel in allen Zeiten haben. Sie reden in einer gerechten Sprache, kennen keinen Trotz und kein Kriegsgeschrei, und wirken im Verborgenen.



Künstlerisches





Künstlerisches

Man hat kein Recht, dem Künstler vorzuschreiben, was er darzustellen habe, wohl aber dürfen wir von ihm fordern, daß seine Kunst durch ihre Wirkungen uns nicht abstoße, vielmehr unser inneres Leben steigere. Es gibt kein wahres Kunstwerk, selbst nicht in der Bildhauerei, das sich nur an den äußern Menschen wendete. Seine Echtheit bezeugt es gerade dadurch, daß in ihm entweder das seelische Leben, oder, wie in den besten Werken der griechischen Plastik, ein vollkommenes Gleichgewicht herrscht. Es gibt eine gewisse Grenze in der Richtung der Sinnenwelt, die der wahre Kunstschöpfer niemals überschreiten darf, da er sonst in naturalistische Detailkrämerei oder gar in Niedrigkeit verfiele. Technik allein tut es nicht, auch Seele muß beim Werke sein: ein in technischer Hinsicht bewundernswertes Werk ist deshalb noch kein Kunstwerk.

Mitgefühl ist ohne Erregbarkeit gar nicht denkbar, ebenso das künstlerische Schaffen. Daher trägt auch jedes Kunstwerk den gesteigerten Seelenzustand, worin der Künstler das Werk geschaffen hat, verborgen in sich.

Ergreifende Kraft kann nur von der Ergriffenheit ausgehen. Phantasie und Beobachtung ohne innere Erschütterung kann wohl Gefälliges und Schönes hervorbringen, niemals aber von erhebender Wirkung sein.

Die Freude und die Trauer, die von einem Kunstwerk ausgehen, sind die Freude und die Trauer, die der Künstler selbst empfunden hat. Wer nicht die Fähigkeit hat, mitzufühlen, und nicht tief ergriffen werden kann, für den sind Kunstwerke nicht geschaffen.

Der Zustand echten künstlerischen Schaffens ist immer ein ekstatischer. So kann auch Shakespeare gar nicht anders als in einem Zustande gesteigerter Inspiration geschaffen haben. Jeder Versuch, einen solchen Zustand mit dem Verstande zu erklären, ist ganz müßig.

Die großen Dichter sind keine Erdichter: sie sind Darsteller der mit dem innern Auge geschauten Lebenswirklichkeit.

Die individualistische Kunst behauptet sich abseits vom Leben des ganzen Volkes, weshalb auch ihre Wirkungen für das Volk gar nicht vorhanden sind: sie versammelt nur eine Schar von Liebhabern um sich, die oft in gar keiner Beziehung zu ihr stehen, sondern nur aus Mode oder zum Zeitvertreib bei ihr verweilen. Unsere Kunstschulen, unsere Gemäldegalerien und unsere Theater ermangeln der kulturbildenden, von innen heraus wirkenden Kraft.

Die Schwäche der neuern Kunst, selbst in ihren angesehensten Vertretern, besteht in dem Mangel an Selbstbeherrschung. Schuld daran ist, daß zwischen dem Künstler und dem Volke kein innerer Zusammenhang besteht.

In einer Zeit wahrer Kultur fällt es niemand ein, eine Theorie des l'art pour l'art aufzustellen, denn die Kunst wird dann nur als der Ausdruck gesteigerten Lebens aufgefaßt. Im alten Griechenland, im christlichen Mittelalter und im Quattrocento wurden die größten Kunstwerke geschaffen, aber man sprach so wenig wie nur möglich von den Aufgaben der Kunst. Erst in der spätern Renaissance wurden leichte Versuche gemacht, das künstlerische Schaffen theoretisch zu begründen, aber man war auch damals noch weit entfernt von der Auffassung, die Kunst sei ihrer selbst wegen da. Von dieser Auffassung ist nur ein einziger Schritt zu der Vorstellung, daß der Künstler sogar dem Egoismus huldigen dürfe, weil ja Kunst und Mensch nichts miteinander gemein hätten. Die Trennung des Menschen vom Künstler ist ein deutliches Merkmal des Verfalls einer Kultur.

In der echten Kunst liegt eines der wirksamsten Erziehungsmittel, eine eindringliche Wirkung auf unsern Willen. In einem Zeitalter wahrer Kultur steht daher die Kunst nicht gelöst vom Leben, sondern im Dienste des Lebens, im engsten Zusammenhange mit der Religion: sie ist auf ihre Weise eine Deuterin des Lebens. Erst dann ist sie

auch wahrhaft schöpferisch. Alle Fragen über das, was Kunst sei und sein solle, und ob sie diese oder jene Tendenz zu verfolgen habe, kommen erst in Zeiten auf, wo der vorherrschende Verstand mit der Kunst nichts weiter anzufangen weiß, als sie in seine Sprache zu übersetzen.

In einer Zeit echter Kultur ist die Kunst stets sittlich, ohne es sein zu wollen, und die Sittlichkeit kennt keine Aufdringlichkeit, keine Gezwungenheit und keinen Zwang.

Wenn ein Kunstwerk echt ist, so kann es nur veredelnd und erhebend wirken, ohne jedoch diese Absicht irgendwie zur Schau zu tragen. Wenn die Kunst sich selbst treu ist, d. h. auf der Höhe bleibt, so kann sie gar nicht in einen Konflikt mit dem Sittengesetze geraten. Wie die Religion das Sittengesetz vollkommen anerkennt, aber in einer Sphäre noch höherer Wirkungen verweilt, so auch die echte Kunst auf ihre Weise.

Wahre Kunst kann nie in einer Zeit blühen, wo der falsche Luxus aufkommt, denn dieser ist geradezu der Feind aller Größe und aller Charakterkraft: er muß fortwährend sich selbst in der Schaustellung seines blendenden Scheines überbieten, so daß bald das Wenige, das ursprünglich an ihm noch echt war, unter dem angehäuften Flitter erdrückt und vernichtet wird.

Es kommt auf den Grad der Reinheit in der Gemütsart des Künstlers an, ob die nackten Gestalten, die

er darstellt, rein wirken können. Wo die Wirkung nicht ganz rein ist, dort ist auch die Darstellung doch nicht in wahrem Sinne künstlerisch, und mag das Können dabei noch so groß sein: so z. B. bei Giulio Romano; auch die Darstellungen der Liebesgöttin bei Tizian machen nicht einen ganz reinen Eindruck wie die plastischen Darstellungen der Venus aus der besten Zeit der Antike oder auch die Venus von Giorgione. Daß die Venusstatue des Praxiteles in einem der Besucher des Tempels zu Knidus, wo sie aufgestellt war, die Sinnlichkeit in einem Grade erregte, daß er sie wollüstig umarmte, das mag nicht nur in der überreizten Phantasie des Besuchers gelegen haben; Michelangelos nackte Gestalten können gar nicht solche Regungen aufkommen lassen.

Was uns nicht erhebt, erniedrigt uns, und was uns nur Genuß gewährt, kann uns nicht erheben — dies soll man bei der Beurteilung künstlerischen Schaffens fest im Auge behalten: die wahre Kunst macht uns empfänglich für alles Hohe.

Die Darstellung der Lebenswirklichkeit in deren wesentlichem Inhalte ist ohne Erhebung, ohne das Schauen des Unveränderlichen gar nicht möglich.

Die Wirklichkeit in ihrem vollen Umfange ist weit mehr, als mit dem Worte Realismus oder irgend einem andern Worte ausgedrückt werden kann. Daher fühlt man auch in der höchsten Kunst, weil sie immer weit mehr als Realismus und

Idealismus ist, die sichtbare und zugleich unsichtbare Wirklichkeit.

Niemals können wir die sichtbaren Folgen der innern Erfahrungen großer Persönlichkeiten richtig erfassen, so lange wir nicht in die dahinterstehende Welt von Ursachen eingedrungen sind; viele ahnen gar nicht, daß in den von ihnen bewunderten Werken des Genies eine ganze innere Welt verborgen liegt; sie ahnen nicht, daß die wahre Kunst nicht bloß ein äußeres Können, sondern vor allem ein gesteigertes Erleben, ein Schauen aller Gegensätze und ein Gestalten dieser Gegensätze von innen heraus ist.

Kann die verstandesmäßige Betrachtung den Schlüssel zum Kunstwerk und zu der Persönlichkeit des Künstlers geben? Der Kunstschöpfer selbst muß darauf antworten: Nein, denn sein ganzes Schaffen hat einen völlig andern Quell, als der Quell, woraus das logische Denken entspringt; es sind Inspirationen und Anschauungen, nicht Begriffe. Hier ist doch wohl der Kunstschöpfer glaubwürdiger Zeuge, nicht der Ästhetiker. Künstlerisches Schaffen verhält sich zum begrifflichen Denken wie der Lenz mit seinen Keimen, Trieben und Blüten zum entblätternden Herbst. Wenn der Denker nicht auch künstlerisches Gefühl hat, d. h. wenn er sich nicht in die Zustände künstlerischer Inspiration versetzen kann, so wird er nie den Schlüssel zum Innern eines echten Kunstwerks oder gar zum Genie bekommen können.

In die Gegensätze der echten Künstlernatur ist der Verstandesmensch gar nicht fähig sich hineinzuversetzen: er begreift daher auch gar nicht, daß die gesteigerte Erregtheit innere Gesundheit bedeuten kann.

Der echte Kunstschöpfer empfindet das Leben ohne alle intellektuellen Hüllen, aber auch ohne Schleier der Selbsttäuschung: er stellt den ganzen Menschen dar, nicht nur Bruchstücke der menschlichen Natur; er dringt zum verborgenen Inhalte der Dinge, ohne sie ihrer äußern Wirkung zu berauben.

In Zeiten wahrer Kultur will die Kunst weder dem Leben aufgedrängt werden, noch auch auf Umwegen, durch weitläufige Auslegungen den Menschen näher treten: sie wächst kräftig aus dem Leben hervor und stellt anschaulich das dar, was allen hörbar und verständlich ist.

Wenn gewisse Künstler den Genuß als das Höchste preisen und doch in ihren Darstellungen bisweilen zu erhabenen Gegenständen ihre Zuflucht nehmen, so äußert sich darin der häßlichste Widerspruch: es wäre nur folgerichtig, wenn sie auch in ihren Darstellungen der gleichen Genußsucht huldigten, wie in ihrem Leben.

Der Kunstschöpfer muß ein innerlicher und lauterer Mensch sein. Ist er es nicht, so bleibt er nur Kunstvirtuos, und seine Erzeugnisse sind dann den Menschen ohne Seele zu vergleichen, die, wenn sie auch durch ihr Äußeres noch so sehr auffallen, doch

gar bald ihren Mangel an edler Gesinnung verraten und durch ihre Herzenskälte abstoßen.

Aus der Ganzheit seines Wesens folgt mit Notwendigkeit, daß der echte Künstler nie ein schlechter oder gar gemeiner Charakter sein kann, denn Schlechtigkeit ist doch nur Herzensenge, Beschränktheit, Unfähigkeit, mit den andern mitzufühlen und sich in die verschiedensten Lebenslagen zu versetzen. Das künstlerische Genie kann wohl Schwächen, niemals aber wirklich schlechte Charaktereigenschaften haben.

Was der Gesellschaftsmensch von der Kunst verlangt, ist im Grunde doch nichts andres als das Dekorative: sie solle nicht nur das Heim, sondern auch die Seele schmücken und die Zufriedenheit steigern. Da er den tragischen Sinn des Daseins nicht kennt, so muß ihm auch das tiefe Mitgefühl abgehen. Alles, was nicht Seinesgleichen ist, muß er aus dem Gleichmaße der ihm angeborenen Sicherheit für abnorm halten, weil er sich selbst für die maßgebende Norm hält. Da er in seinem Gleichmaß, aus dem seine Zufriedenheit kommt, gar keine Schatten bei sich selbst wahrnehmen kann, so hat er einen um so schärfern Blick für die kleinen Schatten der tragisch empfindenden Menschen und gar keinen für das Licht, das von ihnen ausgeht.

Die Mythen sind Kinder der Luft, aber zugleich auch Kinder der Seele: aus ihnen schimmert bald ein verborgenes Symbol, bald eine konkrete Beziehung zwischen Außenwelt und Innenwelt.

Von jeher müssen die Menschen neben dem Gefühle
der Verwandtschaft mit der sie umgebenden Welt
auch ein deutliches Gefühl des Gegensatzes zur Natur
gehabt haben. Hier liegt der Ursprung des Mythus.
Der Mythus war die Lebensdeutung von Menschen,
die noch keine zerlegende Tätigkeit des Verstandes
kannten. Der Mythus enthielt weit mehr als den
Ausdruck der Beziehung zwischen Mensch und
Mensch oder den zwischen Mensch und Natur.

Die Kunst fände nur die Materie und das nie-
derste Empfinden als Gegenstand und Inhalt ihrer
Äußerungen vor, wenn die Religion nicht da wäre.

Auf Grund weniger Zeilen des Evangeliums ist
der echte Künstler fähig, ein ganzes Kunstwerk zu
erschaffen, denn hier äußert sich die Tiefe der Lebens-
tragödie und zugleich ihre Überwindung.

In Albrecht Dürers Darstellung der vier Apostel
hat Petrus zwar den Schlüssel in der Hand, wäh-
rend Johannes das Evangelium hält, aber auf dem
Gesichte Petri steht deutlich geschrieben, daß er wohl
Tatkraft, aber doch nicht den Schlüssel zu den Ge-
heimnissen der frohen Botschaft hat.

Wenn auch der künstlerische Genius sich seinem in-
nersten Wesen nach in allen Zeiten gleich bleibt, so
sind doch seine Gegensätze in neuerer Zeit zahlreicher,
als in den Zeiten einer einheitlichen Kultur, wo
unerschütterliche Wahrheiten innern Lebens an-
erkannt wurden. Daher auch die weit größere
Festigkeit und Einheitlichkeit nicht nur im ganzen

Charakter, sondern auch in der Gestaltungskraft solcher Künstler wie Dante, Händel, Bach im Vergleich zu Goethe, Beethoven, Wagner.

Überaus bezeichnend für das Bewußtsein der neuern Zeit ist das, was Goethe in einem Briefe an Schiller bemerkt: ‚Ich kenne mich zwar nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte, ich erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte.‘ Daß die Alten dem Leben gerade ins Gesicht schauten, das lag nicht daran, daß, wie Goethe meint, ‚das höchste Pathetische auch nur ästhetisches Spiel bei ihnen war‘, sondern es kam von ihrer größern Charakterkraft, von der Einheitlichkeit ihres Willens und Glaubens. Man vergegenwärtige sich z. B. auch, wie Dante die ganze Lebenstragödie auffaßt, ohne im geringsten damit ästhetisch zu spielen.

Bei Goethe stand das Dämonische in einem scharfen Widerspruche zu einer gewissen Schwäche seines Charakters. Er hatte oft eine geheime Scheu vor der Lebenstragödie. Nur im Zustande des Schaffens lebte er im Bereiche des Tragischen; das Tragische hinterließ in ihm aber den Eindruck von etwas ungeheurem, das sich seiner wie eine fremde Kraft bemächtigt habe. Im Leben suchte er auf alle mögliche Weise dem Tragischen aus dem Wege zu gehen und gab sich alle Mühe, daran gar nicht zu denken, weil er sich bewußt war, nicht genug Überwindungskraft und Heroismus zu haben, sich mit den Lebens-

mächten von Angesicht zu Angesicht abzufinden. Um sich vor dem Dämonischen, das in den Tiefen seines Geistes lebte, zu schützen, umgab er sich planmäßig mit allerlei kleinen Interessen und Gegenständen und oft sogar mit Nichtigkeiten, denen er eine Bedeutung beizumessen schien, als wenn es die wichtigsten Dinge wären. Dies ist auch der Quell aller seiner Widersprüche, die im Tageslichte ganz unausgeglichen nebeneinander liegen. In der Furcht vor dem Dämonischen liegt auch der Grund seiner Scheu vor unvorhergesehenen Eingriffen in sein Inneres, vor veränderten Zuständen seiner Seele. ‚Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete', so deutet er selbst auf die Wirkung des Dämonischen hin. Um nicht aus der erworbenen Beschaulichkeit und aus der gewohnten Bequemlichkeit herausgebracht zu werden, wirft er in einem fort allerlei Hüllen um sein eigenes Innere und um das Tragische des Daseins: ‚Zerstückle das Leben, du machst dirs leicht, vereinige es, und du machst dirs schwer'. Und so suchte er selbst nach diesem von ihm angegebenen Rezepte sich das Leben leichter zu machen. Die innere Energie Dantes und Shakespeares geht daher wie seinem Charakter so auch seinen Werken ab; nur für Augenblicke weilte er bei den Müttern. Er hatte Furcht vor dem Inferno und konnte auch nicht den Blick zum Paradiso erheben, entbehrte aber zugleich auch der Ruhe und der plastischen Sicherheit derer, die sich in der Vorhölle aufhalten. In einem unvorher-

gesehenen Augenblicke steigt immer wieder aus den Tiefen seines Innern ein Etwas hervor, wodurch das künstlich und mühsam errichtete Gehäuse über den Haufen geworfen wird, und dann eröffnen sich weite und erhebende Aussichten.

Wiewohl die einfach angelegten Menschen zu dem innersten Gehalte der erhabensten Werke keinen Zugang haben, so fühlen sie sich doch bisweilen zu ihnen hingezogen. Es ist das gesteigerte Leben, das, ohne daß sie sich davon eine klare Vorstellung machen können, seine starke Wirkung auf sie nicht verfehlen kann.

Hinter Wagners Musikdramen steht eine Persönlichkeit, deren Rätsel als die Vereinigung von großer Kraft, die ja immer Einfachheit ist, und moderner Kompliziertheit erscheint. Seine Gestalten haben eine hinreißende Glut, denn sie sind aus einem starken und tiefen Gemüth erwachsen. Wiewohl Wort und Ton in seinen Dramen eine Einheit bilden, so läßt sich doch ihr Inhalt auch beim Lesen deutlich veranschaulichen, wenn man den Schlüssel dazu hat. Freilich ist die Sprache Wagners so eigentümlich, daß sie bisweilen befremden kann, weshalb sie auch so leicht die Veranlassung zur Parodie gibt, aber das Gleiche gilt ja auch von Goethes Sprache, dort wo sie, wie im zweiten Teile des Faust, musikalisch wird. Oft geht Wagner in seiner Sprache ganz auf den Ton zurück, daher auch all dieses plötzliche Hervorbrechen von Ausrufungen, die der logische Verstand für etwas absonderliches halten muß, weil er nicht

weiß, daß die Leidenschaft sich nicht in zusammenhängenden Worten oder gar in logisch miteinander verketteten Gedanken äußert. Solche Ausrufungen finden sich auch bei den griechischen Dichtern; da bei ihnen der poetische Gehalt weit unmittelbarer war, als bei uns, so kannten sie auch nur den innern Rhythmus und nicht den Reim.

Es ist nicht ganz leicht, sich vom Standpunkte des literarischen Geschmacks an die Handlung in Richard Wagners Musikdramen zu gewöhnen. Die Musiker sind zu einseitig musikalisch, und die Ästhetiker zu einseitig literarisch, um die Einheit von Musik und Drama zu erfassen. Es gibt da keinen Mittelweg: entweder weise man Wagners Musikdramen ganz von sich, oder man erkenne sie ganz an. Wagner konnte nicht anders schaffen, konnte nicht anders wollen. Die Handlung in seinen Dramen ist eine innere und aufs engste mit der Musik verbunden. Ist denn in Goethes Iphigenie oder Tasso oder im zweiten Teile des Faust und selbst in den meisten Abschnitten des ersten Teils die dramatische Handlung eine äußere? In allen diesen Dramen Goethes liegt schon Musik, wiewohl Goethe kein Musiker war, und wenn er schöpferischer Musiker gewesen wäre, so hätte er die innere Handlung in seinen Dramen durch die Musik noch anschaulicher und kräftiger gestalten können, besonders in Iphigenie und im zweiten Teile des Faust.

Im echten Drama entsteigen die Gestalten einem einheitlichen Hintergrunde und sind nur wie Ver-

dopplungen einer einzigen Gestalt, die das Drama bewegt: Jago lebt in Othello; er ist freilich auch draußen da, aber wenn Othello auf Jago nicht reagierte, so wäre es, als wenn Jago gar nicht da wäre; so ist auch Mephistopheles nur ein Teil Fausts. Im Zustande seines Schaffens sind die Gestalten in der Seele des Künstlers bei aller ihrer Verschiedenheit doch miteinander aufs engste verbunden, und je echter der Künstler ist, desto mehr symbolischen Gehalt haben die von ihm geschaffenen Gestalten, denn alles Vergängliche ist doch nur ein Gleichnis.

Wenn mancher von einer Dichtung oder überhaupt von einem Kunstwerke behauptet, es seien zuviel Gedanken darin, so kann man wohl mit Sicherheit sagen, daß er unter dem Gefühle, das er vom Kunstwerke fordert, nur eine mittlere Stufe des Empfindens versteht, die, ohne daß er es weiß, mehr dem Denken als dem tiefsten künstlerischen Schauen verwandt ist. In Aeschylos Orestea, in der Göttlichen Komödie, in den besten Tragödien Shakespeares, in Goethes Faust sind keine Gedanken im gewöhnlichen Sinne, sondern all diesen Werken liegt ein tiefes Schauen des Lebensrätsels zu Grunde, ein Schauen, das auch in allen Werken der genialen Musiker vorhanden ist. Der wahre Künstler empfindet das ganze Lebensrätsel und stellt es mit den Mitteln seiner Kunst dar. Seine Lebensansicht äußert sich nicht in begrifflichen Gedanken, sondern in ganzen Zusammenhängen von Gedanken, in Symbolen.

Nur durch die Tiefe des Schauens und durch die Persönlichkeit des Künstlers ist ein Werk wahrhaft groß und wirkt erschütternd und erhebend.

Daß man einen Roman nur in den seltensten Fällen zweimal lesen kann, kommt davon, daß ein Roman immer eine gewisse Breite hat und nicht so konzentriert sein kann wie ein Drama und ein lyrisches Gedicht oder auch eine epische Dichtung. In den einzelnen Abschnitten eines wahren Epos liegt auch eine gesammeltere Kraft, als im Roman: so sind die Epen Homers oder das Epos Ariosts doch nur eine Zusammensetzung einzelner Dichtungen, so daß unsere Aufmerksamkeit dabei immer auf ein kleineres Feld gelenkt wird. Das ist auch der Grund, warum man ein Werk der bildenden Kunst immer wieder mit dem gleichen Interesse betrachten, und ein echtes Musikwerk immer wieder mit dem gleichen ungeschmälerten Interesse anhören kann.

Das künstlerische Empfinden der Neueren kennt die Helligkeit der Antike nicht, ist aber zugleich auch der schwungvollen Stärke und zurückgehaltenen Kraft nur selten fähig. Das künstlerische Empfinden des modernen Menschen ist meistens landschaftlich: wie sein Denken ganz vom Naturgesetz, so geht auch sein Empfinden ganz von der Landschaft aus; überall zeigt er eine auffällige Abhängigkeit von der Natur. Unwillkürlich und oft auch ganz bewußt äußert sich selbst in seinen feinsten Darstellungen seine eigentliche Lebensansicht: der Mensch sei nichts, als ein

Stück Natur und müsse sich daher ganz in der Natur verlieren.

Auch die Lebenswahrheit besteht aus Körper und Seele, und wo es an Seele fehlt, dort kann auch das Körperliche nicht richtig zum Ausdruck kommen, denn es wird ohne innern Zusammenhang mit der geistigen Welt dastehen. Mag der naturalistische Darsteller eine noch so bewundernswerte Kenntnis der Einzelheiten des Lebens und eine noch so genaue Beobachtungsgabe haben, so ermangelt er doch dessen, was allein die wahre Kunst ausmacht. Was ist es, wo liegt es? Es ist eben die Seele, die das echte Kunstwerk wie mit einer unsichtbaren Atmosphäre umgibt.

Zwischen der Objektivität Shakespeares und der vorsätzlichen, wissenschaftlich sein wollenden Objektivität des Naturalisten ist ein Unterschied wie zwischen der Sonne, die Licht und Wärme nach allen Seiten spendet und über Gute und Schlechte scheint, und der flackernden Kerze, mit der wir in den Keller hinuntersteigen.

Der Naturalismus identifiziert sich entweder mit dem seelenlosen Objekt und sucht, ganz darin aufzugehen, oder er verfolgt irgend eine Absicht, die, mag sie so oder anders beschaffen sein, doch keine belebende Kraft haben kann, weil ihr die Liebe fehlt: Liebe setzt immer Seele voraus. Seelenlose Kunst ist daher entweder naturalistisch, oder sie bleibt nur an der Form haften.

Zum wahren künstlerischen Schaffen gehört nicht nur starkes Wirklichkeitsgefühl, sondern eine ebenso starke Fähigkeit, die Wirklichkeit zu überwinden, nicht physisches Sehen, sondern ein Schauen, ein Vordringen bis zum innersten Kern, echtes Mitgefühl und tiefes Sicheinleben, nicht einfaches Spiegeln der Wirklichkeit, sondern Erneuern und eindringliches Umgestalten des Gesehenen, das Aufbauen einer Wirklichkeit über der Wirklichkeit, einer unsichtbaren Welt über der sichtbaren. Wer keine Kraft des Schauens und des Deutens der äußern Welt durch die innere hat, kann eine noch so große Darstellungsgabe, eine noch so scharfe Sehkraft haben, aber er wird keine wahren Kunstwerke schaffen, denn was er darstellt, bleibt doch nur die körperliche Wirklichkeit.

Je größer der Kunstschöpfer ist, desto gegenständlicher und zugleich desto innerlicher ist seine Darstellung, denn die tiefe Selbständigkeit ist ohne tiefe Innerlichkeit nicht möglich. Er hat innere Erfahrungen, aber keine Tendenzen, keine Nebengedanken, keine Parteiabsichten, denn er hat den Kern des Lebens, den Menschen in seinem wesentlichen Gehalt erkannt. Deshalb kann auch ein echtes Kunstwerk am wirksamsten zur Menschenkenntnis anleiten, denn es nötigt uns, wenn wir es richtig erfassen wollen, ebenso zu verfahren wie der Künstler selbst bei der Darstellung der Charaktere: wir können ein Kunstwerk auch gar nicht erfassen, ohne mit dem Künstler irgendwie eins zu werden. Nur die wahre

Sympathie, die jeden abstrakten Gedanken und jede Nebenabsicht ausschließt, kann uns die Seele unseres Mitmenschen und auch die Seele eines Kunstwerks offenbaren.

Die Kunst, wenn sie echt ist, beschwichtigt die Leidenschaften, bringt Frieden mit sich und einigt die Menschen. Daher hat auch der echte Kunstschöpfer einen höhern Beruf, gleich jenem Musiker Terpander von Lesbos, der von den Lakedämoniern auf Befehl des Orakels geholt wurde, damit er mit Hilfe seiner Kunst Ruhe und Frieden unter ihnen wieder herstelle.

Ein wahres Kunstwerk muß in einem gewissen Sinne durch die Reinheit, durch die Abwesenheit aller Selbstbespiegelung, durch das Abstreifen alles Konventionellen fromm stimmen. Die wahre Kunst ist ebensowenig eitel wie die Natur und hat vor der Natur noch Unendliches voraus.

Dem Geiste, der aus innerster Nötigung schafft, kommen die tiefsten Eingebungen wie aus einer unsichtbaren Welt zu: er weiß selbst nicht, woher er die Kraft des Schaffens und das Licht des Schauens hat. Er wird sich des innern Vorgangs erst nachher wie eines Wunders bewußt, gleich Nikodemus in der alten Legende, der bei der Darstellung des Antlitzes des Erlösers in einen tiefen Schlaf verfiel und, nachdem er erwacht war, zu seinem größten Erstaunen das von ihm begonnene Werk durch ein Wunder vollendet sah.

Wo der Staat an die Stelle des Volkes tritt, dort ist keine aus dem Volke herauswachsende, an das ganze Volk sich wendende Kunst mehr möglich. Die Kunst wendet sich da nur an die ‚Gebildeten' oder sogar nur an einen winzigen Kreis von Gebildeten, und wenn sie auch üppig hervorschießt, so fehlt ihr doch das gesunde Wachstum: sie wird meistens zur Manier und findet jedenfalls nicht den Widerhall in allen Herzen.

Die echte Kunst kann in einer nivellierenden Gesellschaft keinen fruchtbaren Boden finden. Das imperium romanum war gar nicht fähig, eine selbständige Kunst hervorzubringen. In Griechenland wie auch im mittelalterlichen Italien und im mittelalterlichen Frankreich verdankte die Kunst ihre Blüte hauptsächlich der Selbständigkeit und der eigenthümlichen Entfaltung der einzelnen Städte.

Da den Flachen nur das Flache zusagt und den Mittelmäßigen nur das Mittelmäßige, so müssen sie ja begreiflicherweise auch in der Kunst nur das Flache und Mittelmäßige lobpreisen in alle Ewigkeit, d. h. bis zur nachfolgenden Generation, die schon dafür sorgen wird, daß das Flache und Mittelmäßige nicht aussterbe.

Auch die echte Kunst ist wie die Religion ein Erheben über alles Mittelmaß, aber ebenso wie die Religion durch mittelmäßige Menschen verflacht wird, so auch die Kunst, wenn mittelmäßige oder gar leichtfertige Menschen es als ihren Beruf an-

sehen, sie zu deuten und in den Dienst von Interessen zu stellen, die nichts mit ihr gemein haben.

Wo sich die Triebe der menschlichen Natur, bei allem Auseinanderstreben, doch immer wieder in einem Gleichgewichte zusammenfinden, wie bei den alten Griechen oder wie im christlichen Mittelalter, das ja neben aller Roheit doch Urwüchsigkeit und große Glaubenskraft hatte, kann im künstlerischen Schaffen gar keine Geschmacklosigkeit oder Trivialität aufkommen. Wo aber Bequemlichkeit oder ein willkürliches Spiel mit Empfindungen und Gedanken vorherrscht, dort muß sich notwendig Geschmacklosigkeit einbürgern.

Wo der Baustil, die Form der Kleidung und überhaupt der Geschmack in einem fort wechseln, da ist kein inneres Gleichgewicht und kein einheitlicher Charakter im Leben des Volkes mehr vorhanden. Die Mode, die sich mit der zunehmenden Unkultur steigert, beginnt zum Teil schon im siebzehnten Jahrhundert: mit dem Stil Louis XIV. beginnt schon die Willkür, ein Schwanken des Geschmacks, das doch immer mit Bequemlichkeit und Genußsucht zusammenhängt, bis dann der Geschmack im neunzehnten Jahrhundert nicht nur in jeder Generation, sondern noch innerhalb der gleichen Generation immer wieder ein andrer wird.

Jede einzelne Kunst muß, um wirklich Kunst zu sein, nicht nur die ihr allein eigene Steigerung eines bestimmten Sinnes, sondern auch gesteigerte Seelen-

kraft enthalten. Jede einzelne Kunst ist ohne die tieferen Forderungen der Lebensdeutung bloß halbe Kunst. Gleichwie die Außenwelt nicht allein eine Reihe von sichtbaren Erscheinungen ist, sondern mehr als einfache Tatsachen und Wahrnehmungen der Sinne, mehr als Steine, Pflanzen, Tiere, Himmel, Sterne usw., so ist auch in der Kunst das Sichtbare nur die Hülle, hinter der das Geheimnis alles Lebens waltet. Der echte Künstler hellt immer das Geheimnis des Lebens von irgendeiner Seite auf, und zwar mit weit größerer Sicherheit und mit mehr Sinn für die Lebenswahrheit, als alles scharfsinnige Denken. Hat der Künstler diesen tiefern Sinn für die verborgene Lebenswahrheit nicht, so fehlt ihm das Wesentliche, d. h. die Persönlichkeit, und sein Schaffen bleibt ein äußerliches. So ist z. B. die Malerei keineswegs nur Zeichnung, Farbe, Beobachtung und Erfindung. Um Kunst zu werden, muß sie noch etwas weit wichtigeres enthalten — Seele. Und dies ist es eben, was die einzelnen Künste, bei aller Verschiedenheit ihrer Äußerungen, zur gemeinsamen Kunst macht. Ist denn jedes Bild durch die bloße Zeichnung und Farbenwirkung, jede technisch noch so gut wirkende Skulptur, jedes harmonische Tongebilde, jede Dichtung in schönen Versen und jede Erzählung, die das Leben wie in einem Spiegel getreu auffängt, darum auch schon Kunst?

Die Künste sind verschieden, aber die größten Kunstschöpfer bleiben ihrem Wesen nach einander

gleich: auf die Tiefe des Blickes, auf die Fähigkeit, die Dinge zu durchdringen und sie gesteigert zu empfinden, nicht auf die Art der Begabung kommt es bei der echten Kunst an. Wer nicht bei den ‚Müttern‘ geweilt hat, weiß auch gar nicht, was das Wesen der Dinge ist; trotz aller seiner Begabung wird er nichts großes, erhebendes und hinreißendes schaffen.

Jede Kunst hat freilich ihre bestimmten Grenzen, wie auch jede Seele ebenfalls etwas individuelles ist. Der individuelle Künstler schafft aus jeder besondern Kunst wiederum etwas besondres: wie verschieden sind nicht Mozart und Beethoven, Donatello und Michelangelo, Dante und Goethe.

Die echte Kunst läutert uns, erhebt uns über das Gewöhnliche und hat die bezaubernde Kraft des Orpheus, durch die alle tierische Wildheit gezähmt und beruhigt wird. Die höchste Kunst ist die tragische, denn sie reinigt unser Inneres von den vielen Täuschungen über die Wirklichkeit, da sie uns zeigt, was wir sind, ohne uns darüber zu belehren, wie wir sein sollten. Dadurch, daß sie uns die drückende Last unseres Selbst zum Bewußtsein bringt, befreit sie uns. Die Kunst des Talentes unterscheidet sich von der des Genies darin, daß sie nur für Augenblicke blendet und uns meist mit täuschenden Versprechungen hinhält.

Es ist die Eigenschaft jedes erhabenen Gegenstandes, daß er, um dargestellt oder auch nur ver-

standen zu werden, an uns die unbedingte Forderung der Aufrichtigkeit und der reinen Gesinnung stellt: nirgends wird der Mensch so erniedrigt wie gerade hier, wenn er sich selbst erhöhen will.

Die tiefste Wirkung kommt immer nur von Selbstbefreiung. Der schöpferische Geist ist im Zustande des Schaffens frei von seinem Selbst, daher hat er auch die Fähigkeit, sich mit dem ganzen Leben, mit allen Menschen und Wesen eins zu fühlen.

Im Gegensatze zum Genie hat das Talent nicht die Fähigkeit, in das Verborgenste einzudringen. Das Talent erfaßt meist nur die Hüllen und steht der Lebenstragödie fremd gegenüber: zwischen ihm und der unsichtbaren Welt breitet sich eine weite Ebene augenblicklicher Eindrücke und kühler Ansichten aus, die wohl mit Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit verbunden sein können, aber die Tiefe und Selbstvergessenheit echter Inspiration ausschließen.

Auf die Frage, was Genie sei, antwortet das Genie selbst: ‚Ich weiß es nicht; es ist mir, als wenn ich im siebenten Himmel gewesen wäre, vielleicht auch irgendwo anders, nur nicht auf Erden.' Das Talent dagegen weiß immer, was es ist und wo es war.

Es ist eine landläufige Meinung, daß Genie und Charakter verschiedene Dinge seien, die in gar keinem oder in einem ganz losen Zusammenhange zu einander stünden. In dieser Meinung äußert sich ein Mißverstehen dessen, was Charakter, und eine sehr

enge Ansicht von dem, was Genie ist. Der hie und da hervortretende Widerspruch zwischen Genie und Charakter muß sich der tiefern Einsicht in das Wesen beider nur als ein sehr geringer und meistens auch scheinbarer erweisen. Die Vorstellung vom Menschen ist eine noch umfangreichere als die vom Genie, und es kann gar kein geniales Schaffen geben, das nicht aus dem Boden des Charakters hervorginge.

Man sollte nicht von den Künsten im allgemeinen, sondern nur von dem einzelnen Kunstwerk eines bestimmten Künstlers reden: ist doch jedes echte Kunstwerk nur die Äußerung einer bestimmten Persönlichkeit.

Der wahre Künstler kennt weder eine Richtung noch erkennt er einen Richter an. Er begeistert und erhebt, und da verstummt alle Kritik: überflüssig erscheint dann alles Teilen, Einteilen, Urteilen.

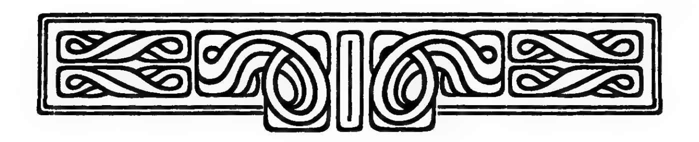
Das deutlichste Kennzeichen eines echten Kunstwerks besteht darin, daß es alles Fragen nach dem, was Kunst sei, überflüssig macht.

Die Herrschaft des Geistes über den Stoff ist das Wesen aller Kunst wie auch das Wesen wahrer Charakterkraft: mihi res, non me rebus submittere conor.



Kulturerscheinungen





Kulturerscheinungen

Wahre Kultur ist gesteigertes Leben der Gemeinschaft, ohne daß der einzelne dabei Druck und Unfreiheit empfände.

Kultur läßt sich nie auf Wissen allein aufbauen: das bloße Wissen kann sogar alle Kultur vernichten, aus den Menschen Banausen machen und unser Zusammenleben in eine frostige Atmosphäre leblosen Wissens verwandeln. Nur Menschen ohne Menschenkenntnis und ohne höheres Bestreben, nur Naturen wie der Famulus Wagner können im Wissen den Mittelpunkt alles Lebens sehen. Aber selbst wenn zur Wissenschaft noch die Kunst hinzukäme, so könnten sie beide doch noch keine wahre Kultur hervorbringen. Die Inspirationen der Kunst kommen nicht aus dem Wissen, und die echte und wirksame Kunst erfordert einen ganz andern Boden, um zu wachsen und zu gedeihen. Alle Kunstdenkmäler bei den Alten, auch die Statuen im alten Griechenland, waren jedenfalls nicht Kunst im Sinne des heute gebrauchten Wortes. Mancher, der die alten Griechen in dem fahlen Lichte seines verflachenden Rationalismus sieht und vorgibt, seine Neigungen gingen zu der Antike, würde sich in der antiken

Lebenswirklichkeit gar nicht zurechtgefunden, ja keine zwei Stunden dort ausgehalten haben. Die alten Griechen waren bis zu der Zeit des Verfalls ihrer Kultur und noch darüber hinaus ein religiöses Volk. Ihr religiöser Sinn war es, der zusammen mit ihrem künstlerischen Sinne die bewundernswerte Zahl der Götterstatuen und der Tempel schuf. Es hat noch kein großes Kulturvolk, ja überhaupt noch kein Volk gegeben, das ohne Religion gelebt hätte. Schon der Umstand, daß man heutzutage Wissenschaft und Kunst zusammen nennt, im Glauben, aus dieser Zusammensetzung könnte eine lebensfähige Kultur hervorgehen, ist der deutliche Beweis dafür, daß man nicht mehr weiß, was Kultur ist.

Um eine richtige Vorstellung von dem zu bekommen, was Kultur ist, müssen wir uns stets etwas sehr einfaches vergegenwärtigen: daß das Leben sich zum Denken wie das Ganze zu einem Teile verhält, und daß die Einseitigkeit des Verstandes unsere Seelenkräfte vernichten und unsere Lebenssäfte ausdörren muß, daß der lebendige Geist weit mehr ist als der kritische Verstand, und daß nur der Emporkömmling durch seine materiellen Güter das erlangen zu können glaubt, was nur durch höhere Güter erworben werden kann.

Das Merkmal wahrer Kultur ist — mehr in der Gegenwart als in der Zukunft leben, ohne jedoch den engen Zusammenhang mit der Vergangenheit aufzulösen und die Ehrfurcht vor den großen Persönlichkeiten, die aus den vergangenen Zeiten in

die Gegenwart hereinragen, im geringsten zu lockern. Wo die Tradition zu stark in den Vordergrund tritt, beginnt der Buchstabe zu herrschen, und wo zu viel von der Zukunft gehofft wird, dort ist überhaupt keine befriedigende Gegenwart.

Die dauerhaftesten Institutionen sind immer die, welche jenem Schiffe des Theseus gleichen, das tausend Jahre in Athen aufbewahrt wurde: das faulende Holz wurde immer wieder entfernt, und neues an dessen Stelle gesetzt, und so blieb das Schiff das alte, und doch war es neu.

Um die beiden Institutionen Kirche und Staat wird die Menschheit auch in den späteren Jahrhunderten immer streiten, denn die menschliche Natur hat in ihnen ihren stärksten Ausdruck gefunden: der Staat in allen seinen Gestalten beruht auf dem zügelnden Gesetze; die Kirche dagegen beruft sich auf die höhere Welt Christi. Ob die Welt Christi organisiert werden solle gemäß den Forderungen des Lebens, oder ob sie frei zu walten habe, darüber werden die Ansichten nach wie vor auseinandergehen: die einen werden in der sichtbaren Kirche das von Christus selbst gewollte Gegengewicht zu der sichtbaren Welt Cäsars sehen; die andern werden die Notwendigkeit der Kirche, aber nur im engsten Zusammenhange mit den jeweiligen Zuständen der Völker, anerkennen, wieder andre das Christentum ohne allen kirchlichen Zwang auffassen.

Wie der einzelne Mensch einen Selbsterhaltungstrieb hat, so auch der Staat, die Nation und die

Partei, und wie der einzelne Mensch durch die Phasen des Wachstums, der vollen Kraft und des Alters hindurchgeht, bis er stirbt, so auch alle diese. Nach einem Jahrtausend wird keine der jetzigen Nationen und keiner der jetzigen Staaten mehr da sein. Am dauerhaftesten sind noch die Rassen, aber auch sie erleiden durch die Jahrhunderte alle möglichen Veränderungen und vermischen sich mit den andern Rassen bis zur Unkenntlichkeit. Reine Rassen gibt es nicht und kann es gar nicht geben.

Die vornehmste Aufgabe einer echten Regierung besteht darin, wahr und gerecht zu sein und dem Volke ein Beispiel zu zeigen, d. h. das Volk zur Gerechtigkeit zu erziehen. Ein erzogenes Volk gleicht darin dem erzogenen und charaktervollen Menschen: auch ihm ist aller Lärm, alles Geschwätz, alle hohle Phrase, alle Unbesonnenheit und Eitelkeit zuwider; wie der charaktervolle einzelne Mensch, verlangt auch ein charaktervolles Volk, daß man ihm nicht mehr verspreche, als man halten kann: es haßt den Betrug, weil es eine tiefe Abneigung gegen den Selbstbetrug hat; es mag die Unbeständigkeit nicht, weil sie das eigentliche Merkmal der Leichtfertigkeit, und diese stets das Merkmal der Gewissenlosigkeit ist.

Das Ideal der Gerechtigkeit liegt nicht in der Regierungsform, sondern im Befolgen der höchsten Gebote: sobald diese überschritten werden, machen sich sofort alle Anzeichen der Sühne dafür deutlich bemerkbar. Überall, wo eine gewaltsame Um-

wälzung die frühere Staatsform zerstört, ist sie als Strafe zu betrachten für die Vernachlässigung der Gerechtigkeit durch die, welche vordem das Ruder in Händen hatten. Aber die Ungerechtigkeit pflanzt sich auch auf die neue Regierungsform fort, und mit der Zeit schafft sich auch diese ihre eigene Strafe.

Gleichwie der einzelne Mensch durch Gesinnungsreinheit und durch Großmut noch nie eigentlich Schaden erlitten hat, so kann auch eine ganze Gemeinschaft durch großmütiges Handeln niemals wirklich Schaden leiden.

Der Adel als Stand hat nur so lange Wert, als er ein Beispiel der Charakterkraft und Sittenreinheit ist, und nicht nur seiner Vorrechte, sondern auch seiner höheren Pflichten eingedenk bleibt. Sobald sich aber der Adel dem Wohlleben ergeben hatte, war es schon um sein Ansehen geschehen. Und so ist es auch mit der Würde des Monarchen: Sobald ein König wähnt, in Hinsicht auf die sittlichen Gebote, die doch für alle Menschen die gleichen sind, sich etwas herausnehmen zu dürfen, hat er schon das Ansehen der Monarchie tief herabgesetzt. Die Pflichten des Königs und die des Adels bestehen darin, mit ihrem Beispiele dem Volke voranzugehen. Noblesse oblige. Genußsüchtig sein, das kann ein Volk auch ohne Beispiele.

Die Menschheit hat bereits alle möglichen Regierungsformen zur Anwendung gebracht: die monarchische, aristokratische, oligarchische, tyrannische,

plutokratische, ochlokratische, demokratische. Wesentlich neue Formen menschlichen Zusammenlebens im Staate sind kaum denkbar: das Neue kann doch nur eine auf der Oberfläche, nicht im Wesen vor sich gehende Veränderung, nur eine etwas andre Zusammensetzung der gleichen Kräfte sein.

Die überwiegende Mehrheit der Menschen will die plötzlichen Umwälzungen des gesellschaftlichen Lebens nicht. Die Mehrzahl der Menschen führt ein Familienleben, und dieses kann bei Unruhen nicht gedeihen. Die Frauen, die mit der einfachen Wirklichkeit enger verwachsen sind als die Männer und keine Störungen in ihrem engern Kreise dulden, sind begreiflicherweise der Revolution und dem Kriege abgeneigt.

Wenn wir einer Institution Machtgelüste vorwerfen, so denken wir so selten daran, daß auch wir nach Macht streben. In uns selbst ist ja der Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit mit nicht minderer Kraft verkörpert als in den Institutionen. So lange wir selbst herrschsüchtig und habgierig sind, dürfen wir darüber auch gar nicht staunen, daß der Staat es ebenfalls ist.

Der bureaukratische Mißbrauch der Gewalt pflegt uns noch stärker aufzuregen und zu empören, als die offene Gewalttätigkeit, weil wir von der gesetzlichen Ordnung uns die höchsten Vorstellungen machen. In Wirklichkeit aber läßt die gesetzliche Ordnung noch weiten Spielraum für Willkür übrig,

und wenn ein teilnahmsloser Mensch oder ein engherziger Pedant sich in den Dienst des Gesetzes stellt, so kann die Ordnung zur Folterbank und das Gesetz zur schlimmsten Geißel werden.

Alle theoretischen und teilweise auch praktischen Lösungen der Frage sozialen Zusammenlebens gehen im Grunde von dem Nebensächlichen, von der Verschiebung der Einzelheiten aus: es ist ein beständiges Experimentieren mit den Parteiinteressen, mit den ökonomischen Kräften, getrennt von den menschlichen Charakteren. Man glaubt, sachlich zu sein, wenn man nichts höheres als Sachen anerkennt, wenn man die Frage gesellschaftlichen Zusammenlebens aus der innern Welt, worin sie ihre Wurzel hat, ganz in die Außenwelt verlegt. Der Soziologe hätte nur ein Lächeln für den übrig, der dabei von Charakter und innerer Welt zu reden sich anmaßte: weil er selbst ganz in den Einzelheiten und Nebensächlichkeiten aufgeht, so sind diese für ihn notwendigerweise der Inbegriff alles Lebens. Da aber der Mittelpunkt des Lebens in der innern Welt liegt, so kann es für ihn überhaupt keinen Mittelpunkt in der Betrachtung des menschlichen Lebens geben.

So lange die Menschen, statt in aller Einfachheit, Selbstbescheidung und Selbsterkenntnis dem Höhern zu dienen, dem goldenen Kalbe und andern damit verwandten Götzen anhangen und sie umtanzen, wird die Frage des sozialen Zusammenlebens immer die gleiche bleiben: sind doch die sozialen Widersprüche des Lebens nur die Verkörperung der

menschlichen Begierden, der innern Sklaverei und des Götzendienstes.

Was durch ehrliches und williges Verbessern im Zusammenleben der Menschen nicht erreicht werden kann, das zu erreichen ist auch keine gewaltsame Umwälzung fähig: was umgewälzt wird, ist doch nicht der Wille, sondern etwas davon unabhängiges. Der Wille, der sich ja gleich geblieben ist, fährt fort, mit dem zu operieren, was die empörte Leidenschaft umgestoßen und verschoben hat: die Veränderung ist doch nur eine äußerliche; zu einer innern, tiefgreifenden Änderung gehört eine regenerierende Kraft, die den Willen der Menschen umwälzt. Was eine äußere Umwälzung wirklich fördert, würde auch ohne sie ins Leben treten: sie greift nur empört und ungeduldig den notwendig eintretenden Ereignissen vor. Das menschliche Zusammenleben reformiert sich von selbst. Das Reformieren wendet sich nicht an die tief regenerierende Kraft, sondern nur an die gesunde Einsicht und an etwas guten Willen. Da es aber in der Welt zu viel Leichtfertigkeit und Beschränktheit, zu viel Eigennutz und Habsucht und zu wenig guten Willen gibt, so brechen die Revolutionen hervor, aber im Grunde nur als Racheakte, nicht als Ausdruck guten Willens. Und so schwankt das Zusammenleben der Menschen zwischen der Leichtfertigkeit und Beschränktheit, und der sich dagegen empörenden Rachsucht, zwischen der hochmütigen Übermacht der Stärkeren, und der langsam vorbereiteten und plötzlich ausbrechenden

Empörung der Schwächeren. Wenn aber die Schwächeren die gleiche Übermacht hätten, so würden sie zweifellos sie ebenfalls mißbrauchen, denn in der Macht liegt notwendig Mißbrauch und Unterdrückung, wie in der Machtlosigkeit Rachsucht und Empörung.

Die Theorien über die Vervollkommnung der Gesellschaft gleichen der schlimmen Art von Schuldnern, die den Gläubiger mit Versprechungen und schönen Worten hinhalten, die Verfallfrist immerfort prolongiern lassen, in längeren Zwischenräumen einen winzigen Teil der Schuld abzahlen und sich schließlich für insolvent erklären.

Der Sozialismus, in seinem eigentlichen Kern erfaßt, will den Menschen ganz zu einem diesseitigen Wesen machen, denn die Humanität hat hier nur das enge Diesseits als Ausgangspunkt und zugleich als Endziel. Der Geist, die Geschichte, die Kunst werden dabei nur als Produkt der Materie betrachtet, und alles Jenseits, alles was mehr als die Natur und der Mensch ist, wird im voraus ausgeschieden; und doch sieht sich der Sozialismus genötigt, noch manche Bestandteile davon beizubehalten, da der Mensch doch nicht ohne Vorstellungen, die über ihn hinausgehen, zu leben und zu wirken fähig ist. Der Gegensatz zwischen Erde und Himmel wird da fast bis zur Unkenntlichkeit verwischt, und an dessen Stelle kommt der so leichte Übergang von der Gegenwart in die bessere Zukunft. Wer ganz von der Materie und dem

Diesseits ausgeht, muß ja auch die Verwirklichung seiner Wünsche und aller seiner Erwartungen an den nächsten Zeitpunkt knüpfen: der eingeschränkte Gesichtskreis, trotz der Idee der Menschheitsentwicklung, die darin in abstrakter Weise herrscht, erfordert ja eine sehr nahe Grenzlinie, und die Nivellierung der Gegensätze muß ja nach einer sofortigen Ausgleichung aller Widersprüche verlangen. In die Wünsche und Erwartungen des Sozialisten mag freilich noch viel angeerbte Idealität eingreifen; und gerade in diesen Verheißungen, in denen ein Funke angeerbter Idealität glüht, liegt auch seine eigentliche Kraft. Erlischt aber einmal dieser Funke, so muß der Sozialismus zu einer Partei im Staate herabsinken, die im Kampfe mit den andern Parteien eine Zeitlang ihre Kräfte erprobt, sich dann spaltet und neue Parteiungen hervorbringt. Alle seine Kräfte werden dann vom Staate verbraucht. Ist doch die Allmacht des Staates das letzte Ziel, das der Sozialismus anstrebt, freilich nicht des jetzigen, sondern des zukünftigen Staates, der mit ganz neuen und ideellen Kräften ausgerüstet werden soll. Staat ist aber immer Macht, und diese ist nie ideell; am wenigsten ideell kann der allmächtige Staat sein, den aber der Sozialismus als das Letzte und Höchste hinstellen muß. Das Mittel muß dann notwendigerweise zum Zwecke werden, die Mitte zur Höhe, und die Nivellierung zu etwas, wovon die fruchtbarsten Wirkungen kommen sollen. Der Staat wird dabei mit allen Attributen Gottes ausgestattet: er ist die Allmacht und die Weisheit, die höchste

Gerechtigkeit und die höchste Güte, ja er ist die Vorsehung: ihn soll man lieben von ganzer Seele, zu ihm soll man beten früh und spät, denn er erhört alle unsere Wünsche. Im letzten Grunde ist der Sozialismus ein Glaube — der Glaube an den allmächtigen Staat.

Der Fortschritt gleicht einem Kinde, das seinen Eltern voranläuft, hin und her springt, sich auch hie und da verirrt und nach den Eltern ruft, den Widerhall ihrer Stimme hört und freudig zu ihnen zurückläuft, und dann von neuem ihnen vorauseilt.

Zwischen Überredung und Gewalt, die Themistokles zwei mächtige Gottheiten nannte, ist die Überredung jedenfalls als die aufbauende zu bezeichnen, während die Gewalt zwar für kurze Zeit als die wirksamere Kraft erscheint, aber in ihren Ergebnissen nur zerstörend wirken kann.

Die Parteien, die kleinen Zirkel und Sekten entspringen hauptsächlich gewissen intellektuellen Neigungen und sind meistens die Folge der dem Menschen eigenen Dialektik, in die auch Selbstliebe und Eitelkeit hineinspielen. Die Dialektik spaltet, trennt, verfeindet, weil sie seelenlos ist. Es wird zwar behauptet, daß der Verstand mit seinen jedermann einleuchtenden Gründen die Menschen am leichtesten einigen müsse; die Wirklichkeit aber zeigt uns das Gegenteil davon.

Je größer die Macht ist, desto weniger dauerhaft ist sie: man denke an Alexander, Antiochus den

Großen, Pyrrhus, Cäsar, Napoleon. Auch die große Macht eines Staates wie des römischen Reiches ist nur von verhältnismäßig kurzer Dauer. Es zeugt von wahrer Einsicht, wenn der spartanische König Theopompos, welcher der königlichen Gewalt Grenzen setzte, auf die Bemerkung seiner Frau, er habe ja die Macht seiner Söhne verringert, ihr bedeutete, diese Macht werde dadurch von um so größerer Dauer sein.

Kriegerische Siege sind nicht dazu geeignet, ein Volk innerlich zu bessern, denn meist tragen sie den Keim sittlicher Niederlagen in sich. Der einzig ersprießliche Sieg ist der, den wir über uns selbst davontragen. Wie der einzelne Mensch durch das Glück nur verwöhnt wird, so auch ein ganzes Volk.

Der Krieg wurde von jeher als die Strafe für die Sünden der Völker betrachtet, d. h. für die Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit und Genußsucht. Den Krieg abschaffen heißt entweder die menschliche Natur läutern und erheben, oder sie ganz verflachen bis zum völligen Stillstand. Dieses ist jedenfalls noch unerreichbarer als jenes. Der Krieg wird mithin so lange bestehen, bis die Menschen ihr Inneres mit höheren Einsichten ausgefüllt und ihren Willen geläutert haben. Eine Vertiefung innern Lebens wäre es schon, wenn der Krieg nicht als eine einfache Naturerscheinung, sondern als Sühne aufgefaßt würde. Wer gegen den Krieg ist, strebt im Grunde die Überwindung des natürlichen Menschen an. Das Verlangen, die Menschheit von

der Geißel des Krieges zu erlösen, wenn es mehr als eine abstrakte Idee oder ein Modegedanke in den Köpfen der Gebildeten sein soll, geht im eigentlichen Sinne schon weit über die Natur hinaus. Die Frage aber ist, wie dem Heroismus der Tat eine höhere Richtung angewiesen, und die Menge aus der angeborenen Streitsucht oder aus der Trägheit zu einem höhern Leben geweckt werden könne. Dies ist zuerst nur durch eine Vertiefung der ganzen Lebensansicht möglich, durch die Befruchtung unseres Innern mit Keimen aus einer höhern Welt: der geistige Heroismus müßte an die Stelle des natürlichen treten. Ein Heroismus tätiger Liebe im Dienste der Armen und Leidenden könnte sich jedenfalls mit dem kriegerischen Heroismus messen. Das Leben ist ja auch sonst ein fortwährender Krieg, und überall um uns finden sich genug Verwundete. Da das Elend niemals mit äußern Mitteln entfernt werden kann, so bietet das Leben auf Schritt und Tritt genug Gelegenheit zum Heroismus. Um gegen den Krieg ein Gegengewicht zu erschaffen, müßten also die Menschen zuerst eine tiefere Überzeugung von der ganzen Größe des geistigen Heroismus gewinnen. Dagegen läßt sich die Frage, wie der natürliche Ehrgeiz der Menschen in etwas höheres umgesetzt werden könne, im Grunde gar nicht beantworten, denn wir befinden uns da im Bereiche des Erbübels. — Wenn der Krieg auch keineswegs ohne weiteres überwunden werden kann, so darf man ihn doch auch nicht als unabwendbare Notwendigkeit gleichgültig hinnehmen, vielmehr soll man über die

Ursachen des Krieges, die ja zum größten Teil in der Natur des Menschen selbst liegen, mit allem Ernste nachdenken, und man soll den Krieg nicht verherrlichen, ihn vielmehr als das bezeichnen, was er ist: als die Folge des Grundübels unserer Natur.

Ohne eine richtige Lebensansicht, die ihren notwendigen Abschluß in der Religion findet, können wir den Menschen niemals erziehen, denn Erziehung setzt eine tiefere Einsicht in den Gehalt des Lebens und eine Aussicht auf die höchsten Lebensziele voraus. So lange wir im Kreise der Natur verharren, können wir niemals ein hohes Erziehungsideal aufstellen. Die sogenannte Rückkehr zur Natur kann eine Geltung beanspruchen nur als Protest gegen Verbildung, gegen Trockenheit und formelhaften Kram. Erziehung ist schon Kultur, und Kultur ist ohne Religion nicht möglich. Sobald die Kultur sich ohne Religion behaupten will, beginnt sie in Barbarei auszuarten, in niederste Natur zu verfallen.

Wenn die Erziehung nichts als die Entfaltung der natürlichen Anlagen verfolgte, so wäre sie ganz überflüssig, denn die Natur entfaltet sich von selbst. Jedes Hinzutun unserseits ist nicht mehr Natur. Wenn wir in das Wachstum der Natur eingreifen, das Kraut vom Unkraut und den Weizen von der Spreu scheiden, so geschieht es schon aus einer tiefern Einsicht in die Beschaffenheit der Natur, da sonst Spreu und Unkraut, die ja auch Natur sind, überwuchern müßten. Die Hauptaufgabe der Erziehung ist die

Beherrschung der natürlichen Triebe. Das Gebot, den Menschen zu erziehen, kommt nicht aus den Tälern der natürlichen Verworrenheit. Erziehen heißt, nach oben ziehen: das Ziel der Erziehung liegt auf der Höhe.

In der Erziehung darf man den Theorien und Verallgemeinerungen nur geringes Zutrauen entgegenbringen. Man schreibe so wenig wie nur möglich über die Art, wie erzogen werden soll, und man zeige lieber mit dem Beispiel, was Erziehung ist. Vittorino da Feltre, der größte und feinste Erzieher aus der Epoche der Renaissance, hat keine Zeile über Erziehungsfragen geschrieben, und doch wirkte sein Beispiel stärker als alle wissenschaftliche Pädagogik. Im Grunde hängt bei der Erziehung das Allermeiste nur von dem Charakter und der Befähigung des Erziehers ab: wenn er nicht ein innerlich freier, sich selbst überwindender, anregender Mensch ist, so wird er auch die schönsten Theorien nur verunstalten und ihnen bei der Anwendung seine eigene Kleinheit und Kleinlichkeit aufprägen.

Es ist die hervorstechende Eigenschaft eines pedantischen, kleinlichen und unfreien Kopfes, sich für fertig und vollkommen zu halten. Diese Selbstgerechtigkeit kann beim Erzieher geradezu von schädlichster Wirkung werden, denn der wahre Erzieher ist nicht nur dafür da, zu erziehen und zu lehren, sondern er muß fortwährend an sich selbst weiterarbeiten und sogar von seinen Zöglingen noch lernen.

Ein Erzieher ohne Herzensgüte, ohne Selbsterkenntnis, ohne innere Teilnahme und Begeisterung wird die erhabensten Grundsätze und die tiefsten Dinge nur verflachen und die ihm anvertrauten Zöglinge zur Niedrigkeit herabstimmen.

Es gibt keine verderblichere Schule für den Charakter, als Bequemlichkeit und Genuß, und keine verderblichere Schule für den Geist, als Anhäufung von Wissensstoff und Einflößen der Achtung vor der Vielwisserei.

Die Jugend wachsen lassen und in ihr Wachstum mit richtigem Verständnis eingreifen, ohne überflüssigen Druck und schädlichen Zwang, das ist eine Aufgabe, die nicht in irgend eine Theorie gebracht werden kann. Die Erziehung eines Menschenkindes ist keine regelrechte Gartenzucht. Da der Mensch für Freiheit geboren ist und diese nur durch Beherrschung seiner Triebe erlangen und nur so sich ihrer auch würdig zeigen kann, so muß in der Erziehung stets das Ziel höherer Freiheit festgehalten werden: die Disziplin soll nur ein Mittel zur Erreichung dieses Ziels, niemals aber Selbstzweck sein.

Es gibt Eltern und Erzieher, die ihre Kinder und Zöglinge in einem fort mit äußerster Strenge schulmeistern und zurechtweisen. Es gibt auch solche, die alle Zügellosigkeiten durchgehen lassen und gar nicht zu imponieren verstehen. Es gibt nur wenige, die wirklich erziehen können, und die Zahl derer,

die sich die Zeit und die Mühe nehmen, ihr Interesse dem einzelnen Zöglinge zuzuwenden, ist überaus gering.

Was die jetzige Schulbildung verfolgt, ist nicht höhere Lebensdeutung und wahre Würdigung geistigen Strebens, sondern fast ausschließlich die Vorbereitung auf Erwerb und auf äußern Erfolg.

Die Art, wie man in unsern Schulen die größten Kulturwerke deutet, ermangelt meistens so sehr jeder Anregungskraft, daß wir noch lange nachdem wir die Schule verlassen haben, die langweiligsten und auch peinlichsten Erinnerungen damit verknüpfen, und nur noch mit Selbstüberwindung an diese Werke herantreten können.

In Erziehungsangelegenheiten lassen sich Schäden wohl etwas mildern, aber niemals ganz entfernen, denn hier kommt das Erbübel der menschlichen Natur immer wieder zum Vorschein. Der größte Schaden in jedem Unterricht ist wohl die Überbürdung der Schüler mit angehäuftem Stoff, die aber nicht so sehr vom Stoff, als vom Lehrer selbst kommt, denn jeder noch so reichhaltige Stoff läßt sich übersichtlich und künstlerisch darstellen. Wenn der Lehrer keine anschauliche Kraft der Darstellung hat, so wird er, wenn auch der Stoff um mehr als die Hälfte verkürzt werden könnte, doch stets auf die Schüler drücken und sie nach wie vor überbürden. Zweifelsohne hat die Schule große Schuld an der sich immer mehr

steigernden Nervosität unserer Zeit, nicht nur durch ihre zu großen Anforderungen in bezug auf allerlei stoffliche Kenntnisse, die später doch zum größten Teil vergessen werden, und die durch die Überbürdung von größerm Schaden für die geistige Gesundheit als sie von Nutzen für den Intellekt sind, sondern auch durch die Prüfungen, die stets eine Nervenerschütterung in dem jungen Menschen zurücklassen.

Anaxagoras soll von den Bürgern der griechischen Stadt, in der er seine letzten Lebensjahre verbrachte, sich ausbedungen haben, daß der Monat, in welchem er stürbe, ihren Kindern zum Spielen und zur Unterhaltung freigegeben werde. Und doch war die Jugend in Griechenland keineswegs so überbürdet und verdüstert wie die unsere.

Die eigentliche Aufgabe der Erziehung kann nur darin bestehen, die Ehrfurcht vor dem hohen und die Begeisterung für das echte zu wecken und zu pflegen. Alles andre gehört nicht der Erziehung, sondern dem Unterricht an, der aber ohne eigentliche Erziehung nur Strebertum und Unkultur bewirken muß.

Wir bedürfen von Kindheit auf positiver Eindrücke, und selbst die Anwendung fester Grundsätze ohne tieferes Verständnis ihres Sinnes ist doch noch besser als gar keine Zucht, denn der Mangel an Zucht von Kindheit auf hinterläßt im Menschen eine Leere, die später durch nichts ausgefüllt werden

kann, wogegen selbst die lästigen Eindrücke einer schlecht angewendeten Zucht den Menschen wohl verdüstern und sogar verbittern, aber dabei ihn doch irgendwie charaktervoll stimmen müssen, da sie ihn zu einer Auseinandersetzung herausfordern.

Die Disziplin kann nur im Zusammenhange mit der richtig angewendeten Freiheit eine fruchtbare Wirkung hervorbringen, denn sonst ist sie nichts als äußerlicher, drückender und daher oft auch empörender Zwang. Der Zwang verkrüppelt den Menschen, entseelt ihn und kann im besten Falle nur Hochmut und Heuchelei großziehen, ganz besonders bei der Jugend: man gewöhnt sie dadurch an Lüge, Kriecherei und Erfolgsucht, und so wird hinter der äußern Sittsamkeit und Straffheit eine geheime Lasterhaftigkeit genährt.

Zwei Dinge müssen einem Lehrer eigen sein: Wohlwollen und Verantwortungsgefühl. Wo Verantwortungsgefühl allein herrscht, dort stellt sich ein trockener Ernst ein, der einen quälenden Druck auf die Zöglinge ausübt, und so kann die Gewissenhaftigkeit ohne Wohlwollen zur Abtötung des Geistes führen, und zwar noch sicherer als die Leichtfertigkeit.

Nichts ist so geeignet, in der Seele des Schülers die Unmittelbarkeit und die Glaubenskraft zu untergraben, als die Kleinlichkeit und der Hochmut des Lehrers.

Zur Übung des Gedächtnisses soll nur das Allerwichtigste und Anregendste gewählt werden: das

Gedächtnis darf nicht mit schweren Gewichten belastet werden. Darin liegt eben die Kunst des Lehrens. Der Naturalismus mit seiner Unfähigkeit, zwischen dem Wichtigen und dem Unwichtigen zu unterscheiden, ist im Unterricht ebenso schädlich wie anderswo. Was der Druck des Stofflichen in dem jungen Menschen vernichtet, kann durch nichts aufgewogen und wieder gutgemacht werden: die Seele muß dann zum Teil verkümmern wie ein junger Sprößling, wenn man ihm Luft und Sonnenlicht entzieht. Auch im Unterricht soll der Geist über den Leib herrschen: der Gedächtnisstoff soll keinen Augenblick die Freude am Erkennen beeinträchtigen.

Der echte Lehrer ist der, welcher die Fähigkeit hat, sogar die einfachsten Dinge immer wieder, als wenn sie für ihn selbst noch den frischen Reiz der Neuheit hätten, vorzutragen und auf die Stufe des Schülers herunterzusteigen, ohne daß dieser es merkt. Dazu gehört aber, daß der Lehrer den Stoff nicht nur mit dem Verstande beherrsche, sondern auch innerlich darüber stehe. Der Schüler sieht übrigens sofort, ob sich der Lehrer gegen ihn selbst und gegen den Stoff frei und sicher, oder als Pedant und Kleinkrämer verhält.

Wahrhaft fruchtbar kann nur der Unterricht sein, der nicht eine Fülle äußerer Tatsachen anzusammeln bestrebt ist, sondern die Seele aus dem Schlummer weckt und dem Denken die einfachste und gesündeste Nahrung zuführt.

Wir erinnern uns oft an die Eindrücke aus unserer Kindheit mit größter Deutlichkeit und können die Menschen, die uns damals umgaben, aufs genaueste beurteilen, und zwar oft noch richtiger, als wenn wir uns in reifem Alter in ihrer Mitte befänden. In Gegenwart von Kindern sollten wir uns deshalb ja nicht gehen lassen: wir sollten vielmehr bedenken, daß die Eindrücke unserer Worte und Taten sich tief in die Seele des Kindes versenken; gehen uns doch auch gewisse Eindrücke aus unserer Schulzeit lange nach und ängstigen uns im Traume noch stärker als zu der Zeit, wo wir auf der Schulbank saßen.

Wozu wir in der Jugend gewöhnlich angehalten werden, ist nicht unbedingte Wahrhaftigkeit und Offenheit, auch nicht echte Bescheidenheit. Zwar werden wir durch unsere ganze Erziehung angehalten, keine kleinen und auffälligen Lügen zu sagen, aber doch nicht auch unbedingt wahr in allem zu sein. Man lehrt uns, daß wir uns nicht verstellen dürfen, nicht aber, daß wir in allem offen sein müssen. Alle Ursprünglichkeit wird uns als etwas dargestellt, das in der Gesellschaft unangenehm wirken und Anstoß erregen müsse; zugleich lehrt man uns, unselbständig zu sein, und sagt uns, daß dies eben Bescheidenheit sei.

Niemand hat einen so scharfen und treffenden Blick für die Schwächen und Charakterfehler des Lehrers wie die aufgeweckten und begabten Schüler.

Wenn der erfahrene Vater dem noch unerfahrenen Sohne sagt: ‚Dies ist eine Torheit', so glaubt der Sohn es ihm nicht. Aber sein eigener Sohn wird ihm bei der gleichen Gelegenheit ebensowenig glauben.

Durch die falschen Ansichten, die gewisse Eltern sich vom Leben gemacht haben, üben sie die schädlichste Wirkung auf ihre Kinder aus, wiewohl sie es mit ihnen am besten meinen. Die Kinder werden dadurch entwurzelt, und ihr Inneres hat keine einzige feste Vorstellung mehr. Gerade von solchen Eltern und solchen Kindern, deren Zahl heutzutage immer größer wird, kann das Wort der alten Stoiker gelten, daß Eltern und Kinder einander Feinde seien, solange sie die Weisheit nicht erlangt haben — *οἱ γονεῖς καὶ τὰ τέκνα ἐχθροί· οὐ γάρ εἰσι σοφοί.*

Die Aufgabe einer echten Erziehung kann nur sein, die geraden Wege zur Wahrheit zu zeigen und die Wanderung dahin zu erleichtern: schwer genug wird diese immer noch bleiben.

Die Selbsterziehung ist die unerläßliche Ergänzung aller Erziehung, denn diese ohne jene ist wie ein Haus ohne Dach. Die eigentliche Aufgabe der Erziehung kann nur darin bestehen, auf die Selbsterziehung vorzubereiten.

Durch das Verlangen, sich in den vielen Gedankensystemen zurechtzufinden, geht uns viel Kraft und Unmittelbarkeit gerade in den Jahren verloren, wo die frische Kraft sich ansammeln und wachsen sollte. In späteren Jahren erfahren wir, daß in der ersten

Jugendzeit, wo wir anfingen, die Wahrheit auf Umwegen zu suchen, wir in gewissen Stücken ihr nahe gestanden haben.

Auch in den vorgeschichtlichen Zeiten gab es große Persönlichkeiten, die das Bewußtsein ihrer höhern Berufung hatten. Der Glaube an die große Wirkung auserwählter Persönlichkeiten, die dazu berufen seien, die Wahrheit aus einer unsichtbaren Welt zu verkünden, beherrschte von jeher die Menschheit.

In der Persönlichkeit vereinigt sich in unerklärlicher Weise die überwindende Freiheit mit der unerschütterlichen Notwendigkeit, und diese Vereinigung erscheint ihr selbst als ein Rätsel. Jeder Anstoß zu großen geschichtlichen Bewegungen, jede hinreißende Wirkung, alle schöpferische Kraft kann nur von der Persönlichkeit ausgehen, niemals von der Menge. Erziehung ohne den Erzieher, Religion ohne den Religionsstifter und ohne die religiösen Persönlichkeiten, die in seine Fußstapfen treten, Kunst ohne den echten Künstler sind ebensowenig denkbar wie ein großes Volk ohne große Persönlichkeiten. Wo der Glaube an die Persönlichkeit abhanden kommt, dort beginnt der Glaube an leblose Dinge; die Freiheit, nach der dann verlangt wird, ist doch nur die Abhängigkeit von der Materie und muß zu einer abstrakten Gleichheit führen, zur Verflachung des Charakters und zum Tod aller Kultur.

Wiewohl undefinierbar, ist die Persönlichkeit doch etwas überaus konkretes, das sich in seiner ganzen

Wirkung zeigt, denn die Persönlichkeit allein ist fähig, andre tief zu beeinflussen, zu bewegen und hinzureißen. Die Kraft, die von ihr ausgeht, wendet sich nicht an den Verstand, sondern an den ganzen Menschen, denn nur dieser ist es, der hingerissen und erhoben werden kann: sie belehrt nicht, sie belebt.

Die Persönlichkeit ist an und für sich schon ein Kunstwerk. Sie ist es, die alle Lebensgebiete verbindet und die Einheit aller Lebensäußerungen ahnen läßt.

Charakter bezieht sich im Grunde nur auf den einzelnen Menschen. Aus charaktervollen Einzelnen setzt sich eine charaktervolle Gemeinschaft zusammen. Der Wert des Charakters läßt sich nicht messen und auf die Nützlichkeit hin wägen, und so kann auch der Wert der Gemeinschaft nicht in der Quantität liegen.

Sophokles kämpfte bei Samos als Feldherr gegen einen Teil der feindlichen Armee, die von dem Philosophen Melissos angeführt wurde. Dichter und Feldherr, Philosoph und Feldherr — das war nur in einer Zeit möglich, wo das Leben noch keine Zersplitterung kannte, die ‚Arbeit‘ noch nicht geteilt und der Mensch noch ganz war.

Das Wort des Herakleitos, daß viel Wissen den Geist noch nicht gebildet mache, hat seine unverbrüchliche Gültigkeit nicht nur in Rücksicht auf den

einzelnen Menschen, sondern ebensosehr in Rücksicht auf das ganze Volk.

Wenn das Wissen nichts Höheres über sich anerkennt, so muß es früher oder später die Einheit geistigen Lebens unfehlbar zerbrechen und aller wahren Kultur den Garaus machen.

Das Auffassungsvermögen war vormals jedenfalls reiner und frischer, einfacher und gediegener, denn die Menschen hatten nicht soviel zu lernen und zu behalten: ihr Nachdenken, ihre Einbildungskraft und ihr Gedächtnis hatten daher eine weit größere Konzentration.

Wir haben uns daran gewöhnt, künstlerisches Gefühl in Form von logischen Gedanken zu deuten und über innere Erfahrungen zu sprechen, als wenn sie die einfachsten Naturtatsachen wären. Im Grunde wollen wir die unsichtbare Welt mit wesenlosen Formeln ausdrücken und mit blassen Zeichen erschöpfen. Wo der geradlinig urteilende Verstand so das Leben zu beherrschen anfängt, dort muß an die Stelle echter Kultur nur Plattheit und Mittelmäßigkeit treten, denn zu einer echten Kultur gehören immer Gebilde aus dem Bereiche unmittelbaren Fühlens, schöpferischen Ahnens und unerschütterlichen Glaubens.

Im Altertum galt der Charakter weit mehr als das Buch: so konnte Sokrates als der erhabenste Denker gelten, wiewohl er nichts niederschrieb. Auch die Pythagoräer nahmen nur selten zum geschrie-

benen Worte ihre Zuflucht, vielmehr erwarteten sie die größte Wirkung nur vom Beispiel.

Ein Fachmann, der für nichts andres als seine Fachwissenschaft ein Interesse hat, ist wohl ein sehr nützlicher, aber keineswegs vollgültiger Mensch. Im Sinne einer echten Kultur ist der wahrhaft gebildete Mensch eine höhere Erscheinung als der wissenschaftliche Zunftmensch.

In der Epoche, die man Renaissance nennt, findet sich alles mögliche nebeneinander: der antike Schönheitssinn schließt da keineswegs die Anerkennung einer unsichtbaren Welt und den christlichen Glauben aus. Mit den geraden Linien, in die der moderne Mensch das Leben einzuschließen pflegt, lassen sich die Menschen dieser Zeit keineswegs darstellen.

Was den großen Charakteren der frühesten Antike abgeht, ist meistens die seelische Feinheit, die innere Freiheit und Schwungkraft. Die Festigkeit ihres Charakters ist zu ehern, zu sehr abgeschlossener Imperativ.

Alles hohe und echte muß mißdeutet werden und wird gerade dann am wenigsten verstanden, wenn es zur Anerkennung gelangt. Diese Einsicht scheint es gewesen zu sein, die den römischen König Numa zu der Verordnung veranlaßte, die von ihm geschriebenen heiligen Bücher mit seinem Leichnam zu vergraben.

Die Menschheit wird von dem Verlangen nach einer höhern Welt bewegt, wenn auch die innere Beweglichkeit derer, die das meiste zur Begründung der höhern Welt beitragen, den Menschen unbequem ist und deshalb von ihnen auch als unangenehm empfunden wird.

Dem wissenschaftlichen Hochmut muß immer wieder die sokratische Selbstbescheidung entgegengesetzt werden: ist doch was wir wirklich wissen so überaus gering, wenn wir es mit dem vergleichen, was wir nicht wissen. Wer sich bescheidet, ist jedenfalls gescheiter, als wer sich auf sein Wissen viel einbildet, und so sind auch die Zeitalter, die keinen wissenschaftlichen Hochmut kennen, höher als die, in denen der Wissensdünkel vorherrscht.

In der Behauptung, Religion sei die Philosophie für Ungebildete, Philosophie und Kunst aber die einzig mögliche Religion für die sogenannten Gebildeten, äußert sich der Zusammenbruch der Lebenseinheit und der Verfall wahrer Kultur.

Eine Zeit, wo verlangt wird, daß die höchsten Wahrheiten in einem fort nachgeprüft und ad oculos demonstriert werden sollen, hat keinen Sinn mehr für echte Kultur: in einer wahren Kultur ist nur das L e b e n das Maß des Denkens: die Lebenswahrheit wird hier nicht wie ein Uhrwerk auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt.

Die Zeitalter können sich in einem Zustande des Keimens, des Wachsens, des Blühens und des Wel-

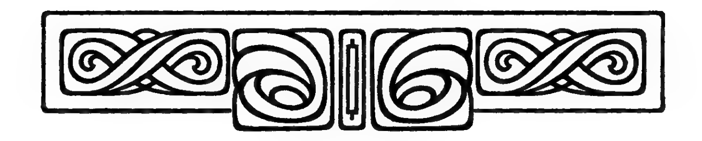
kens befinden. Die Hauptsache aber ist, daß die Wurzeln tief in einen fruchtbaren Boden hinunterreichen und nicht angenagt werden sollen.

Je reicher und mannigfaltiger unser Wissen wird, je mehr Einzelheiten wir bei der Erforschung der Natur anhäufen, um so stärker muß in uns auch das Verlangen erwachen nach einer einheitlichen Übersicht, nach einem Mittelpunkte, zu dem wir uns aus der Zusammenhanglosigkeit flüchten, und von dem aus wir uns vor der Überbürdung des Gehirns retten könnten.

Den erforschten Wissensstoff dem innern Leben unterordnen, der persönlichen Kraft das Übergewicht verschaffen, sich vom Objekt nicht unterkriegen lassen oder gar damit eins werden, vielmehr über der Exaktheit der Forschung stehen und die Genauigkeit des Wissens mit der innern Freiheit vereinigen, — wenn die künftigen Generationen dieser Aufgabe nicht gewachsen sind, so wird die europäische Kultur notwendig in sich selbst zusammenbrechen müssen.



Religion und Leben



Lebenswahrheit

Das menschliche Leben ist zu sehr verwickelt, als daß irgend eine einzige natürliche Wahrheit den Ausgangspunkt zu dessen richtiger Erfassung abgeben könnte. Eine Lebensbetrachtung ohne Parteilichkeit, ohne Einschränkung und ohne Verschwommenheit bedarf notwendig einer höhern, alle Gegensätze überwindenden Wahrheit: ohne die bleibt das Leben entweder nur Stückwerk des Denkens oder nur ästhetisches Spiel.

Die Lebenswahrheit ist weder Idealismus noch Realismus, noch ist sie überhaupt mit irgend einem schematischen Ausdruck zu erschöpfen, denn sie vereinigt die sichtbare und die unsichtbare Wirklichkeit, läßt keine Teilungen und Spaltungen zu und kennt keine Willkür und Ungerechtigkeit. Der Lebenswahrheit am nächsten stünde eine so vielseitige Lebenserfahrung, daß sie mit gar keinem üblichen Worte bezeichnet werden könnte.

Durch den falschen Idealismus mußte das Wort Ideal in Mißkredit kommen. Dem abstrakten Idealismus fehlt die Grundlage, auf der sich das Ideal aufbauen soll. Aber der wirkliche Realist

kann ohne das wahre Ideal gar nicht Realist sein: wer fest auf dem Boden der Lebenswirklichkeit steht, muß sich ja über ihr halten und sie zu überwinden suchen, um nicht ihr zu verfallen und von ihr verschlungen zu werden. Wie der wahre Realismus ohne Idealität gar nicht möglich ist, so ist auch die echte Idealität ohne den wahren Realismus gar nicht denkbar, denn sie ist doch nur die gesteigerte Wirklichkeit, die Blüte und die Frucht alles Lebens.

Hat unser Dasein einen Sinn oder hat es keinen? Wenn keinen, so hat auch das Nachdenken über das Leben keinen Sinn, dann genügt das Leben in seiner Sinnlosigkeit sich selbst. Dann müssen wir aber aus unserm Denken nicht nur alle höheren Vorstellungen entfernen, sondern folgerichtigerweise danach trachten, gleichgültig und leichtfertig zu werden. Aber so etwas ist im Grunde gar nicht möglich, denn es kann keine vollständige Gleichgültigkeit geben. Nachdenken setzt schon eine gewisse Energie voraus, und wir zerstören uns selbst, wenn wir nichts von Sinn und Ziel wissen wollen, denn ein vollständig kaltes Verhalten zum Leben wäre eine Untergrabung aller Charakterkraft. Unser Charakter will immer etwas, sei es Ziel, sei es Ziellosigkeit, Sinn, oder Sinnlosigkeit. Man kann das Leben nur auf zwei Arten betrachten. Ist das Leben sich selbst Zweck, dann gehen wir also in der mühevollen Spanne Zeit ganz auf und im Tode unter: wir leben dann im Vergänglichen und für das Vergängliche. Und doch sind wir nicht fähig, konsequent so zu leben, denn

wir fühlen, daß die Folgerichtigkeit zur Selbstzerstörung führen müsse. Hat aber das Leben einen verborgenen Sinn, zu dem wir uns bekennen müssen, wenn wir uns nicht zerstören wollen, so erfahren wir, was dieser Sinn ist, wenn wir unser Augenmerk auf das Unvergängliche richten.

Entweder Veräußerlichung, Unterbindung der inneren Kräfte, ein Hinaustreiben des innern Menschen in die Außenwelt, im besten Falle das Einschränken des Menschen auf seinen Willen, wobei dieser wiederum nur auf die Außenwelt gerichtet sein soll — dann muß aber alles innerliche in bewußter Weise für etwas schädliches gehalten und zugunsten der einfachen Willensäußerung geopfert werden. Dann aber auch mit dem vollen Mute der Konsequenz. Oder eine innere Welt gegenüber der Außenwelt, eine Welt neben und über dieser, von der wir fortwährend beeinflußt und geläutert werden sollen. Eine andre Möglichkeit gibt es nicht. Und wie seltsam: obschon jene Auffassung den Menschen in ihrer Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit zugänglicher und einleuchtender ist, so ermangelt sie doch jedes Wirklichkeitsgefühls und ist daher unhaltbar, während die andre Auffassung, trotz ihrer Erhabenheit, der Wirklichkeit Rechnung trägt und den innersten Forderungen der menschlichen Natur entspricht, da diese doch eine Geburt zweier Welten ist.

Erst wenn wir unserm Leben einen Sinn geben, wird es lebenswert. Wir müssen uns vor dem Leben rechtfertigen, denn sonst haben wir auch gar kein

Recht, zu leben, und wir zerstören durch unsere Leichtfertigkeit und durch unsere sinnlose Triebkraft unser eigenes Leben und das der andern.

Ohne Selbstprüfung können wir nie zur Lebenswahrheit gelangen: wir irren dann umher, empfangen nur zusammenhanglose Eindrücke oder führen alles Leben auf einige blasse Begriffe zurück; unser Leben ermangelt dann der Sicherheit des Zieles, wie auch unser Tod ohne letzte Gewißheit bleiben muß.

Die Wahrheit, die innerlich erlitten und errungen wird, ist weit stärker und wirksamer als die, welche als Tradition ererbt und befolgt wird. Aber wiewohl die Umwege dahin für unser inneres Leben überaus fruchtbar sein können, so sind sie doch nicht für jeden. Man wandelt diese Wege nur, wenn man dazu berufen ist, sich für eine Zeitlang im Dunkel zu verlieren, um dann die Wahrheit um so heller leuchten zu sehen.

Wer sich aus eigener innerer Erfahrung zu einer Ansicht über Welt und Menschen durchgerungen hat, hat schon dadurch allein eine genaue Erkenntnis dessen erworben, was sich in den Seelen der andern abspielt. Durch die eigene innere Erfahrung ist er *objektiv* geworden: es ist das die wahre Objektivität, die von innen heraus und nicht vom beobachtenden Verstande kommt; sie beruht nicht auf vielen Wahrheiten, sondern auf der ungeteilten Lebenswahrheit. Je nach seiner Charakteranlage bleibt jeder Mensch, der fähig ist, innere Erfahrungen zu haben, auf dem

Wege zur Lebenswahrheit bei irgend einem Stadium stehen.

Wenn die ‚zwei Seelen‘, die in unserer Brust wohnen, nicht nach einer Höhe streben, um wieder eins zu werden, so fangen sie bald miteinander zu spielen an, und die Zweiheit, in der sonst der Ursprung geistiger Energie liegt, artet in Schwäche oder in Grübelei aus.

Sobald wir uns in der Außenwelt verlieren, verlernen wir allmählich, auf die Stimme unseres Gewissens zu horchen: durch das Hören auf die widerstreitenden Meinungen der andern wird unser Gehör abgestumpft.

Worte der Lebenswahrheit haben einen eigenen unverkennbaren Klang, den jeder sofort heraushört, der ein Ohr dafür hat. Aber den sich klug dünkenden Schwerhörigen sie mit Beweisen beizubringen, ist eine ziemlich vergebliche Mühe; auch steigt man dann unwillkürlich einige Stufen tiefer. ‚Antworte dem Toren nicht nach seiner Narrheit, daß du dich nicht selbst ihm gleich stellest‘ — ein Wort, das nicht genug beherzigt werden kann, und doch muß man auch dem Toren Widerstand leisten, damit die Torheit in der Welt nicht herrsche.

Wer von der Wahrheit überzeugt und begeistert ist, hat zugleich auch die Überzeugung, er sei der Träger dieser Wahrheit: es gibt keine Überzeugung ohne Einsetzen der Person.

Alle Parteimeinungen zusammen ergeben noch keineswegs die Wahrheit, denn diese schwebt über den Parteien: ihr Ursprung liegt auf einer überirdischen Höhe.

Alle Vorstellungen, die sich nicht abseits vom Leben in den Räumen der Abstraktion aufhalten, müssen sich abnutzen gleich den Münzen; aber der unvergängliche Wert der alten Vorstellungen besteht nicht in der Prägung, die sich doch mit der Zeit verwischt, sondern in ihrem gediegenen und reinen Goldgehalte.

Die Humanität ist zu schwankend, weil sie zu menschlich ist. Ihr Quell kann von Zeit zu Zeit versiegen; deshalb kann auch die Gerechtigkeit nicht aus diesem Quell fließen.

Die Reinheit der Motive setzt Gewissenhaftigkeit voraus. Wie wenige aber haben auch Zeit, auf die Stimme des Gewissens zu hören: leben doch die meisten im Gedränge, hetzen und werden gehetzt, hassen und werden gehaßt. Man hat auch gar keine Zeit, rein und reif zu werden.

Wenn unser Gewissen anfängt, auf die Stimme des Verstandes zu hören, so sind wir schon dem Verfalle ganz nahe.

Gegen Vorurteile auftreten heißt noch keineswegs selbständig urteilen, wie denn auch die Abwesenheit des Aberglaubens eine so wenig positive Charaktereigenschaft ist, daß sie sogar mit völliger Charakter-

losigkeit zusammengehen kann. Oft tritt dabei an die Stelle des dunkeln Aberglaubens nur ein andrer, der zwar heller, aber zugleich auch flacher ist.

Will man alles hohe und große im Leben vernichten, so fängt man mit der Überbürdung des Gehirns, mit der Übermüdung des innern und äußern Menschen an: wenn wir ermüdet sind, kann freilich das Hohe auf uns nicht mehr wirken, ebenso wie das Licht auf das ermüdete Auge, dem es sogar lästig und schmerzlich wird. Das Übergewicht des Objektes ist doch stets eine Schwächung der Lebenskraft und eine Vernichtung der Persönlichkeit, ein Verlust der Menschenwürde, ein Abhandenkommen tieferer Inspiration. Je stärker wir von der Zahl der Objekte eingenommen werden, desto schwächer wird unser Blick für das Wichtigste im Leben.

Etwas lieben und hassen wir immer: lieben wir das Gute und Hohe, so sind wir dem Schlechten, Niedern und Mittelmäßigen abgeneigt; lieben wir dagegen dieses, so hassen wir notwendig jenes, wenn wir auch oft die innere Abneigung zu verbergen suchen, um die Menschen über unsere Gesinnung zu täuschen. Am meisten täuscht dabei die Mittelmäßigkeit, die bestrebt ist, die Grenze zwischen dem Hohen und dem Gewöhnlichen zu verwischen.

Alle Erkenntnis, die nicht am Menschen und im Menschen verwirklicht wird, ist wie das Rieseln eines Quells in der Ferne: der Durstige naht

ihm in der Hoffnung, endlich seinen Durst stillen zu können, und findet den Quell nicht.

Je höher das Ziel ist, dem wir nachstreben, um so geringer sind im Grunde die Mittel, mit denen es erreicht werden kann.

Niemals ist die Lebenswahrheit bei den überflüssigen Hüllen der Mode und den Verwirrungen des Zeitgeistes anzutreffen. Sie zieht es sogar vor, abseits in der Stille zu wohnen und verkannt zu werden, um ja nicht mit den Verworrenheiten des Zeitgeistes paktieren zu müssen. Ist doch alle wahre Größe nichts andres als ungebrochene Kraft, die sich zu der Schlichtheit des Herzens und Einfachheit des Denkens gesellt.

Auf allen Gebieten des Wissens und des Lebens sind wir wenigstens zu drei Vierteln von unwesentlichen, langweiligen und oft auch geisterdrückenden Dingen umgeben.

Die Sphäre, worin wir weite und doch feste Ziele uns stecken können, kennt weder das Galoppieren trügerischer Utopien, noch auch den Stillstand mißtrauischer Gesinnung.

Wir dürfen nie von der Annahme ausgehen, daß es viele tiefe, edle und erleuchtete Menschen gebe, aber auch nicht von der Annahme, es gebe deren überaus wenige: dort lassen wir uns von einem gefährlichen Idealismus und Optimismus täuschen, und hier verfallen wir in Selbstüberhebung.

Die wichtigsten Lebensfragen wären, wie seltsam es auch klingen mag, schon dadurch allein wesentlich einfacher und klarer, und würden auch eine Lösung ermöglichen, wenn wir uns stets unser Ende vergegenwärtigten.

Die Lebenswahrheit ist weit mehr das Ergebnis des geläuterten Willens, als der forschenden Vernunft: sie ist ein Willensakt, eine schöpferische Tat. Sie befindet sich im Mittelpunkte, niemals auf dem Umkreise, d. h. sie ist weder in den Sinnen, noch in der Vernunft. Ohne den Spiegel der Vernunft können wir uns keine klaren Begriffe vom Leben machen, aber das ganze Leben ist dieser Spiegel nicht. Unsere Vernunft muß in engster Verbindung mit allen Kräften und Fähigkeiten der Seele bleiben. Dann tritt uns die Lebenswahrheit von selbst so nahe wie nur möglich. Die Lebenswahrheit läßt sich, da sie ein Geheimnis des menschlichen Innern ist, mit keinen äußern Mitteln ergründen. Das Genie in der Kunst schildert sie durch Intuition, die Menschenkenntnis erfaßt sie durch Selbstprüfung, die Religion durchdringt sie und baut sie tiefer und höher aus.

Religion

Die Religion hat ihre tiefsten und verborgensten Wurzeln im Leben selbst. Ihre Überwindung der Natur ist urwüchsig, aus allen Gegensätzen der Wirklichkeit herausgewachsen. Unsere Abneigung gegen urwüchsige Kraft im Fühlen und Denken und unsere Zuneigung zu Selbsttäuschungen und Illusionen in Hinsicht auf den wirklichen Menschen führen dazu, daß wir dem Künstlichen und Treibhausartigen den Vorzug geben.

Das menschliche Leben ist nicht eine einfache Naturtatsache, sondern ragt über die Natur weit hinaus. Je eindringlicher unser Nachdenken ist, desto deutlicher sehen wir in der Außenwelt nur eine Hülle für innere Vorgänge. Viele suchen jetzt in ihrem Leben und Denken einen seltsamen Widerspruch zu verkörpern: Irreligiosität, die aber gar vieles von der Religion beibehält, ohne sich dessen bewußt zu werden. Da sie nicht in lauter Verneinung verharren können, so sehen sie sich genötigt, auch etwas positives aufzustellen; aber der moderne Mensch hat eine besondere Lust am Negieren, ja er lebt gar oft nur von der Negation und der Kritik.

Religion ist die Antwort auf die Frage, wozu wir da seien. Wer diese Frage für eine leere Einbildung unseres Kopfes und Herzens hält, der muß begreif-

licherweise die Religion für unnötig halten. Aber das menschliche Leben ist nicht einfacher tierischer Instinkt, und die Frage, was und wozu es sei, liegt in uns tief begründet. Religion ist umfangreicher als alles, was man unter Intellekt, Gefühl, Kopf, Herz versteht. Der Intellekt kann die Verworrenheit des ganzen sichtbaren Daseins nur einigermaßen ordnen und auf bestimmte Gesichtspunkte zurückführen, ohne jedoch zum Mittelpunkte vorzudringen. Religion ist der unverrückbare Mittelpunkt, die Klärung des Verworrenen, ohne daß das Geheimnisvolle aus dem Leben ausgeschieden würde, die Vereinfachung des Geistes, die Festhaltung der großen Linien, die Dauer gegenüber aller Vergänglichkeit.

Die starken Vorstellungen der Religion erscheinen dem modernen Menschen durch den langen Gebrauch als abgenutzt. Das Wort Natur sagt ihm so viel, trotz der ganzen Verschwommenheit des Ausdrucks: mit dem Verluste der Urwüchsigkeit kommt das Verlangen auf, unbestimmt und zerflossen zu sein. Man behalte im Auge, daß die lebendigsten Vorstellungen der Religion aufs engste mit Charakter verbunden sind.

Wem die Religion als eine Art von Illusion erscheint, der sollte sich von seinem Standpunkte aus doch einmal fragen, ob nicht diese Illusion mehr zur Erhaltung und Steigerung der Lebenskraft beitrage, als die sich in Begriffe einspinnende Vernunft oder der selbstherrliche Wille. Übrigens kann ja der

beobachtende und forschende Intellekt, wenn er gewissenhaft ist, nur behaupten: ‚Ich beobachte die Tatsachen, bringe sie in einen Zusammenhang, ziehe Schlußfolgerungen behutsam und soweit es mir möglich ist, muß mich aber ja davor hüten, innere Tatsachen und Erfahrungen deshalb auszuscheiden, sie für nicht existierend oder gar krankhaft zu halten, weil sie Menschen von einem bestimmten Temperament und von einer gewissen intellektuellen Anlage nicht zusagen.‘

Es liegt eine Kurzsichtigkeit in der Annahme, die Furcht habe die Menschen zur Religion geführt. Die menschliche Natur ist nicht so einfach und kahl, und wir können das Seelenleben nicht auf ein paar Punkte und Linien zurückführen. Und wenn auch die Furcht die Menschen zur Religion geführt hätte, so erwuchs doch daraus bald die Ehrfurcht, und so wäre aus der Furcht die Menschenwürde entstanden.

Religion ist nicht von Logikern und Dialektikern erdacht; sie ist ein ausgeweiteter Lebenskreis, worin die lebendige Seele, und zwar sie allein, verweilen kann.

Das Menschheitsdrama ist nur Stückwerk ohne den schöpferischen Sinn, den ihm die Religion gibt.

Wer nicht sein Leben lang im Nebel umhertappen will, der muß das Licht in sich selbst anzünden.

Jeder Mensch entdeckt in sich seinen Charakter, sein Auffassungsvermögen, und kann das Leben

nur mit seinen Augen schauen. Und doch sind wir alle aufeinander angewiesen, wenn auch das, was dem einen wesenlos erscheint, dem andern als überaus gehaltvoll vorkommt. Wenn die Persönlichkeit nicht an eine höhere Welt glaubte, so wäre ihr Wirken in ihren eigenen Augen sinnlos, und sie könnte auch gar kein Bestreben haben, unter den Menschen Wurzel zu fassen.

Religion ist die Bereicherung und Verfeinerung innern Lebens und zugleich die Beziehung zum ganzen Leben: alle kleineren Wahrheiten müssen in der vollen Wahrheit aufgelöst und verarbeitet werden. Was die Religion lehrt, ist nichts als Einfachheit, Innerlichkeit und geistige Gesundheit.

Die Wissenschaft sagt, daß das Leben in einer Verkettung von Ursache und Wirkung bestehe, wodurch der ganze Inhalt des Lebens erschöpft sei. Die Weisheit dagegen sagt, daß wenn es mit unserm Leben so bestellt wäre, unser Leben gar keinen Sinn hätte, und daß die Erforschung dessen, was keinen Sinn hat, die größte Sinnlosigkeit sei. Dies ist der circulus vitiosus, aus dem uns nur die Religion herausführen kann, die ja auch erst beim Durchbrechen dieses Bannkreises beginnt. Denn auch die Weisheit, die uns zur Selbsterkenntnis anleitet, bedarf der wahren Glaubenskraft und der Aussicht auf eine höhere Welt der Freiheit: ihre eigene Kraft, genügt noch nicht, den circulus vitiosus zu durchbrechen.

Religion ist die Erfassung der Wirklichkeit ohne alle Selbsttäuschung und ohne Voreingenommenheit. Die richtige Einsicht in die Gegensätze des menschlichen Lebens ist zugleich die Einsicht in das, was Religion ist. Der vom Leben getrennte Intellekt macht zwar immer wieder Versuche, die Widersprüche zu lösen und alle Gegensätze in zusammenfassenden Begriffen auszugleichen; die Wirklichkeit weist aber diese Begriffe immer wieder unerschütterlich von sich.

Im Zeitlichen und Vergänglichen können wir besonnenerweise nicht verharren: etwas in uns treibt uns darüber hinaus. Haben wir die Grenze der mittlern Sphäre im Fühlen und Denken überschritten, so bleibt uns nichts andres übrig als immer weiter zu schreiten.

Wenn es mit allem im menschlichen Leben gut und richtig bestellt wäre, so wäre unser Leben verwirklichte Religion. Aber so wie unser Leben beschaffen ist, erscheint die Religion mit ihren Forderungen als die allseitige Erfassung der Wirklichkeit und zugleich als die Lösung ihrer Widersprüche. Wahre Religion ist weder eine pessimistische noch ein optimistische Ansicht von der Welt. Alle philosophischen Systeme treten an das Dasein von irgend einer einzigen Seite heran; denn es liegt gar nicht in der Natur des systematischen Denkens, vielseitig zu sein. Es ist immer ein einzelner Gedanke, von dem in den philosophischen Systemen alle andern abgeleitet werden, und jeder Philosoph hat

eben diesen einen Gedanken zu eigen, wenn er nicht gleichgültig und oberflächlich ist. Ein Verquicken verschiedener Lebensansichten ist gemäß der Beschaffenheit unseres ganzen Denkvermögens eine natürliche Unmöglichkeit. In jedem Gedankensystem liegt nur ein Teil der Wahrheit, und daneben enthält es begriffliche Konstruktionen, die entweder gar keine Beziehung zur Wirklichkeit haben, oder nur eine gewollte, künstliche, mühsam hergestellte Beziehung zum Leben. Die Religion dagegen ist kein System, nichts einseitiges, künstliches, begriffliches. Sie will nicht die letzten Rätsel des Daseins mit Begriffen erklären oder gar lösen. Sie geht von den tiefen Widersprüchen des Lebens aus, ohne dabei etwas zu verschieben, sie sieht diese, ohne sie in vorgefaßte Gedanken zu bannen oder in begrifflichen Dunst aufgehen zu lassen. Nicht unser Verstand ist fähig, die ehernen Widersprüche zu beugen oder umzugestalten, ja dem einseitigen Verstande sind ganze Lebensgebiete, ganze Reihen von Erfahrungen der innern Welt gar nicht zugänglich. In der Religion wirken alle innern Kräfte zusammen, denn sie geht vom ganzen Menschen aus. Wer Religion nicht will, muß etwas andres an ihre Stelle setzen, irgend eine Einseitigkeit, ein Bruchstück, einen Widerspruch. Freilich gibt es auch viele Gebildete, denen gerade der ganze Mensch, dieser eigentliche Ausgangspunkt aller Religion, unverständlich ist; sie müssen daher auf irgend einen Begriff oder auf einen Götzen schwören, um ihrem Denken Nahrung und eine Daseinsberechtigung zu verschaffen.

Religion ist das Vorrecht des innern Menschen, sich gegen die verflachenden Wirkungen einseitiger und kahler Erkenntnis und gegen den damit verbundenen Verfall der tiefer liegenden Kräfte zu schützen. Die Alleinherrschaft des äußern Wissens kann gar nicht lange andauern den tieferen Bedürfnissen gegenüber, die sich wohl eine Zeitlang verdrängen lassen, aber später mit um so größerer Gewalt hervortreten und wieder ihr gutes Recht geltend machen. Würde sich die einseitige Verstandeskultur auf die Dauer behaupten, so müßte ja selbst der Glaube an die Vernunftgesetze mit der Zeit verschwinden, und dann wäre die Einöde, das Versiegen der tieferen Lebensquellen, der letzte Tag des Geistes da. Zusammen mit der Krankheit trägt aber die Menschheit auch die heilende Kraft in sich.

Das Leben ist ein Drama, das in unzählige kleinere Dramen zerfällt. Die Religion gibt dem ganzen Drama einen Abschluß und ist die heroische Lebensansicht im Gegensatze zur intellektuellen und ästhetischen: ist doch jene nichts als Begriffsdienerei, und diese nichts als kindliche, meistens sogar gekünstelte Freude an Schimmer und Flitter.

Religion ist kein Begriff, sondern ein Willensakt, der nichts mit Wißbegierde zu tun hat. Mancher möchte die Vorstellungen der reinen Religion vertreten, das Prophetische an die Stelle des dürren Dogmatismus setzen, und er selbst bleibt dabei doch dem prophetischen Geiste innerlich fremd, denn was er vertritt, ist nur eine Vorstellung im Intellekte:

seine ganze innere Welt bleibt doch einem kritischen Rationalismus, wenn nicht gar einer wissenschaftlichen Gleichgültigkeit oder der forschenden Skepsis zugewendet.

Wer in der Philosophie einen Ersatz für die Religion sieht, möchte an die Stelle des ganzen Menschen den Intellekt setzen. Sein Verlangen verrät die Einseitigkeit seines Charakters.

Religion verhält sich selbst zur erhabensten Philosophie wie die Persönlichkeit zum Lehrbegriff. Überall, wo sich die Philosophie von der Selbsterkenntnis, die doch religiösen Ursprungs ist, und von der Menschenkenntnis losmacht, löst sie sich zugleich vom Leben; sie verliert dann alle Weisheit und wird zur bloßen Schuldisziplin.

Das äußere Wissen gibt uns vieles, aber doch nicht das, was uns im wesentlichen Sinne nottut, und wenn die Menschen vom äußern Wissen eingenommen und geblendet zu sein scheinen, so haben sie doch noch immer im Innern ein stilles Verlangen nach einem ganz andern Wissen: wozu wir da seien, und wie wir uns zu unseren Mitmenschen zu verhalten hätten, und wohin die künftige Menschheit auf dem geheimnisvollen Wege anlangen werde, und worin unsere Beziehung zum Ewigen bestehe.

Was die Wissenschaft erforschen kann, sind nur Teile, Bruchstücke des Lebens und des Menschen. Das ganze Leben und der ganze Mensch gehören

der Religion und auch der Kunst an. Wo Beweise aufhören, dort liegt die Grenze der Wissenschaft.

Die Urteile der Ethnologen und scharfsinnigen Mythologen über die Religionen des Altertums halten sich fast immer lediglich an den Buchstaben, und ihre Vergleichungsmethode bewegt sich nur auf der Oberfläche. Wenn man bedenkt, daß so vielen Gelehrten, die sich mit Dantes Göttlicher Komödie befassen, die uns noch nahestehende Vorstellungswelt Dantes innerlich ganz verschlossen bleibt, so wäre es nur zum Verwundern, wenn sich ihnen die Vorstellungswelt der alten Mythen und der alten Mysterien eröffnete.

Der Mythus enthält jedenfalls weit mehr als die Eindrücke von der Flora und Fauna, mehr als die von der Sonne und dem Mond und dem Wechsel der Jahres- und Tageszeiten. Durch die ‚wissenschaftlichen' Erklärungen dessen, was nur gefühlt werden kann, wird die lebendige Einheit der geistigen Persönlichkeit gebrochen, auseinandergezerrt oder gar vernichtet. Die Methode, die dabei zur Anwendung kommt, ist die Zurückführung des Lebendigen und Ganzen auf leblose Bestandteile, die gar nicht mit Genauigkeit festgestellt werden können und daher zusammenphantasiert werden auf Grund der erforschten Tatsachen. Die ‚Wissenschaftlichkeit' dient also hier einer modernen Legendenbildung, die sich von der frühern wesentlich unterscheidet: die frühere ist aus volkstümlicher Fühlung mit dem Leben und

aus künstlerischer Einbildungskraft entsprungen, die neuere aber nur aus unfruchtbarem Kombinieren.

Für den Rationalisten sind auch die Götter Griechenlands, mit denen er hie und da liebäugelt, doch nichts als Worte und leere Formen. Was ist für ihn Apollo? Jedenfalls keine Gottheit, sondern nur eine schöne Statue ohne Lebensinhalt. Für den alten Griechen waren aber seine Götterstatuen nur der plastische Ausdruck seiner Beziehung zu einer unsichtbaren Welt, mit deren Erscheinungen er verkehrte, als wenn sie der sichtbaren Welt angehört hätten.

Intelligenz verträgt sich wohl mit unserer Vorstellung vom Tiere, aber niemals kann sich mit der Vorstellung vom Tiere unsere Vorstellung von der Religion vertragen: Religion ist das ausschließliche Erbteil des Menschen. Was sich auch der Religion an Nebensächlichem und Überflüssigem beimischen mag, so entspringt doch das Wesentliche an ihr einem Quell, der weit höher gelegen ist als alle Intelligenz.

Religion beruht auf innern Erfahrungen, die nur von dem in Abrede gestellt werden können, für den es nur äußere Erfahrungen gibt. Dadurch wird aber die feste Realität der innern Erfahrung nicht im geringsten erschüttert. Die innere Erfahrung ist eine positive Kraft, während der Zweifel daran, daß es innere Erfahrungen gebe, nur etwas kahles und negatives ist. Das Einzige, was der zweifelnde Scharfsinn gegen die innere Erfahrung hervor-

heben könnte, ist der Unterschied zwischen gesunden und krankhaften Erfahrungen, aber dieser Scharfsinn kann zugleich auch dahin gelangen, die Vorstellung von Gesundheit so einzuengen, daß sie gar nichts mehr von der Urwüchsigkeit und Unmittelbarkeit wahrer Lebenskraft an sich hätte.

Keine Theorien aufstellen, sich keinen Utopien hingeben — das ist das Kennzeichen der Religion und auch das eigentliche signum sapientiae.

Die Religion ist die Verkörperung persönlichen Lebens, das Wissen die Verkörperung unpersönlichen Erkennens: jene ist Leben, dieses erforscht das Leben.

Die Religion ist die tiefste und zugleich einfachste Deutung des Lebensgeheimnisses. Die sich stets erneuernden Mutmaßungen in bezug auf die Entstehung der Arten und den Ursprung kosmischen Lebens lassen den Kern der Religion ganz unangetastet, denn sie haben mit unsern innern Erfahrungen und all dem, was unserm Dasein erst Wert und Bedeutung gibt, gar nichts zu schaffen.

Die Religion ist die Verknüpfung des Anfangs mit dem Ende. Sie ist die Kunst, so zu leben, daß man jeden Augenblick ruhig dem Tode ins Auge schauen kann. Die echte Weisheit steht zwar in ihrer Nähe, hat aber nicht ihre Wärme und Begeisterung.

Eine schulmäßige Religion hat ebensowenig mit der lebendigen Religion gemein wie die Schulphilosophie mit der Lebensweisheit: Religion und Glaubenskraft sind kein Ergebnis schulmäßigen Denkens, auch Selbsterkenntnis und Lebensweisheit sind es nicht.

An den alten Vorstellungen von der Bestimmung des Menschen wurde mit solidester Lebenskenntnis gebaut. Die Fundamente sind tief gelegt und für ewige Zeiten bestimmt.

Ohne seelische Vorgänge, die man nur an ihren Früchten erkennt und die in keine Formeln gebracht werden können, wäre der Mensch nur eine intellektuelle Maschine. Alle Glaubenskraft, die den Menschen zu den Höhen emporreißt und dem Leben einen Wert gibt, ist gar nicht möglich, so lange der Mensch, statt eine lebendige Seele zu sein, nichts andres als kalter Verstand sein will. Jede rein intellektuelle Auffassung des Lebens muß einseitig und falsch sein. Folgerecht ist nur die religiöse Wahrheit, da sie nicht philosophische Systemmacherei und Einseitigkeit ist, sondern eine Steigerung der innern Kräfte will, und doch stets mit dem Erbübel unserer Natur rechnet.

Gibt man einmal die Notwendigkeit der Religion zu, so kann man nicht bei der ‚natürlichen' Religion stehen bleiben, denn diese ist nur ein Bruchstück und kann das ganze Lebensdrama gar nicht umfassen: fremd sind ihr die Tiefen und Höhen, denn sie ist ein

Gebundensein an die Täuschungen der Natur. Wer sich damit begnügt, als ein Bruchstück zu leben und zu sterben, der ist nicht etwa bescheiden: hinter seiner äußern Bescheidenheit verbirgt sich ein flacher Sinn.

Dem innerlich lebenden Menschen erscheint oft die Außenwelt blaß neben seiner innern Wirklichkeit: in dieser findet er einen Quell unversiegbarer Kraft und Freiheit. Während die Außenwelt von einem unbeugsamen Willen spricht, den wir wohl teilweise begreifen und benützen, niemals aber überwinden können, weist unsere innere Welt ganz andre Kräfte auf, die nicht von starrem Gesetz, sondern von Freiheit, nicht von einem Gesetzgeber, sondern von einem Schöpfer zeugen. Den Sinn unseres Daseins finden wir nicht dadurch, daß wir die Naturgesetze erforschen und eine unverrückbare Gesetzmäßigkeit feststellen, sondern dadurch, daß wir in uns etwas entdecken, das lebendiger, tiefer, schöpferischer, eindringlicher ist, als alle erkannte Gesetzmäßigkeit, denn das Gesetz wird beobachtet und erkannt, der Sinn des Daseins aber wird erlebt.

Wenn der einzelne Mensch wie auf einer abgeschlossenen Insel für sich allein lebte, auf kein einziges Wesen neben ihm angewiesen wäre, einen völlig kalten Intellekt, keine Seele, kein Gefühl, keine Liebe, keine Sehnsucht hätte, dann könnte er vielleicht ohne Religion auskommen. Eine Vereinigung aber von Menschen, wie sie sind und sein werden, ist ohne Religion nicht denkbar.

Religion und Moral

Alles wahrhaft edle ist nicht durchschnittliche Natur, sondern immer eine Ausnahme, eine Überwindung: die Natur weiß nicht, was edel ist. Der wahre Gesinnungsadel ragt somit immer über die Natur hinaus. Wenn wir bei diesseitig angelegten Menschen etwas von Adel der Gesinnung antreffen, so ist es, näher geschaut, nur eine Erbschaft früherer Geschlechter, deren Geist irgendwie und irgendwann auf das Höhere gerichtet war.

Das Zusammenleben mit unseren Mitmenschen erfordert unaufhörlich weit mehr Aufopferung, Uneigennützigkeit und Teilnahme, als den allermeisten von uns eigen ist. Diese Forderungen, denen kein Ende abzusehen ist, können nicht natürlich heißen: wollen wir sie richtig bezeichnen, so müssen wir ein andres Wort wählen, das der Sache genau entsprechen soll.

Selbstzufriedene Sittlichkeit ist, trotz aller äußern Rechtschaffenheit, im tieferen Sinne keine Sittlichkeit, da sie keine Sehnsucht nach der Höhe kennt. Religion ist eben diese Sehnsucht, dieses unermüdliche Streben nach Vollkommenheit.

Wahre Religion ist schon deshalb von Ethik verschieden, weil sie das Gegenteil von aller Selbst-

zufriedenheit und Selbstgerechtigkeit ist: sie fordert soviel, daß alle Sittlichkeit sich daneben nur wie ein Schatten ausnimmt. ‚Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es' — so etwas kann gar nicht in der Ethik liegen.

Pflichterfüllung ist noch keineswegs Religion, sondern nur die Grundlage der Sittlichkeit, eine Notwendigkeit des Zusammenlebens, der wir freilich auch innerlich zustimmen können, aber doch ist sie noch keine innere Freiheit, keine Erweiterung, Überwindung und Erhöhung der Natur. Schon das Wort und die Vorstellung Pflicht bedeutet ein Müssen, nicht aber ein freies Handeln aus innerer Hingebung.

Den religiösen Sinn dem moralischen Sinne gleichstellen, hieße ihn einengen und von seiner Höhe herunterholen: bezieht sich der moralische Sinn doch nur auf die Lebensmitte.

Das Gute ist nicht etwas, das sich mit den engen Schranken der menschlichen Natur decken kann, da es ja sonst aufhören würde, das zu sein, was es sein sollte. Ein Mittelmaß von bequemer, für den Hausgebrauch bestimmter Moral ist noch keine wahre Tugend, denn die muß auf einen andern Ursprung zurückgeführt werden und nicht in den Widersprüchen des menschlichen Daseins stecken bleiben, die alles unsicher, schwankend und klein machen. Wir werden nie die Natur in uns so besiegen, daß wir nicht jeden Augenblick vor den egoistischen Trieben auf der Hut

zu sein hätten. Selbst der einzelne Mensch muß fortwährend das siegreiche Prinzip des Geistes in sich befestigen gegen die zerstörenden Triebe seiner Natur, um so mehr müssen es die Menschen als Gesamtheit.

Moral ohne Religion ist wie ein Postament ohne Standbild. Erst in der Religion findet alle Moral ihre tiefere Erklärung. Ohne Rechtfertigung ist die Moral doch nur eine trockene Glückslehre, und mag sie sich auch mit noch so wohlklingenden Namen wie Ehre und Menschenliebe schmücken. In keiner Zeit und bei keinem Volke war die Moral gelöst von der Religion: überall wurde sie von etwas höherem als die Vernunft abgeleitet. Alle ethischen Lehren, die sich auf persönliches oder gesellschaftliches Glück berufen, haben nur unsere mittelmäßigen oder gar flachen Bedürfnisse zum Ausgangspunkt.

Die Humanität kann sich bei einzelnen Gebildeten auch ohne Religion behaupten, niemals aber in einer Gemeinschaft. Auch bei den einzelnen Gebildeten verdorrt sie früher oder später; schon deren Kinder gehen ins Leben ohne sichere Führung hinaus. Die von der Religion gelöste Humanität mit ihren Idealen der Menschenwürde, der Toleranz und der reinen Gesinnung kann in dem ersten Stadium, wo sie noch die Frische des neuen Gedankens hat, wie z. B. bei Lessing, überaus wohltuend berühren, aber im nächsten Stadium verliert sie schon ihre Frische und ist wie eine welke Blüte.

Für den Menschenkenner muß es als unumstößlich gelten, daß in Hinsicht auf das innere Leben und auf die Grundsätze des sittlichen Handelns keine noch so fein ausgetüftelten neuen Vorstellungen die alten in ihrer Einfachheit, Anschaulichkeit und lebendiger Kraft zu ersetzen fähig sind.

Gewissen ist das Bewußtsein, daß unser Leben nicht sinnlos ist. Ohne die Richtung nach der Höhe muß unser Leben sinnlos bleiben. Sich der Höhe bewußt werden, heißt der Verantwortung gegen das Höhere sich bewußt sein: wir müssen jeden Augenblick für alles, was wir fühlen, denken und tun, Antwort stehen können.

Was tief im Gewissen gegründet ist, kann mit keinen Beweisen, mit keinen spitzfindigen Gedanken widerlegt oder gar in Abrede gestellt werden. Alle Mutmaßungen über den Ursprung des Gewissens ändern doch kein Jota an dessen festem Bestehen. Die meisten Beobachtungen über die Entstehung des Gewissens und die Gedanken über die Möglichkeit, unser Gewissen umzugestalten, kommen nicht von dem Verlangen, das Gewissen und den Geist zu steigern, sondern bloß von dem uneingestandenen Wunsche, sie zu vernichten.

Ob sich die Kulturvölker nicht doch einmal über die Grundvorstellungen der christlichen Religion durch eine reinere Auffassung ihres tieferen Gehaltes miteinander verständigen werden, um von hier aus eine Einigung der christlichen Konfessionen

zu erzielen? Das könnte freilich nur durch wahrhaft guten Willen, durch das energische Hervorheben des Einen, das not tut, durch das Ausscheiden des Nebensächlichen und aller intellektuellen und nationalen Eitelkeit geschehen. Jedenfalls ist die sogenannte reine Ethik, von der aus manche Menschen die Ausgleichung und Vereinigung der Gegensätze auf einem parteilosen, allen gemeinsamen Boden erwarten, eine einengende Abstraktion und das Ergebnis eines kurzsichtigen Optimismus: reine Ethik ohne überwältigende Sanktion von oben und ohne tief herabreichendes Fundament kann doch nur zur Verflachung führen.

Kern und Schale

Wie schlechte Ausleger ein geniales Kunstwerk zwar schlecht deuten, es aber niemals um seine geistigen Wirkungen bringen können, ebenso können beschränkte Menschen die Religion mißverstehen und schlecht auslegen, aber dem innern Gehalte der Religion wird dadurch kein wesentlicher Abbruch gethan.

Das Merkmal der Menschenkenntnis ist die Einsicht, daß in allen menschlichen Institutionen sich die Halbheit und die Schwäche unserer eigenen Natur äußert. Wo Bräuche sind, dort sind auch Mißbräuche unvermeidlich, und jeder Äußerung der Vernunft mischt sich auch etwas Unvernunft bei. Wer zu sehr gegen Auswüchse wettert, der weiß nicht, was Wachstum ist.

Die Schriftgelehrten wie auch die Pharisäer bekennen sich entweder nur ganz äußerlich zu Gott, oder sie setzen ihm eine Schranke in der Familie, in der Nation, im Staate: sie machen aus dem Ewigen etwas zeitliches, weil sie keine innere Beziehung zum Ewigen haben.

Die prophetischen Geister können von den Schriftgelehrten gar nicht richtig gewürdigt werden, denn der Verstandesmensch glaubt ja nicht an die ‚Vernünftigkeit' der tiefsten Seelenzustände.

Die Propheten der Vergangenheit werden wohl anerkannt, aber nur unter der Bedingung, daß sie keine Nachfolger haben dürfen.

Da der Menge die tiefsten inneren Erfahrungen unzugänglich sind, so kann die Anerkennung dieser Erfahrungen nur durch irgend eine Art höhere Autorität eingepflanzt werden, der aber die Fähigkeit innewohnen muß, den Menschen Ehrfurcht einzuflößen.

Ein Mensch ohne innere Erfahrungen, ohne seelische Regsamkeit muß Rationalist sein, selbst wenn er sich zur Religion bekennt und gegen den Rationalismus eifert.

Auch zwischen denen, die sich Atheisten nennen, gibt es noch Unterschiede gemäß dem Charakter jedes einzelnen. Das Schlimmste ist nicht die leidenschaftliche Negation, sondern die Starrheit und Kälte.

In der Atmosphäre des Intellektualismus kann die wahre Religion ebensowenig gedeihen, wie die wahre Kunst. Der Intellektualismus ist im Grunde nur ein weiterer Rationalismus, und wer den Rationalismus bekämpft, muß notwendig auch den trockenen Intellektualismus bekämpfen, da er doch nur eine sich immer erneuernde Form der Schriftgelehrsamkeit ist.

Es gibt unter den Anhängern des Christentums nicht wenige, denen der Rationalismus aufs deut-

lichste im Gesichte geschrieben steht, und die unter andern Verhältnissen die ausgesprochensten Freidenker geworden wären. Man stelle sich nur vor, was sie täten, wenn sie keinen Widerstand der Gegner zurückzuweisen hätten.

Der materielle Mensch wie auch der Verstandesmensch hat das unwiderstehliche Verlangen, alles was er sieht und anrührt, ins Materielle und Gewöhnliche zu übertragen und allen Geist zu entgeistigen. Die Höhe des Geistes muß ja denen unsichtbar bleiben, die im Verstande die letzte Lebenshöhe sehen, und wenn sie sich auch zum Geiste bekennten, so wäre es doch nur zu einer verstandesmäßig und schulmäßig zurechtgelegten Vorstellung.

Wer in sich selbst den Unterschied zwischen Intellekt und Geist nicht findet, muß die intellektuellen Bedürfnisse mit den Bedürfnissen des Geistes für eins halten: er muß alles geistige und seelische in die Sprache des Verstandes übersetzen und seinen eigenen Bedürfnissen anpassen. Er kann gar nicht wissen, was es heißt ‚aus dem Geiste geboren' sein.

Die Wechsler siedeln sich oft gerade in der Nähe des Heiligtums an. Nachdem Christus die Wechslertische umgeworfen und ihre Inhaber aus dem Tempel hinausgejagt hatte, sah man diese gleich darauf wieder vor ihren aufgerichteten Tischen, als wenn gar nichts geschehen wäre.

Auch die Religion hat neben ihren unvergleichlichen Genies ihre ganzen und halben Talente, ihre Nachahmer und Pfuscher.

Wie der Ästhetiker, der so viel von Kunst redet, fast nie den Schlüssel zum Kunstwerk und zu dessen Urheber findet, so findet auch der Moralprediger fast nie den Zugang zur Religion, wiewohl er sich auf sie zu berufen pflegt und sie den andern beizubringen sucht.

Um in den Inhalt der Religion einzudringen, dazu gehört eine religiöse Anlage, ebenso wie um in den Inhalt der Kunst einzudringen, künstlerisches Gefühl erforderlich ist. Wenn der Verstand das oder jenes über die Religion aussagt, so sagt er im Grunde doch etwas aus, das nichts mit Religion gemein hat: tritt er doch nur von außen an etwas heran, das nur von innen erfaßt und auch nur innerlich gewürdigt werden kann.

Um die tiefsten Offenbarungen nicht im Leben, sondern nur in Büchern anzuerkennen, suchen die Menschen, das Leben in eine Lehre zu verwandeln.

Die Dogmen, in die der Inhalt jeder Religion irgendwie gebracht wird, sind nur der intellektuelle Ausdruck für das Schauen und den Glauben, ein Übersetzen in die Sprache der Begriffe von etwas, das überaus schwer zu übersetzen ist, ein Übertragen der Inspiration ins Lehrhafte: wurden doch die Dogmen ausgebildet und befestigt nur aus dem Verlangen, die innern Wahrheiten und die

Erfahrungen innerlich lebender Menschen verständlich zu machen. In der Zeit und im Raume muß, so wie die Menschen nun einmal beschaffen sind, selbst die höchste Religion, das Christentum, ja die höchste Religion vielleicht noch eher als jede andre, von Dogmen umgeben werden. Aber je geringer die Zahl der Dogmen und je einfacher nach außen und je tiefsinniger nach innen sie sind, desto näher kommen sie dem verborgenen Inhalte der Religion und desto weniger Streitigkeiten fordern sie heraus.

Die Bestimmtheit und Klarheit, von denen der Verstandesmensch redet, ist nicht die Bestimmtheit und Klarheit der innern Erfahrung und des innern Lichtes, sondern nur die des konstruierenden Begriffs. Dem Verstandesmenschen ist es auch leicht, in seinen Gedanken und Äußerungen bestimmt zu sein, da er die tiefe Lebenswahrheit, die sich nur dem Geiste offenbart, als etwas äußerliches, als Objekt hinnimmt. Gewiß hat die Verschwommenheit des Gefühls keine charakterbildende Kraft, aber der Verstandesmensch ist nur zu leicht geneigt, da er nicht weiß, was innere Erfahrung ist, diese ebenfalls für etwas verschwommenes zu halten.

Der Irrtum folgt in allen Zeiten hart der Wahrheit, wie der Schatten dem Lichte. Alle weitläufige Deutung der Lebenswahrheit erzeugt immer Mißdeutungen und rechthaberische Streitigkeiten. Solange wir nicht die Wahrheit erleben, sondern über sie nur denken, können wir gar nicht erfahren, daß sie die Einfachheit ist.

Der Streit gegen das Schlechte kommt keineswegs immer von dem aufrichtigen Verlangen nach dem Guten: der Ausjäter des Unkrauts ist meistens kein Säemann.

Die Einsicht, daß dort, wo gesäet wird, stets auch Unkraut wächst, könnte uns das Dasein verleiden, wenn wir nicht zum Himmel emporschauten.

Der Kern der Lebenswahrheit ist unzerstörbar, nur die Schale ist der Zerstörung unterworfen. Was wir Fortschritt nennen, ist nur Schälung und Häutung. Die notwendigen Änderungen, die von den Zeitverhältnissen dringend geboten werden, können bloß die Luft reinigen, nicht aber auch Anspruch auf schöpferische Bedeutung erheben. Einen wirklichen Wert hat nur das Dauerhafte: nur hier liegt Kraft und Vollendung.

Wenn wir dem Wichtigsten nur einen Teil jener Mühe zuwendeten, die wir auf das Unwichtige wenden, so bekäme das Leben ein ganz andres Aussehen. Für das Nebensächliche bieten wir aber den höchsten Preis an, während wir das Wichtigste überaus wohlfeil erstehen möchten. Es ist jedoch weit besser, dieses ganz von uns zu weisen, als es wohlfeil, ohne Aufopferung und Überwindung zu erwerben, denn gerade hier gilt das Wort des Apostels: ‚Ihr seid teuer erkauft‘.

Wahrhaft duldsam kann nur der tief angelegte Charakter sein, der die verschiedenen Gegensätze erlebt und innerlich überwunden hat: nur ein solcher

Charakter kann sich in die andern hineinversetzen, nur er kann die Abstufungen der Naturen wahrnehmen; daher wird er auch niemals seine Ansicht aufdrängen wollen, sondern nur durch sein Beispiel zu wirken suchen. Die höhere Lebensansicht ist nicht etwas, das den Menschen aufgedrängt werden soll. Man darf sie wohl niemand vorenthalten, ja man soll sie überall leuchten lassen, aber doch auch nicht wie ein Arzneimittel dem Widerspenstigen gewaltsam eingeben.

Wenn jemand sagt, er bedürfe der Religion nicht, so wird man immer finden, daß er von der Religion sich eine Vorstellung gemacht hat, die mit seinem Charakter nicht übereinstimmen kann, und so dringt in alle Vorstellungen, die verteidigt und bekämpft werden, Abneigung und Zuneigung ein.

Wir können nie jemand zwingen, gut zu sein: gut sein ist ein tiefer innerer Vorgang, der aus einem höher gelegenen Quell und nicht vom Menschen herrührt. Das Einzige, was wir können, ist, unsern Mitmenschen nach Kräften vom Schlechten abhalten und ihm den rechten Weg zeigen.

Die echte Frömmigkeit ist daran zu erkennen, daß sie niemand zwingt, fromm zu sein: sie betet für andre, zwingt aber die andern nicht, ebenfalls zu beten.

Wahrhaft frei sind nur die, welche Selbstzucht üben und jede aufrichtige Überzeugung achten als den Ausdruck einer besondern Charakteranlage und

einer besondern Denkweise, wenn diese Denkweise nicht etwa zu gefährlichen Utopien führt.

Um die Herrschaft der Mittelmäßigkeit mit Gleichmut zu ertragen, dazu gehört ein fester Glaube an den endgültigen Sieg des Echten. Durch diesen Glauben werden wir gegen Verstimmung, Erbitterung und Menschenverachtung gewappnet, wie es denn schon in dem Spruche der biblischen Weisheit heißt: ‚Erhitze dich nicht über die Bösewichter, ereifere dich nicht über die Gottlosen. Denn der Böse wird keine Zukunft haben; die Leuchte der Gottlosen erlischt.‘

Seele

Seele ist die Ausweitung und Vertiefung des innern Menschen, die Läuterung und Verfeinerung des Willens, die Abweisung aller rohen Instinkte, die Schärfung unseres Mitgefühls, was ja auch der eigentliche Inhalt des Gewissens ist, die Vorbereitung auf innere Freiheit. Mit dem Erwachen der Seele kommt auch die Einsicht in das Tragische des Daseins auf, wozu weder der instinktive, noch auch der intellektuelle Mensch einen Zugang findet.

Es liegt gar nicht im Wesen der menschlichen Vernunft, fein und rücksichtsvoll zu sein: Feinheit und Rücksicht gehören ganz dem Seelenleben an.

Wenn die Seele nicht ebenso Hunger und Durst empfindet wie der Körper, so ist das ein deutliches Zeichen, daß sie tot ist.

Der Religion Mohammeds fehlt das, was auch Mohammed selbst gänzlich abgeht: die Seelenfeinheit, überhaupt das seelische Element. Der starre und starke Glaube, der da herrscht, kennt keine Tiefe und keine Mannigfaltigkeit. Es ist das Ewigmännliche, die ausschließlich männliche Tugend, die monotheistisch ausgeprägte virtus, die in sich geschlossene Glaubensenergie ohne Liebe: der Glaube an Gott schließt hier alles Schauen aus; will doch

auch Mohammed selbst nichts vom Schauen wissen, ja er möchte, daß das ganze Leben nur vom Glauben beherrscht werde.

Die Lehre von der Unsterblichkeit, die im Mittelpunkte des orientalischen und antiken Denkens steht, hat noch zu viel abstraktes an sich. Sobald eine innere Erfahrung begrifflich ausgedrückt wird, muß notwendig Gedankenstreit und Kasuistik beginnen. In Zeiten wahrer Kultur herrscht das Bewußtsein der Stetigkeit des menschlichen Geschlechtes und alles Lebens. Die Vorstellung von der Unvergänglichkeit der persönlichen Seele ist unzertrennlich von der Steigerung innern Lebens und kommt notwendig mit dem Erwachen der Seele auf.

Alles negative ist das Gegenteil vom wahren Leben. Da wir einmal da sind, ohne daß wir um unsern Willen befragt worden wären, so müssen wir danach trachten, unser Dasein so auszufüllen, daß es einen Sinn habe; denn durch Negationen können wir uns selbst und die andern nur aufreiben.

Wozu wir ins Leben gerufen worden seien, darauf finden wir die Antwort, wenn wir alle abstrakten Gedanken und unfruchtbaren Fragen energisch von uns weisen. Wer unter Seele nicht irgend einen abstrakten Begriff versteht, kann darunter nur Leben ohne Ende verstehen, denn alles Ende ist Tod, wenn es nicht etwa der Anfang eines neuen

Lebens ist. Gesteigertes Leben bedeutet das Ausscheiden alles toten und unfruchtbaren aus unserer Seele. Erst wenn wir all das ausgeschieden haben, erfahren wir, was Seele ist, und erst dann wissen wir auch, daß Seele und Tod Gegensätze sind, und daß diese Gegensätze eben im Begriffe ‚Unsterblichkeit' zu einem ganz blassen Ausdrucke gebracht werden. Freilich gibt es hienieden genug Übel, aber darin äußert sich unsere Seelenkraft, daß sie die Übel bemeistert und, wie der Künstler seinen Stoff, schöpferisch verarbeitet. Der Zweifel und die Kleinmütigkeit können es nicht, nur die Glaubenskraft und die lebendige, d. h. unsterbliche Seele können es.

Die Lehre vom künftigen Leben, von der Unsterblichkeit der Seele ist die Lehre vom Ewigen im Gegensatze zum Vergänglichen. Welch kläglicher Ersatz für das Ewige ist der Ruhm, zu dem mancher Mensch seine Zuflucht nimmt, um sich vor der Vergänglichkeit zu schützen.

Wer sich mit dem Ende und mit der Schranke selbstzufrieden abfindet, der wird nie sich vergegenwärtigen können, was Sokrates und Plato, auch nicht was Goethe unter der Unsterblichkeit der Seele verstanden, wenn sie davon mit solcher Sicherheit redeten. Wer nur vom Intellekte oder von den niedern Äußerungen des Willens ausgeht, weiß gar nicht, was Seele ist. Die Seele ist der Schlüssel zum Geheimnis des Lebens und des Todes, der Ausdruck für das Unvergängliche, so wie der Geist ein

noch stärkerer Ausdruck dafür ist. Das Unvergängliche ist weit realer, als alles vergängliche und zerstückelte oder, wie der Apostel es ausdrückt: ‚Das aber sage ich, Brüder, daß Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht ererben kann, die Verwesung erbt nicht die Unverweslichkeit'.

Der Tod erschien immer als das größte Geheimnis, und das Verlangen, es zu enthüllen, weckte in den Menschen die tiefsten Gefühle und erhabensten Gedanken: niemals konnte sich der Mensch damit zufrieden geben, in einer vergänglichen Welt zu leben, ohne jedes Anrecht auf eine unvergängliche zu haben. Je lebendiger und kräftiger unser inneres Leben ist, desto weniger kann in uns die Vorstellung von der Vernichtung, von dem vollständigen Tode Wurzel fassen.

Die Aufgabe unseres Lebens, sowohl in einem tiefern als auch in einem konkreten Sinne, kann nur die Überwindung des Todes sein, denn der Tod ist der heftigste Gegner alles Lebens. ‚Als letzter Feind wird der Tod vernichtet,' sagt auch der Apostel.

Nur wer sich jeden Augenblick auf den Tod gefaßt macht, weiß zu leben und versteht, was Leben ist.

Die Auferweckung der Toten und Halbtoten ist das größte Wunder, an das die Liebe glaubt, weil wir ohne diesen Glauben der Menschenverachtung und der Verbitterung verfallen müßten: sind wir doch überall von toten und halbtoten Menschen umgeben.

Schuld

Wir kommen auf die Welt nicht nur mit angeborenen unveräußerlichen Rechten, sondern auch mit einer ererbten Schuld, die wir in unserm Leben wenigstens teilweise abtragen müssen, wenn wir auch höchst selten sie ganz zu tilgen fähig sind.

Auch in der uns angeborenen Neigung, alles zu spalten und zu zerbröckeln, spricht sich deutlich das Erbübel unserer Natur aus. Es liegt in unserer Natur begründet, daß wir das Ganze den Einzelheiten opfern und das gebrochene Licht dem reinen Lichte vorziehen.

Je tiefer das Sündenbewußtsein in einer Religion ist, desto tiefer ist ihre Ansicht vom Leben, denn sie ist dann das Gegenteil von aller Selbstgerechtigkeit. Die von der Religion gelöste Sittlichkeit muß den Menschen selbstgerecht machen, wenn er sich bewußt wird, alles erfüllt zu haben, was das sittliche Gesetz von ihm fordert. Die Religion dagegen, insbesondere die christliche, weist uns auf den unversiegbaren Quell hin, aus dem zu schöpfen wir keinen Augenblick aufhören dürfen, denn wir sollen keinen Augenblick in dem Bewußtsein erstarren, wir hätten alles getan und könnten uns nun bei dem Getanen selbstgenügsam beruhigen.

Wer die Wirklichkeit genau kennt und tief empfindet, für den ist Sünde kein trockener Begriff, sondern der deutlichste Ausdruck für etwas, das gar nicht weggeleugnet werden kann. Jeder Menschenkenner weiß, was Sünde bezeichnet. Nur solche, denen die volle Wahrheit der menschlichen Natur unsichtbar bleibt, wenn sie ihr schon auf Schritt und Tritt begegnen, möchten die so greifbare Tatsache der Sünde in Abrede stellen, indem sie die Wirklichkeit des Menschenlebens in verallgemeinernde Gesetze des Kosmos auflösen. Das Sündenbewußtsein ist nicht nur keine Charakterschwäche, vielmehr kommt es gerade in starken Menschen auf, die ein tiefes Gefühl der Verantwortlichkeit haben und keinem oberflächlichen Optimismus huldigen können.

Sich seines Selbst bewußt werden, heißt, sich einer Schuld, die irgendwie und irgendwann abgetragen werden soll, bewußt werden. Sündenlos und unschuldig ist nur der einfache Trieb, der noch gar nicht ins Bewußtsein getreten ist.

Die Vorstellung von der Sünde kommt aus dem Bewußtsein, daß alles, was der Mensch hienieden tut, hinter dem zurückbleibe, was er tun möchte und tun sollte. Nicht die Selbstzufriedenheit war es, die zu dieser Vorstellung gelangen konnte.

‚Die Sünde lauert vor der Tür, und nach dir geht ihr Verlangen; du aber sollst Herr werden über sie‘ — diese Worte, die Gott an Kain richtet, enthalten den ganzen Umriß unseres Lebens: die

Sünde und das Dunkel, worin sie lauert, um den Menschen in Besitz zu nehmen, lassen sich durch keine Utopie und durch keine Spitzfindigkeit in Abrede stellen. Unsere Aufgabe kann nur sein, gegen Sünde und Dunkel in uns und um uns zu kämpfen und über sie zu herrschen.

Die innere Wahrheit in der Erzählung vom Sündenfall und vom Baume der Erkenntnis kann folgendermaßen ausgedrückt werden: das Gleichgewicht der Kräfte wird im Menschen gestört, und ihr Schwanken und Streiten miteinander beginnt. Der Mensch gewahrt seine Schranke und bekommt das Bewußtsein, dies selber verschuldet zu haben; zugleich hat er das Gefühl, in einen Kampf mit einem fremden Element, mit dem Tode, geraten zu sein. Er weiß nicht, was der Tod ist, fühlt aber, daß er die Strafe für eine begangene Schuld sei, und daß unsre Aufgabe hienieden darin bestehe, alles tote in uns und dadurch auch den Tod zu überwinden.

Von jeher gebot den Menschen die Stimme ihres Gewissens, Buße zu tun für ihre Vergehen. Selbst die Stärksten und Größten waren davon nicht ausgenommen: so genügten dem Herkules, nachdem er in Raserei den Iphitus von den Mauern herabgeworfen hatte, alle Reinigungsopfer nicht, sondern er mußte, dem Orakel gehorchend, drei Jahre lang Sklavendienste tun.

Wenn die Reue von gesunder Wirkung sein soll, so kann sie nur eine Umkehr durch Einkehr bedeuten. Ist sie aber nur Einkehr ohne Umkehr, so kann sie sogar von größtem Schaden für die Seele werden.

Reue ohne Hoffnung und ohne Selbstvertrauen ist nur Selbstpeinigung und Selbstzerstörung und eine der größten Sünden gegen den lebendigen Geist.

Selbstverachtung als Folge der Selbstprüfung kann wohl bisweilen ein wirksames Mittel zur Selbstvervollkommnung werden, aber es ist eine ätzende Schärfe, die nur einigermaßen reinigen kann. Um ganz rein zu werden, müssen wir auch die Selbstverachtung überwinden.

Die innere Welt

Die Natur läßt sich messen und gesetzmäßig ergründen. Der Geist dagegen läßt sich desto weniger gesetzmäßig erkennen, je höher er ist, denn die Höhe des Geistes ist Freiheit.

Die zehn Gebote sind ebenso unverbrüchlich wie die Gesetze des Weltalls. Aber nicht das Gebot, sondern die geistige Freiheit macht das Leben erst lebenswert, denn nur von ihr strömt uns alle Kraft zu. Das Sittengesetz spricht laut: ‚Wer zerstörend in das Leben des andern eingreift, zerstört sich selbst.' Der Geist spricht leise, aber überaus deutlich: ‚Durch mich steigerst du dein eigenes Dasein und das der andern. Erst durch mich bekommt das Leben einen schöpferischen Sinn.'

Auf dem Wege ins verheißene Land geistiger Freiheit sehnen wir uns bisweilen nach den zurückgelassenen Fleischtöpfen der früheren Sklaverei, denn es ist leichter, ein Diener der Materie, als ein Sohn des Geistes zu sein.

Verehren können wir nur den lebendigen Geist, nicht aber den abstrakten Begriff, weshalb auch den abstrakten Menschen die Fähigkeit, zu verehren und sich zu begeistern, abgeht.

Die echte Begeisterung behält eine Schlichtheit noch auf der Höhe der feurigsten Äußerung. Dagegen ist das Pathos eine künstlich genährte Flamme: sie prasselt und raucht.

Auf den Höhen hat der Geist keine Anerkennung mehr für den Weihrauch, der ihm unten gespendet wird: weiß doch auch die Frühlingssonne nichts von den Freudenfeuern, die ihr zu Ehren angezündet werden.

Aller Genuß steigert mit der Zeit notwendig seine Anforderungen und stumpft die Fähigkeit, zu genießen, ab. Nur der Geist steigert unsere Lebenskraft mit der Steigerung seiner Anforderungen.

Unser Geist ist so beschaffen, daß wenn er keine Schwingen hat, er zugleich auch keine Fähigkeit hat, mit edler Sicherheit zu schreiten.

Der Glaube an die Übermacht des Geistes ist ein unerschütterliches Wissen von dem Willen Gottes: alle Skepsis kommt davon, daß wir den äußern Wirkungen das Übergewicht über unser Inneres gegeben haben.

Unten erscheint alles relativ, und das Leben kann so oder anders ausgelegt werden, je nach der Denkweise und Stimmung des einzelnen; auf der Höhe zerstreut sich aller trügerische Dunst, und das Dasein kann hier klar und weit überschaut werden: das Relative und Widerspruchsvolle verschwindet, und es eröffnen sich unwandelbare Aussichten.

Das äußere Auge sieht, das innere Auge schaut. Das innere Auge, wenn es nicht getrübt und geschwächt ist, sieht weit mehr, als das Nebeneinander von Erscheinungen. Wahre Erkenntnis ist eine *schöpferische* Tat, die alles Relative zu einer höheren Einheit umwandelt. In der Atmosphäre des Relativen kann Charakter gar nicht gedeihen, denn Charakter ist, seinem innersten Wesen nach, schon die Überwindung des Vergänglichen. Auf der Höhe des Geistes ist Einheit, kein gebrochenes Nachdenken mehr, sondern gesteigertes Leben in nächster Nähe der Quellen alles Lebens.

Die Lebendigkeit des Geistes beruht ganz auf der Fähigkeit, hinter den sichtbaren Tatsachen die unsichtbaren Ursachen und Triebfedern zu schauen. Die Kunst des Genies ist zum größten Teil nur die Verkörperung dieser Fähigkeit. Wem die unsichtbare Welt nichts sagt, der wird auch die sichtbare nur oberflächlich wahrnehmen und falsch beurteilen.

Unser Körper ist an Schranken gebunden, und sein Bestreben ist, uns einzuschränken, während unser Geist keine Einschränkung ertragen kann, und doch müssen Körper und Geist miteinander leben. Der Kampf zwischen ihnen beginnt mit dem Aufdämmern unseres Bewußtseins und hört im eigentlichen Sinne erst mit dem Tode unseres Körpers auf.

Es ist ein Weltgesetz, daß die Sonne bei ihrem Aufgang gegen das Dunkel und die Dämmerung

kämpfe, und daß alles echte und große gegen die dunkeln Kräfte streite.

Die Aufgabe des Geistes besteht darin, mit dem Stoffe, an den er gebunden ist, fertig zu werden, das ‚Salz der Erde' zu sein. Es gibt aber eine abstrakte Art, sich auf den Geist zu berufen: wer sich über den unabänderlichen Kampf zwischen dem Stoffe und dem Geiste leicht hinwegsetzt, ist entweder ein Schwärmer, der das Übel in der Welt gar nicht sieht, oder ein trockener Verstandesmensch.

Die Verstandesmenschen geraten in der Nähe des Geistes in eine ihnen selbst unerklärliche Aufregung, und bisweilen brechen sie dabei sogar in Lästerungen aus, denn sie fühlen dunkel, daß der Geist stark und unüberwindlich mache, und wissen doch nicht, woher das kommt.

Alle Berufsarbeit liegt im untern oder im mittlern Kreise, nicht auf der Höhe. Man spricht zwar von *geistiger* Arbeit und auch davon, daß sie belohnt werden solle. Der Geist selbst hat aber nichts mit Berufsarbeit und Belohnung zu tun: er kennt wohl den Berufenen, den Auserwählten, nicht aber auch den Beruf, der mit Geldverdienen und mit äußerlichen Auszeichnungen verbunden ist.

Der Geist kennt nur Söhne und Freigeborene. Knecht des Geistes ist der schroffste Widerspruch. Wer dem Geiste sklavisch dient, der muß zu einem abschreckenden und vernichtenden Fanatismus gelangen, da er nicht aus dem Geiste geboren ist.

Gar vieles um uns lauert darauf, die Spannkraft unserer Seele zu brechen. Der tote Stoff, mit dem wir von unserer Kindheit bis zu unserm letzten Atemzuge umgeben sind, ist der geschworene Feind aller geistigen Regsamkeit, aller Herzensfrische und Glaubenskraft.

Vor nichts müssen wir uns so in acht nehmen, wie vor der Versteinerung unserer Gedanken durch starres Nachsinnen: nicht umsonst heißt Medusa die Nachsinnende. Wir müssen über den Gegenständen und auch über den Gedanken in der unsichtbaren Welt weilen, denn nur von dort her bekommen auch unsere Gedanken ihre richtige Beleuchtung und ihren schöpferischen Zusammenhang.

Alles begriffliche und formelhafte ist freilich eine gewisse Art von Sicherheit, die aber die Strafe für die Beschränktheit in sich selbst trägt: durch Überbürdung und durch Zwang kommt ja Dürre und Müdigkeit in die Seele; wogegen der Geist, bei dem es dem nüchternen Menschen so unbehaglich wird, daß er ihn für ungesund und abnorm hält, doch der unversiegbare Quell der Lebenskraft ist.

Je geistiger das Gebiet ist, desto höhere Forderungen stellt es an den, der dort sich aufhalten will: wenige sind berufen, und noch weit geringer ist die Zahl der Auserwählten. Aber in Wirklichkeit halten sich viele für auserwählt, und die Zahl der Berufenen ist Legion.

Die innere Welt, durch die allein die Außenwelt eine Bedeutung erhält, ist nur dem Geiste zugänglich, denn nur er hat den Schlüssel dazu. Wer an die Werke des Geistes herantritt ohne diesen Schlüssel, dem kann ihr eigentlicher Inhalt niemals offenbar werden, wie denn schon der Apostel sagt: ‚Der Geist erforscht alle Dinge, selbst die Tiefen Gottes. Wodurch erkennt denn der Mensch das Innere eines Menschen, wenn nicht durch den Geist, der in ihm ist?‘

Ist die Ausgleichung der schreienden Widersprüche der Lebenswirklichkeit möglich oder nicht? In der Beantwortung dieser Frage liegt die Richtung unseres Willens und Denkens. Wer die Unmöglichkeit einer befriedigenden Ausgleichung der Widersprüche und Gegensätze des menschlichen Lebens genau sieht, muß zu einer höhern Welt seine Zuflucht nehmen. Jedenfalls ist es nicht nur mutiger, sondern auch ein Zeichen tieferer Einsicht, alle Widersprüche des Lebens offenen Auges zu betrachten und daraus die Notwendigkeit einer höhern Welt zu folgern, als die Augen zu schließen, um ja diese Notwendigkeit nicht folgern zu müssen. Wer die Widersprüche des Daseins ohne alle Selbsttäuschung sieht, kann seine Erwartungen nicht auf das Diesseits beschränken; wer die Menschen von Grund aus erkannt hat, kann von ihnen in der Zukunft nicht gar viel mehr erwarten, als was sie schon in der Gegenwart sind: wiewohl er eine allmähliche Vervollkommnung des menschlichen Zu-

sammenlebens nicht in Abrede stellt, so kann er doch nicht auf der Gebrechlichkeit und dem Schwanken der menschlichen Natur ein unerschütterliches Ideal der Zukunft errichten. Schon seine Wahrheitsliebe verbietet es ihm.

Diesseits und Jenseits sind keine Begriffe, sondern unerschütterliche Erfahrungen. Wenn wir Seelenleben und Geist sagen, so sagen wir eigentlich Jenseits.

Wer eine Höhe in der Betrachtung der Welt erklommen hat, kennt genau den Unterschied zwischen oben und unten: er weiß, daß auch der Nebel seine Berechtigung hat, aber er weiß zugleich, daß er selbst nicht der Region des Nebels angehört und darin auch gar nicht verweilen kann.

Der Drang nach Betätigung wächst in uns mit dem Wachstum des Intellektes, und so wächst mit dem Intellekt auch unsere Unruhe. In unsern Trieben können wir die Ruhe nicht mehr finden, da unsre Triebe, im Gegensatze zu denen der Tiere, ihr Gleichgewicht eingebüßt haben, aber auch in unserer Vernunft nicht, da sie es ja ist, die dieses Gleichgewicht gestört hat. Ruhe können wir erlangen nur durch die Vereinigung der widerstreitenden Kräfte in uns; nicht in dem Mittelkreise des Lebens lassen sich diese versöhnen. Irgendwo muß jedoch diese Versöhnung stattfinden: also entweder Rückkehr zum Instinkt, was aber nicht mehr möglich ist, oder

Einkehr in unser Inneres und Ersteigen einer Höhe, abseits von der Mittelstraße.

Wer auf die Natur baut, baut doch, trotz ihrer erkannten Gesetzmäßigkeit, auf einem wenig festen Boden. Alle unsere Übel kommen von der Natur, die aber nichts davon weiß. Daher kann sie uns auch gar keine Antwort auf unsere tiefsten Fragen geben. Wie groß auch die Siege unseres Intellektes über die Natur sein mögen, so wandelt die Natur doch nach wie vor mit Riesenschritten ihre eigenen Wege, und wie rasch unser Intellekt ihr auch nachfolgen wollte, so wäre doch der Abstand zwischen ihm und der Natur fast um nichts vermindert.

Es ist durchaus notwendig, daß der Mensch von einer Atmosphäre umgeben werde, die weit höher ist als die Natur und natürliche Vernunft, damit er nicht seine Vernunft in den Dienst der niederen Triebe stelle, und damit er innerlich leben und bewundern könne: wo keine Fähigkeit, zu bewundern, vorhanden ist, dort ist auch keine Seele mehr.

Die Natur fordert bisweilen von uns manches, was unsere Vernunft nicht billigen kann, wiewohl die Vernunft meistens geneigt ist, der Natur zu willfahren. Die verweigernde Vernunft ist der erste große Schritt über die Natur hinaus.

Wer sich nicht zu einer höhern Welt bekennt, der muß dieses Leben wie eine Schaubühne auffassen, auf der er selbst nur um des Erfolges und

Eigennutzes willen mitwirkt. Das Ziel des Daseins wäre also der Erfolg und der Eigennutz, und das Dasein wäre nur ein Mittel zur Erreichung dieses Zieles. Alles tiefere Nachdenken müßte überflüssig erscheinen, da es ja zur Selbsterkenntnis führt, wodurch gerade die Notwendigkeit eines höher gelegenen Zieles klar wird. Wer also kein höheres Leben will, darf nie zu sich selbst kommen sondern muß in äußerlicher Arbeit, im Gelderwerb, im Ehrgeiz, im Machtgelüste ganz aufgehen.

Gott

Der Mensch kann nicht bei seinem Selbst verharren. Er muß irgendwie dem Höhern zustreben. Die meisten Menschen bleiben aber auf gewissen Hügeln stehen, wenn sie aus den Niederungen emporsteigen, und halten diese kleinen Anhöhen für die höchsten Gipfel. Sie begeistern sich für den Staat, für das nationale Gefühl, für politische Forderungen des vergänglichen Augenblicks.

Das Geheimnis unseres Daseins kann gar keinen andern Ausdruck als in Gott finden. Müssen doch die einander widerstreitenden Lebenserscheinungen auf einen festen Mittelpunkt zurückgeführt werden, die Welt in uns und die Welt außer uns einen Sinn, ein höheres Gesetz aufweisen, worauf alles bezogen werden könnte.

Der tiefste Ausdruck unseres Verhältnisses zu Gott ist der des Verhältnisses zwischen Sohn und Vater: um mit unsern Mitmenschen in Gerechtigkeit zu leben und nicht in Menschenverachtung und Nihilismus zu verfallen, müssen wir notwendig zu dem Bewußtsein gelangen, daß das Leben nicht ein blindes Ungefähr ist. Damit der Mensch nicht von schwankenden, zerfließenden, relativen Vorstellungen hin

und her getrieben, und sein Charakter nicht angekränkelt werde, muß er sich von einheitlichen und starken Vorstellungen leiten lassen. Sobald der Mensch sich zur gemeinsamen Arbeit mit den Mitmenschen verbindet und nach einer höhern, in der Natur nicht vorhandenen Gerechtigkeit strebt, gelangt er notwendig auf Umwegen zur Gottesvorstellung. Atheismus ist eigentlich die Frucht des kritischen und zersetzenden Verstandes, keine Erscheinung lebendigen Geistes. Er wächst in einem Treibhaus, nicht in der freien Luft, nicht in der weiten Atmosphäre starker Wirksamkeit und tätiger Menschenliebe.

Der Atheismus ist eine Bejahung von etwas, das nieder gelegen, gebrechlich und schwankend ist; man verehrt Götzenbilder und treibt einen falschen Kult mit Literatur und Kunst: durch das Anbeten der vielen Menschenwerke wird die Eitelkeit gesteigert.

Mancher bekennt sich zum Atheismus, ohne das geringste Anrecht darauf zu haben, denn er verneint etwas, das er gar nicht kennt, er verneint seine eigene Vorstellung von Gott: wenn er Gott negieren wollte, zu dem sich die tiefsinnigsten und erfahrensten Menschen bekannt haben, so müßte er auch alle Freiheit und alle Geistestiefe negieren. Wenn der Atheist nicht dem Buddhismus anhängt, der, im rechten Lichte geschaut, bei aller seiner Lebensverneinung doch kein folgerichtiger Atheismus sein

kann, so verlangt er nur wissenschaftliche Beweise und meint, wir könnten uns hienieden auch ohne Gott und ohne Religion schön einrichten. Er glaubt, der Versuch müsse zweifellos gelingen, denn er kennt die Lebenswirklichkeit nicht. Wer nicht Utopien zugeneigt ist, und nicht aus dem Menschen einen Gott oder aus der Menschheit eine Gottheit machen will, der bedarf keiner Beweise und Erklärungen dessen, was sich die größten Geister unter Gott vorstellten. Wer aber Gott mit vollem Bewußtsein, mit der ganzen Leidenschaft Luzifers, und nicht aus Nivellierungssucht und Oberflächlichkeit negiert, muß notwendig sich selbst irgendwie für einen Gott halten und dem Größenwahne verfallen. Gesetzt, wir könnten einmal mit Hilfe der Vernunft dem kosmischen Dasein auf den Grund kommen, so bliebe auch dann noch gerade der Mensch in seinen inneren Gegensätzen unergründlich. Sobald wir über uns selbst nachzudenken anfangen, öffnet sich gleich ein Abgrund von Widersprüchen. Wozu forschen wir eigentlich? Unser ganzes Forschen und Wissen muß doch irgend einen Sinn haben. Ist denn das Endziel unserer forschenden Vernunft die Erkenntnis, es gebe keinen Gott? Jedenfalls sind wir da, die Forschenden, auch ist die Welt da, die erforscht wird. Und all das, was wir zuerst in Einzelheiten aufgelöst und in Gesetze unserer Vernunft gebracht haben, bezeichnen wir ja wieder mit besondern Wörtern (Atom, Evolution usw.), die im Grunde notwendigerweise mythischen Ur-

sprungs sind und bleiben müssen. An die Stelle des einheitlichen Gottesbildes, das die Außenwelt und die Innenwelt zu einer starken Einheit erhebt, möchten wir nun diese halb mythischen, halb wissenschaftlichen Wörter setzen, in dem Glauben, sie erschöpften vollständig das geheimnisvolle Wesen des Weltalls und müßten auch unser Inneres ganz ausfüllen und alle in uns auftauchenden Fragen in befriedigender Weise lösen. — Aber was wenn die Gottesvorstellung, trotz aller Negation, der wir uns mit solcher Freudigkeit hingeben, doch noch die geheimsten Regungen unseres innern Lebens, ohne daß wir es merken, nach wie vor beherrscht und sich nur so lange zurückdrängen läßt, bis wir des Sammelns und Erforschens der Einzelheiten überdrüssig geworden sind? Denn einmal werden wir doch die Leblosigkeit und falsche Bescheidenheit, die sich den Namen Objektivität beilegt, und auch den Größenwahn, der stets nur ein Zeichen von innerer Zersetzung und Schwäche ist, überwinden müssen, um wieder als ganze Menschen zu leben.

Weshalb sind wir in dieser Welt, in der wir fragen und forschen? Wir müßten auch beweisen können, weshalb wir leben. Beweise, daß du lebst und wozu du lebst, aber nicht mit den plumpen, empirischen Gründen, mit denen der Atheist seinen unerfahrenen und leichtgläubigen Adepten zu imponieren gewöhnt ist. Denn es gibt tiefsinnige Menschen, die sich zu Gott bekennen, weil sie lange über das Leben nachgedacht und Selbsterkenntnis geübt

haben und einen eindringlichern Intellekt haben als alle Positivisten und Naturalisten. Solche tiefsinnige und nachdenkliche Menschen könnten von der einen Seite ihres Wesens ganz anders, mit mehr Kraft, mit größerer persönlicher Leidenschaft negieren, aus heftigern innern Kämpfen und größern innern Leiden heraus, als die gewöhnlichen Atheisten, die kein Leiden und keine wahre Leidenschaft kennen. Diese Gewöhnlichkeit ist ja auch gar nicht fähig, dem, was sie negiert, irgendwie nahezukommen, da es ja alle ihre empirischen Vorstellungen übersteigt und zunichte macht. Daher hat auch ihr Verneinen gar keinen Sinn. — Es sollte ihnen die Möglichkeit geboten werden, sich wenigstens für eine Zeitlang nach ihren atheistischen Utopien einzurichten, dann würden sie notwendig einsehen, daß, um so zu leben, der Mensch sich in eine denkende Maschine verwandeln müßte. Und wenn auch die Menschheit denken und forschen kann ohne Gott, so muß sie doch, abgeirrt von dem Mittelpunkt, unter den Ergebnissen der Forschung früher oder später zusammenbrechen. Ohne den festen Mittelpunkt leben und wirken, das liegt gar nicht im Wesen der Menschheit: bewegt sich die Menschheit doch an einer unerklärlichen Grenze zwischen dem Vergänglichen und dem Unvergänglichen, zwischen Schöpfung und Schöpfer.

Begreiflich wäre nur die Gottesverneinung, die ein bewußter Abfall ist von allem, was die Grundlage des menschlichen Zusammenlebens bildet, der

gesteigerte Ausdruck von Selbstüberhebung, leidenschaftlicher Zerstörung, zerrüttender Negation. Die selbstzufriedene Gottesverneinung dagegen ist das Abstoßendste, was man sich vorstellen kann, weit abstoßender als die Selbstzufriedenheit ganz äußerlicher Gottesbejahung.

Für den tiefern Lebensbeobachter ist es eine unumstößliche Tatsache, daß der denkende Mensch selber an die Stelle Gottes treten möchte, wenn er leidenschaftlich Gott zu negieren anfängt. Der Mensch ist so beschaffen, daß wenn er seinen Willen und sein Denken nicht einer höhern Welt zuwendet, er sie zuletzt durchaus einem Niedern zuwenden muß, wiewohl er sich anfangs zufrieden in einer mittlern Sphäre bewegen kann.

Vollständiger und folgerichtiger Atheismus ist schon deshalb gar nicht möglich, weil er vollständige Seelenkahlheit bedeuten müßte. Wo ein einziger Funke wahren Mitleids ist, geschweige denn echter Liebe, dort glimmt schon ein göttlicher Funke.

Wer Gott folgerecht verneinen wollte, der müßte niemals an den Anfang und an das Ende denken, d. h. er müßte entweder sich selbst für Gott halten, oder dem Tiere ähnlich werden. Gott ist nicht eine menschliche Vorstellung, die man verneinen oder bejahen kann, sondern die Wesenheit, ohne die das Leben anfangs in kleine Bruchstücke und dann in Nichts zerfallen würde. Ein Denken, das nicht nur Denkkraft, sondern auch Lebenskraft enthält,

muß zu Gott als zu der letzten Sicherheit gelangen. Gott verlangt von uns auch gar nicht, wir sollten ihn ergründen, da dies eine Einschränkung des Unergründlichen wäre. Was er von uns deutlich fordert, ist, daß wir stark und einheitlich leben sollen. Erst wenn wir uns in ihm verlieren, gewinnen wir unser eigentliches Selbst. Denn wer sich in Gott verliert, gewinnt die Welt.

Der Atheist ist geneigt, anzunehmen, daß wer sich nicht zu seiner Negation bekennt, ihn gar nicht verstehe, denn wäre er wirklich mit seinen negativen Gedanken vertraut, so müßte er sich ja von ihrer unwiderstehlichen Wahrheitskraft überzeugen lassen. Er weiß nicht, daß es Menschen gibt, die seine Gedanken in allen ihren Folgen viel kräftiger und tiefer durchdacht haben, als er selbst, und daher damit auch vertrauter sind, als alle die, für deren Denken der Atheismus nur ein bequemes Kopfkissen ist.

Im Pantheismus verschwindet der lebendige Mensch; die sittliche Welt kann da nicht mehr etwas besonderes sein: sie ist nur der blasseste Abglanz der harmonischen Gesetze des Weltalls. Für die ganze Tragödie menschlichen Daseins findet sich da weder Mitgefühl noch eine tiefere Einsicht. Die innere Welt muß dem Pantheisten als etwas ganz nebensächliches erscheinen. Zum eigentlichen Pantheisten gehört eine gewisse Kühle des Charakters, ein ausgeglichenes Glücksgefühl, das von der Vorherrschaft des harmonischen Intellektes

kommt. Am meisten kann uns der Pantheismus in der Jugendzeit zusagen, wo wir in ihm ein Gegengewicht zu unserm leidenschaftlichen Gefühle finden. Auch Goethe schreibt diesem Grunde die Vorliebe zu, die er in seiner Jugend für die Ethik Spinozas hatte. Er weiß aber zugleich, daß der sittliche Mensch mit dem Pantheismus doch nicht auskommen kann. Wer sich nun nicht zu einer pessimistischen Lebensansicht bekennt, der muß zu einer *positiven* Deutung des menschlichen Lebens gelangen. Selbst der Polytheismus der alten Griechen hatte jedenfalls mehr positiven Gehalt, weit mehr Festigkeit und Bildlichkeit als der Pantheismus, der sich mit dem wirklichen Menschen doch nur allzu leicht, allzu abstrakt abfindet. Wer sich also weder zum Polytheismus und Pantheismus, noch zu einer pessimistischen und nihilistischen Erklärung des Daseins bekennen kann, muß notwendig zu einer Ansicht kommen, worin der Geist die lebendigste Gestalt annimmt. Ist doch der *sittliche* Mensch auch nach dem Geständnis Goethes notwendig Theist.

Der Pantheismus ist, trotz seiner edlern und geistigern Abstammung, doch nur eine Abart des Naturalismus. Freilich hat auch der Theismus seine Schranke am Begriffe, wie der Pantheismus seine Schranke an der Natur hat. Der ‚lebendige Gott‘ ist etwas ganz andres als die mit Gott identifizierte Natur des Pantheisten, auch etwas ganz andres als der durch das Denken eingeschränkte Gott des

Theisten, überhaupt unendlich mehr, als was alle Theorien auszusagen fähig sind.

Hätte Gott uns nicht den Odem des lebendigen Geistes eingehaucht, so ginge unser Verlangen gar nicht nach den Höhen. Daß aber das Verlangen des geistig angelegten Menschen dahin geht, und all sein inneres Leben sich um Gott bewegt, darin äußert sich die Tatsache, daß Gott über unserm Denken und doch zugleich auch in uns selbst wohnt. Der Pantheismus verwischt den Gegensatz zwischen dem Ewigen und dem Vergänglichen, zwischen dem Erhabenen und dem Menschlichen und zieht den Schöpfer zur Schöpfung herunter, aber auch der außerweltliche Gott gewisser Dogmatiker, welche die einzig richtige Vorstellung von Gott zu haben wähnen, ist von begrifflichen Hüllen umgeben und oft nur ein Buchstabe, hinter dem sich kein geistiger Inhalt verbirgt, denn die Kraft des innerlich erlebenden Menschen wird hier ausgeschieden.

Agnostizismus ist das Geständnis, wir könnten nie erfahren, ob unser Leben einen Sinn habe, und so bliebe uns nichts andres übrig, als uns auf den mittlern Kreis des Wahrnehmbaren und Wißbaren zu beschränken. Es ist somit Skeptizismus ohne alles künstlerische Empfinden, das sich sonst dem skeptischen Denken oft beimischt; stellt doch auch der Skeptiker die Wahrnehmungen der Sinne und die sichtbaren Naturgesetze, soweit sie für den Hausgebrauch unserer Vernunft in Betracht kommen,

keineswegs in Abrede, denn er weiß zwar nicht, was und wo die Wahrheit ist, aber das Wort und die Vorstellung ganz abschaffen, das will er auch nicht. Der Agnostiker möchte aber die Vorstellung der Wahrheit einschränken auf das, was auf einer gewissen Entwicklungsstufe unseres Wissens erkennbar und beweisbar ist. Im Grunde ist es aber ein Absperren des menschlichen Geistes durch gewisse Schranken, ein Gefangennehmen unserer tiefsten Sehnsucht. Fausts sehnsuchtsvolle Klage: ‚Was man nicht weiß, das eben brauchte man', ist dem naturalistischen Agnostiker fremd, denn, was er braucht, weiß er, und was er nicht braucht, sollen auch die andern nicht brauchen. Daß wir vom Ewigen nichts wissen könnten, das ist in seinen Augen gar kein Grund zur Betrübnis, geschweige denn, daß ihm so etwas ‚das Herz verbrennen' kann, vielmehr fordert uns der Agnostiker nicht selten geradezu auf, darüber zu jubeln, da diese Sehnsucht über die Schranken des Sichtbaren oder Sinnenfälligen hinaus ihm als eine schädliche Einbildung erscheint und er für das Zuträglichste in Hinsicht auf das intellektuelle Tier das Eingeschlossensein in einem engen Kreise hält. Er sieht aber nicht, wie unser Inneres dadurch kahl gemacht und alles Schauens und jeder Genialität beraubt wird. Die Aussicht wird dadurch notwendig eingeengt, und wir werden auf das Zeitliche und Vergängliche eingeschränkt. Der Agnostizismus ist also folgerichtigerweise eine Verneinung alles ungewöhnlichen, ein Negieren aller unser Leben umgebenden Geheimnisse, die sich in außerordentlichen

Persönlichkeiten verkörpern und dann wenigstens zum Teil eine deutliche Gestalt annehmen.

Naturalismus, Agnostizismus und Skepsis sind eng miteinander verbunden: das juste milieu ist ihnen allen eigen, da ihnen das Verlangen nach innerster Freiheit, die Begeisterung, die Beziehung zu einer höhern Welt fehlt. Der Skeptiker kann aus angeerbter Gewohnheit gewisse Höhen des Geistes hie und da noch anerkennen, der Agnostiker verhält sich gegen diese Höhen ganz gleichgültig, wenn er keine ausgesprochene Leidenschaft hat, die ihn zur entschiedenen Negation führt, der Naturalist will nicht nur von diesen Höhen gar nichts wissen, sondern er bekämpft sie mit der ganzen Stärke seiner Sinne.

Aller Erkenntnis muß die Gewißheit vorangehen: um etwas zu erkennen, müssen wir glauben, daß es erkannt werden könne, daß unser Erkennen eine unversiegbare Kraft habe. Die Gewißheit ist demnach vor allem Forschen und Denken da und weit mächtiger als der forschende und grübelnde Intellekt.

Wer Kinder hat, hat im Grunde kein Recht mehr, skeptisch und pessimistisch zu sein, weil dann schon etwas positives — Liebe und Fürsorge — hinzukommt. Daher sieht man oft, wie Skeptiker und Pessimisten darauf bedacht sind, daß ihre Kinder anders werden möchten, als sie selbst, und zwar aus Liebe zu ihren Kindern.

Niemand hat das Recht, die Menschen zu verachten, zugleich hat freilich auch niemand die Verpflichtung, die vielen Oberflächlichkeiten, Leichtfertigkeiten und Veränderlichkeiten, geschweige denn Schlechtigkeiten des Menschen gleichgültig hinzunehmen. Aus diesem Widerspruche kann es gar keinen andern Ausweg geben, als daß wir zu etwas gelangen sollen, das weit höher als der Mensch ist, und wir dann auch den Menschen zu achten und zu lieben anfangen.

Erst wenn wir in uns das Göttliche entdeckt haben, können wir es auch draußen entdecken. Um zu erfahren, was Gott ist, müssen wir jedenfalls zuerst uns selbst gefunden haben. Was Gott ist, erfahren wir, wenn wir wissen, was sein Wille ist. Was sein Wille von uns fordert, ahnen wir alle mit mehr oder weniger Klarheit: Erhöhung über die niedere Natur, Steigerung unserer Glaubenskraft, Lauterkeit und unerschütterliche Gerechtigkeit in unsern Beziehungen zu den Mitmenschen.

Überaus wichtig, wenn auch überaus schwer ist es, den festen Punkt zu finden, auf dem das Gleichgewicht zwischen Gott und Mensch ruht. Wir sind nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen, aber die Züge davon sind in uns nur angedeutet. Unsere Aufgabe besteht darin, den Entwurf weiter auszuführen in der Richtung der lichten Höhen, die uns vorschweben. Es ist das die höchste schöpferische Tat des Menschen, die Grenze zwischen Schöpfer

und Geschöpf so zu ziehen, daß sie beide weder zu weit auseinandergehen, noch miteinander verschmelzen, daß weder das Geschöpf im Schöpfer, noch auch der Schöpfer in seiner Schöpfung aufgehe.

Gleichwie der tiefe und edle Charakter ohne den Glauben an eine unvergängliche Welt nicht denkbar ist — bonus vir sine deo nemo est — so ist auch eine Zeit echter Kultur ohne diesen Glauben nicht möglich.

‚Gott fürchten' will sagen: gar keine Furcht vor den Menschen haben, ganz unabhängig von ihrer Meinung, von ihrer Mißgunst und Verleumdung sein. Eine solche Unabhängigkeit und Furchtlosigkeit, frei von aller Einbildung und Selbstüberhebung, ist nur dadurch möglich, daß wir ‚Gott fürchten'. Wer auf die Menschen nicht baut, der kann gar nicht anders als auf Gott bauen.

‚Meine Seele dürstet nach Gott, dem lebendigen Gott. Wann werde ich hingelangen und Gottes Angesicht schauen? Meine Tränen wurden meine Speise Tag und Nacht, als sie immerfort zu mir sagten: Wo ist dein Gott? ... Was bist du gebeugt, meine Seele, und warum tobst du in mir? Harre auf Gott!' Diese Worte des Psalms sind der einfachste, ungeschwächte Ausdruck für das wahre Verlangen nach dem Höchsten, nach dem ‚lebendigen Gott'. Welche Gedrängtheit und Festigkeit — ganz anders, als das verwickelte Denken in seinem

Erkennen Gottes auf den vielen Umwegen des Verstandes.

Offenbarung bedeutet, daß Gott das Innere des Menschen aufschließt und zugleich den Menschen das ihm bisher verborgene ahnen läßt. Auch jetzt noch können Berufene die Wirkung eines solchen Zustandes erfahren, wenn auch den spätern Zeiten die ursprüngliche Frische abgeht, das sich offenbarende Geheimnis zu schauen, statt darüber zu denken. In den alten Zeiten mußte dieser innere Zustand als das höchste Wunder empfunden werden, während er in der abstrakten Sprache der Neuern nur als das Unerforschliche bezeichnet wird, worin Anfang und Ende geheimnisvoll zusammenkommen.

Gott offenbart sich jeden Tag von neuem denen, die ihm aus allen Seelenkräften anhangen, und er verschließt alle seine Geheimnisse den Selbstischen und den Seelenlosen.

Religion ohne Gott hat kein festes Fundament: sie ist entweder Verehrung des Vergänglichen, ein mehr oder weniger verklärter Götzendienst, oder bloß Lebensverneinung aus Mitleiden mit der Kreatur.

Gottlos ist alles, was unser inneres Leben kahl und dürre macht.

Es gibt Menschen, die nicht eher ruhen, als bis sie das Lebendige abgetötet haben, um es zergliedern zu können. Es sind die gottlosen und leblosen.

Es gibt noch viele Menschen, die Gott aufs neue erschaffen sollte, denn sie sind Erdenklöße geblieben, ohne lebendige Seele.

Die Erziehung der Menschheit ist die schwerste Aufgabe, die Gott sich gestellt hat: wurden doch sogar die zehn Gebote, wie die Legende erzählt, erst angenommen, nachdem Gott den Sinai in die Höhe gehoben und die Söhne Israels darunter zu begraben gedroht hatte.

Alles was wir über die Lebenswahrheit reden und schreiben, ist nichts dem Unerforschlichen gegenüber, von dem es heißt: ‚Du sollst Gott lieben von *ganzem* Herzen, aus *ganzer* Seele.‘ Diese Liebe ist etwas völlig andres als Worte und Gedanken.

In der Einsamkeit lernen wir Gott schauen; im Zusammenleben mit den Menschen lernen wir Gott dienen.

Gott lieben, sagt weit mehr, als sich zu ihm bekennen. Daher heißt es auch nicht, Gott sei das Denken, wohl aber, Gott sei die Liebe.

Selbsterkenntnis setzt immer Selbständigkeit voraus. Wer sich selbst aufrichtig zu erkennen sucht, den kann der Eindruck, den er mit seiner Person auf die andern macht, gar nicht kümmern, denn er hängt in allem nicht von den Menschen, sondern nur von Gott ab.

Wer aus der Zersplitterung wieder zur Einheit gelangt, der erfährt am deutlichsten, was Gott ist. Wenn unser ganzes Leben nicht flackernder Schein sein soll, so muß auch der Grund unseres Lebens ein unerschütterlicher sein. Glaube bedeutet daher, unser Leben dem Unvergänglichen zuwenden, um es vor Zersplitterung, vor dem Aufgehen in tausenderlei Kleinigkeiten und vor Selbstvernichtung zu erretten.

Hätten wir Ruhe in uns selbst, so wäre auch Friede draußen. Aber aus unserm innern Unfrieden wachsen immerfort unlautere Triebe hervor, aus denen dann alle Veranlassungen zu Streit und Krieg entstehen. Der Krieg ist unsere eigenste Natur. Wer sich nicht Gott, der tätigen Ruhe, zuwendet, der muß in der tätigen Unruhe sein Leben lang verharren.

Wer sich vermißt, Gott in einen Begriff zu bringen, erinnert an den Schwarzkünstler, der den Geist in eine Nußschale gebannt zu haben wähnte und auch die andern davon überzeugen wollte.

Der wesentliche Unterschied zwischen dem Verstandesmenschen und dem seelischen Menschen ist, daß, wo dieser innerlich erlebt, jener das innere Leben aus der Ferne zu bestimmen und in kalten Gedanken auszudrücken sucht. Wer Gott mit dem kalten Verstande nahen will, entfernt sich unmerklich von Gott und vom Leben.

Haben wir unsere Mitmenschen in ihren Gebrechlichkeiten und Hinfälligkeiten erkannt, so sind wir bald allein. Um uns vor jeder Menschenverachtung zu retten, müssen wir auf dem Umwege über die Höhen wieder zu unsern Mitmenschen kommen: ihre Gebrechlichkeiten und Nichtigkeiten gehen uns dann nicht mehr zu Herzen, da wir dann das Höchste beständig vor Augen haben und ihm nachstreben.

Mag unser Intellekt uns noch so hohe Stelzen verabreichen, so bleiben wir doch überaus klein, so lange wir nicht eine höhere Welt über uns anerkennen.

Wer für das Ewige lebt, bereichert und verklärt dadurch auch das Zeitliche. Wer aber nur für das Zeitliche lebt, der vermindert auch das Zeitliche und macht es unlauter.

Je stärker der Mensch ist, desto stärker ist auch sein Verlangen, das Vollkommene zu verehren. Wer Gott nicht dient, der dient im Grunde sich selbst und begibt sich irgendwie in eine Abhängigkeit von seinen eigenen verworrenen Trieben. Manchem, der überlegen die Frage an uns richtet, was Gott sei, sollte man, wie der griechische Weise Bias in einem ähnlichen Falle, zur Antwort geben: ‚Du fragst nach etwas, das dich gar nichts angeht!‘

Wir können den Menschen nicht lieben, ohne Gott zu lieben, und die Liebe zu Gott setzt auch in Gott Liebe voraus. Sonst müßten wir uns zum

Pessimismus bekennen, wenn wir uns ernstlich mit dem menschlichen Leben auseinandersetzen. Wir sind dazu da, einander zu lieben, d. h. wir sind vor allem dazu da, Gott zu lieben: von dem Gipfel aus hellt sich für uns alles Leben auf.

Dem Gerechtigkeitsgefühle der jetzigen Menschheit geht die Beziehung auf ein Höheres als der Mensch ab. Ihrer Humanität fehlt die Energie und die urwüchsige Lebendigkeit: den Mitmenschen mit allen seinen Übeln und Widersprüchen, mit seiner Schwachheit und Leichtfertigkeit lieben, das kann der charaktervolle Mensch gar nicht; er muß über den gebrechlichen Menschen hinaus immer höher und höher, bis zu Gott emporsteigen: wenn wir nicht an die höchste Verkörperung der Gerechtigkeit glauben, sinken wir zum tierischen Kampfe ums Dasein herunter, und selbst unsere schwächlichen Humanitätsideale müssen sich dann allmählich verflüchtigen.

Mancher glaubt, es gehöre Tapferkeit und Mut dazu, sich mit der vergänglichen Welt wie mit einer Naturtatsache abzufinden und nach gar keinem Ausblick auf eine unvergängliche Welt zu verlangen. Aber im Grunde vergöttert er seinen eigenen Mut und die vergängliche Einbildung von seiner Tapferkeit, denn ohne etwas höheres als die einfache Natur kann der fühlende und denkende Mensch nicht leben, und wer sich nicht zum Unvergänglichen bekennt, der bekennt sich zu etwas, das an die Stelle des Unvergänglichen treten soll:

sucht er doch irgendwie über sein eigenes Selbst hinauszugehen, es zu heben, das Diesseits auszuweiten, damit das Leben auf Erden nicht sinnlos sei. Woher kommt zu ihm überhaupt dieses Bestreben, sein Selbst etwas zu heben? Und wenn es gehoben werden soll, warum dann nicht höher und höher?

Viele Menschen sehen nur das Werk und nicht den Schöpfer, die äußere Tat, nicht den innern Grund, den Stoff, nicht den Geist, das Sichtbare, nicht das Verborgene, den Schatten, nicht das Licht, die Erde, nicht den Himmel, den Menschen, nicht den lebendigen Gott.

Das Höchste können wir nur in persönlicher Gestalt erfassen: alles unpersönliche ist kraftlos und leblos.

Die Persönlichkeit hat ihre Wurzel in einer höhern Welt. Was unten bleibt, ist unpersönlich. Für die Natur sind wir freilich unpersönlich, da sie nur die Arten kennt und auf die Erhaltung der Arten ausgeht, aber für Gott sind wir persönlich.

Gott ist nicht etwa das Ergebnis der Vernunft, zu dem der Philosoph Ja oder Nein sagen kann, sondern der Urquell alles Lebens und alles Geistes. Von jeher lebte in der Menschheit das Bewußtsein, daß die Verneinung dieses Quells nur Ichsucht und Vernichtung mit sich bringen müsse.

Das Unberechenbare hat vom Himmel selbst eine Stätte im Leben angewiesen bekommen, jedoch unter der Bedingung, daß es nur Gott und nicht der Unterwelt diene.

Die definierbaren Vorstellungen sind stets eine Einschränkung des Lebensgehaltes, eine Grenze unseres Auffassungsvermögens, die Gottesvorstellung hingegen eine Ausweitung und Vertiefung. Gott ist der Quell aller Klarheit und aller geläuterten Tatkraft. Tiefe und Vielseitigkeit ohne Unbestimmtheit und ohne Schwanken — das kann uns aus keinem andern Quell zukommen. Wie können wir auch bei all den definierbaren Vorstellungen stehen bleiben, wenn sie ja gar nichts festes und unveränderliches in Hinsicht auf unsere Bestimmung und auf den Sinn unseres Denkens und Handelns aussagen können. Je kräftiger und vielseitiger ein Charakter ist, desto weniger kann er sich mit begrenzten Vorstellungen zufrieden geben. Persönlichkeit ohne Glaubenskraft, Persönlichkeit ohne die Nähe Gottes ist gar nicht denkbar.

Gott war von jeher der Quell aller Begeisterung und alles innern Lebens, zugleich auch der Ursprung der Gerechtigkeit im Zusammenleben der Menschen.

Schon das Alte Testament, worin der menschliche Wille durch Gottesfurcht geläutert und erzogen wird, stellt die Liebe zu Gott als das Letzte und Höchste hin, freilich noch mit einem gewissen Nach-

druck des Befehls. Die Furcht vor Gott ist stets dort geboten, wo die Liebe zu Gott sich noch nicht frei kundgeben kann.

Begeistern und läutern, aufrechterhalten im Leben und den Charakter festigen, kann nur der Gott der Propheten mit seiner Bestimmtheit und seiner von der Natur ganz unabhängigen Erhabenheit. Diese Gottesvorstellung ist auch das unerschütterliche Fundament, auf dem Christus seine in die Weite und in die Tiefe wirkende Lebensansicht aufbaut. Die weitschweifige Intellektualität ist ebensowenig fähig, den Menschen mit Gott zu verbinden, wie das pantheistische Gefühl.

Da der energische Ausdruck des vollen Lebensgehaltes uns zu Gott führen muß, so ist Gott der Quell aller Lebenskraft, aller Größe und aller Reinheit. Ist es denn möglich, das Nebensächliche zu überwinden und am Hauptsächlichen unerschütterlich festzuhalten und den höchsten Zielen nachzuleben, wenn unser ganzes Wirken hienieden nur auf den engen irdischen Kreis eingeschränkt wäre, und der Tod uns ganz vernichtete? Für den, der die begrenzten Vorstellungen überwunden hat, kann es gar keine Vernichtung geben, denn der Tod stellt sich ihm als die letzte Offenbarung dar.

Unsere Beziehung zu Gott weist folgende Stufen auf: Gott zieht in das Denken ein, Gott bemächtigt sich unserer seelischen Erfahrung, Gott beginnt, unsern Willen zu beherrschen. Diese höchste

Stufe kann freilich nur von wenigen erklommen werden.

Gott und Mensch streben danach, einander immer näher zu kommen. Das ist das tiefste Geheimnis der Menschheit und auch der Sinn ihres Daseins, was jedenfalls eher einleuchten muß, als die Einigung des Menschen mit der Natur, von der unklare Köpfe träumen.

Selbstbefreiung und Selbstbescheidung

Unser Leben kann gar kein andres Ziel haben als Freiheit und Einheit. Wir sind getrennt von den Urquellen der vollen Erkenntnis, und die gebrochene und getrübte Erkenntnis kann uns doch nicht befriedigen. Selbst wenn wir es wollten, könnten wir uns dabei nicht beruhigen: ist doch unser Streben immer mehr als unser Können, unser Denken immer mehr als unser Leben. Und so ist das Leben der Menschheit ein beständiges Suchen nach etwas, das sie nicht hat und doch haben möchte, als wenn sie es schon einmal besessen und nur eingebüßt hätte, als wenn sie vormals mit der Wahrheit geeinigt gewesen und von ihr nur abgefallen wäre, als wenn sie von dem Anblicke der vollen Wahrheit vertrieben worden wäre in eine Welt von Widersprüchen und Unzulänglichkeiten, und als wenn der Mensch selbst diese Vertreibung verschuldet hätte.

Der Quell wesentlich schöpferischer Wirkungen liegt anderswo als in der logischen Gesetzmäßigkeit der Vernunft. Denn alle von der Vernunft beleuchteten und geordneten Notwendigkeiten sind noch keine Freiheit, sondern nur ein etwas ausgeweiteter Kreis der Natur. Die Freiheit ist weder in der Natur, noch auch in den Gesetzen der Vernunft.

Wenn die Philosophie wähnt, freier zu sein als die Religion, so wähnt sie eben, daß der Quell der Freiheit in der Vernunft liege, während er in Wirklichkeit dort doch nicht zu finden ist.

Die unerläßliche Bedingung zur Erreichung der Freiheit ist die Erfüllung der Pflichten, denn wer ohne Erfüllung der Pflichten frei sein will, begibt sich unmerklich in Sklaverei: er wird sein eigener Sklave, ohne es zu wissen, oder er wartet, daß die Freiheit zu ihm aus der blauen Ferne komme.

Wir müssen fest auf dem Boden der Lebenswirklichkeit stehen, aber wir dürfen in der Lebenswirklichkeit ja nicht stecken bleiben und unser Herz nicht zu sehr an die sichtbare Welt hängen. Wir müssen unsern Geist frei darüber schweben lassen. Das ist auch wahre Freiheit, wenn die Freiheit nicht eine Abstraktion bleiben soll.

Das gesteigerte Gefühl innerer Freiheit ist keine Frucht am Baume des Wissens: kann man doch äußerlich frei sein und dabei innerlich unfrei bleiben. Die Freiheit, die am Baume der Erkenntnis wächst, muß früher oder später die Menschen von dem festen Boden so lösen, daß sie nicht mehr wissen werden, wo die Wurzel ihres Lebens liegt.

Die Zweiheit des Menschen ist für den Nachdenkenden schon etwas wunderbares. Das größte Wunder ist aber die innere Freiheit.

Alles wunderbare liegt an der Grenze zwischen der innern und äußern Wirklichkeit. Wer die innere Wirklichkeit stärker als die äußere empfindet, der verlangt nicht mehr nach äußern Wundern, da er oft innere erlebt.

Die innere Freiheit steht über den Grundsätzen, denen sie dient. Der Fanatismus dagegen ist eine gefesselte Abhängigkeit von Grundsätzen, und er will durchaus den Druck, an den er sich gewöhnt hat, auch auf andre übertragen: weil er selbst beherrscht wird, möchte er um jeden Preis herrschen.

Den Irrtum durch Zwangsmittel und durch Verfolgungen entfernen wollen, ist der größte aller Irrtümer und zugleich der verwerflichste. Die Wahrheit ist nicht nur ernst, sondern auch milde, und weist alle Gewalt aus ihrer Sphäre zurück. Ohne Freiheit kann sie nur ein kümmerliches Dasein fristen, und wenn sich der Zwang zu ihr gesellt, muß sie bald dahinsiechen. Die Geschichte der Menschheit schwankt zwischen einseitigem Streben nach Wahrheit und einseitigem Verlangen nach Freiheit. Die schwerste und höchste Aufgabe der Menschheit ist, die Stelle zu finden, wo sich die unerschütterliche Wahrheit mit der Freiheit unauflöslich verbinden könnte, so daß die Wahrheit keinen Druck mehr ausüben und die Freiheit keine Irrgänge mehr aufsuchen würde.

Das echte Gebet kann als ein Sehnen und Verlangen nach dem Reiche Gottes bezeichnet werden.

Soll der, dem die Gabe des Dichtens, des Gestaltens zuteil geworden ist, sich gemäß seinen Kräften Luft machen? Soll der, welcher nicht selbst dichten und künstlerisch gestalten kann, Erzeugnisse der echten Dichter lesen und Kunstwerke mitempfindend betrachten? Tief empfundene Gebete, haben die gleiche Kraft wie echte Kunstwerke, ja eine noch gesteigertere Kraft innern Erlebens. Auch hier müssen wir zwischen dem echtesten Ausdruck tiefer Erfahrung und einer barocken Nachahmung oder gar einem Nachplappern unterscheiden.

Jeder schöpferische Zustand, worin wir uns selbst entrückt sind, hat viel von dem Zustande aufrichtigen Betens an sich.

Tätigkeit ohne Beschaulichkeit, ohne Selbsterkenntnis hat Verflachung oder gar Gewissenlosigkeit zur Folge.

Die wahre Ekstase ist die unsichtbare, die den Augen der Menge verborgene. An der sichtbaren Ekstase sind die Nerven und die menschliche Gebrechlichkeit zu sehr beteiligt.

Der Starke läuft Gefahr, übermütig, und nicht selten auch brutal zu werden: er bedarf einer Mahnung und zugleich eines Schutzes gegen sich selbst. Das Glück neigt zur Selbstüberhebung; der Reichtum sperrt uns meistens den Weg nach den Höhen ab. Immer muß unser Ich herabgesetzt, und ein höherer Wille anerkannt und angerufen werden: der Starke muß ihn anrufen gegen Selbstüber-

hebung; der Schwache muß ihn anrufen zur Stärkung und zum Trost. Daher wurde auch das Gebet von jeher als ein Mittel aufgefaßt, den Eigenwillen zu beugen und zugleich all unsere Wünsche auf das Höchste zu richten; auch galt das Gebet von jeher als ein Band, das die einzelnen Menschen miteinander verknüpft, denn vor Gott sind alle Menschen gleich.

Wie die Bildkraft des Künstlers nicht aus der Welt der Begriffe stammt und auch nicht mit Begriffen gedeutet werden will, so auch das Schauen des religiösen Menschen, da es oft sogar in Bildern keinen entsprechenden Ausdruck finden kann: Religion äußert sich eben in der ganzen Art und Weise, wie wir uns zu der Welt und den Menschen verhalten.

Persönlichkeit

Die tiefsten Menschenkenner haben keine theoretischen Betrachtungen über den Menschen angestellt, sondern durch die Macht ihrer Persönlichkeit gewirkt und unerschütterliche Einsichten geäußert, die in keinem Widerspruche zu ihrem eigenen Leben standen. Die Tat war für sie höher als der Gedanke: ist doch dieser nur so viel wert, als er den Weg zum Leben zeigt und beleuchtet.

Leben kann eigentlich nur die Steigerung der inneren Kräfte heißen. Was kosmisches Leben ist, das können wir gar nicht genau wissen; menschliches Leben aber ist gesteigerte Wirkung des Geistes. Leben heißt, mit den Widersprüchen der Wirklichkeit auf schöpferische Weise fertig werden.

Ein selbständiger Charakter ist, wer in sich selbst mehr findet, als in der Außenwelt, und das Bewußtsein hat, draußen könne er nur den Stoff holen, den er mit seinem Geiste durchdringen und schöpferisch gestalten soll.

Der Charakter kann bis zur Erhabenheit, der Intellekt nur bis zu einer gewissen Höhe gelangen.

Ohne innern Kampf und ohne Opfer kann hienieden nichts echtes erreicht werden. Stets müssen

wir uns vergegenwärtigen, daß andre vor uns bei ihrem Streben nach den Höhen es so wenig leicht wie möglich hatten, und daß auch nach uns die, welche dahin gerufen werden, es ebenfalls nicht leicht haben werden. Es gibt keinen leichten und selbstzufriedenen Heroismus.

Je tiefer wir uns selbst achten, desto höher sind auch die Anforderungen, die wir an uns und zugleich an unsere Mitmenschen stellen. Noch höher ist jedoch der Seelenzustand, worin wir alles von uns selbst und so wenig wie nur möglich von den andern fordern.

Die geistige Persönlichkeit erkennt man daran, daß sie nicht bei ihrem eigenen Selbst weilt, vielmehr dieses Selbst in den Dienst eines höhern Willens stellt.

Es liegt ein unerklärlicher Gegensatz in der Beziehung des Menschen von tiefen innern Erfahrungen zu denen, die ihrer ermangeln und sie daher entweder nur dann anerkennen, wenn sie mit vielen Äußerlichkeiten vermischt werden, oder sie überhaupt von sich weisen. Und welch unerklärliches Walten liegt auch darin, daß unter den Nachkommen dieser äußerlichen Menschen sich manche finden können, die aus innerster Erfahrung das Tiefste verfechten werden, und zwar gerade gegen die Nachkommen derer, welche für die unsichtbare Welt eingetreten waren.

Der Held der Welt dient und huldigt bewußt oder unbewußt den Leidenschaften der Menge: ist er doch selber nur der höchste und schärfste Ausdruck dieser Leidenschaften, auch wenn er, wie Napoleon, die Menge verachtet. Seine Taten können nur als Mittel zu irgend einem höhern Zwecke einen Wert beanspruchen. Daß der Held der Welt schon in seiner Erscheinung der höhere Lebenszweck sei, das ist doch eine sinnlose Behauptung: die wahre Persönlichkeit kann nie für sich selbst der höhere Zweck sein, sondern sie muß ein Höheres über sich anerkennen, um in dessen Dienste ihre Taten zu verrichten.

Alles Heldentum ist göttlichen Ursprungs: es gibt keine Helden der Materie, sondern nur Helden des Geistes.

Persönlichkeit läßt sich nicht in einen Begriff bringen, ebensowenig wie das Leben: sie ist geheimnisvoll in ihrem Ursprung, sie verkörpert in sich zwei Welten, ein Diesseits und ein Jenseits. Sie steht fest auf dem Boden der Wirklichkeit, und ist doch zugleich eine Überwinderin der Natur. Sie geht nicht auf Einzelheiten aus, sondern umfaßt das ganze Leben. In all dem, was sie anstrebt, liegt die klarste Deutung des Lebens und zugleich ein Widerspruch zur Welt. Sie ist das Höchste, was die Menschheit hervorbringt, in ihr äußert sich das Letzte, was der Mensch denken und erfassen kann, denn in ihr tritt uns das verkörpert entgegen, was sich in den andern Menschen nur als Wunsch und

Gedanke regt. Eine wahre Lebensansicht hat nur die Persönlichkeit: sind doch Leben und Denken in ihr aufs engste verknüpft. Aber je größer und tiefer die Persönlichkeit ist, durch desto größere Kämpfe und innere Konflikte muß sie hindurchgehen, um sich der widerstrebenden Welt mitzuteilen. Dies ist von der ganzen Lebenstragödie unzertrennlich: würde das Tragische ausgeschieden werden können, so würde dadurch auch die Persönlichkeit in ihren eigentlichen Wirkungen aufgehoben. Durch die Wirkung der wahren Persönlichkeit kommt ins Leben ein *positiver* Gehalt.

Die, welche auf die Menschheit die tiefste Wirkung ausüben, haben am wenigsten genaue und ausführliche Nachrichten über ihren Lebensgang hinterlassen. Alle die Mitteilungen, die sie hätten hinterlassen können, wären doch nur äußerlich, und die Tiefe ihres Lebensgeheimnisses wäre dadurch nicht im mindesten erhellt. Es liegt in der Persönlichkeit, daß sie sich nur dem innerlich lebenden Menschen offenbart, aber auch dann noch ihre Unergründlichkeit bewahrt.

Moses im Pentateuch macht einen überwältigenden Eindruck; kein andrer Gesetzgeber läßt sich mit ihm auch nur im entferntesten vergleichen. Seine Gesetzgebung ist nicht auf der Erde und unter Menschen gestaltet, sondern auf der Höhe: sie ist abgeleitet aus dem höchsten Quell alles Lebens, und hat daher eine unverwüstliche Kraft und eine unvergängliche Größe. Moses mußte seine Gesetze in

Stein hauen; für die Gesetze Solons z. B. genügten auch Holztafeln.

Durch die ganze biblische Weisheit geht das Bewußtsein der Unbeständigkeit in den Verhältnissen des menschlichen Lebens, der Änderungen, der Umwälzungen und Stürme, denen die Gemeinschaft und auch der Einzelne unterworfen sind. Aber die biblische Weisheit bleibt nicht bei den Vergänglichkeiten stehen, sondern eröffnet immerwährend eine höhere Welt geläuterter Willenskraft, ganz anders als die Weisheit der pessimistisch angelegten Griechen, wie Simonides oder Theognis von Megara, die keine Befreiung von der Unbeständigkeit aller Lebensverhältnisse und von den Stürmen des Diesseits kennt.

Die prophetische Richtung im Alten Testament kann keineswegs mit dem Worte Optimismus abgetan werden. Die Propheten hatten einen tiefen Einblick in die Widersprüche des Daseins, aber ihre geistige und sittliche Energie, die sie auf eine höhere Welt hinwies, bildete ein unerschütterliches Gegengewicht zu ihren Erfahrungen mit den Menschen.

Im Alten Testament waltet eine sehr hohe Auffassung der Gerechtigkeit, ein tiefes Gefühl der Verantwortlichkeit der Starken gegen die Schwachen. Die Propheten werden nicht müde, in einem fort von dem gerechten und lebendigen Gotte zu sprechen und tragen in die Vorstellung der Gerechtigkeit einen so unerschöpflichen Inhalt, daß wir

ihre Auffassung der Gerechtigkeit gar nicht übertreffen können.

Eine richtige Einteilung der Menschen wäre vielleicht die in profane, die keine Ahnung von den Lebensgegensätzen und dem innern Menschen haben, selbst wenn sie durch eine gewisse Schule der Bildung gegangen sind, und solche, die innere Erfahrungen haben und über den engen Kreis der Natur und des Alltäglichen hinaus eine höhere Welt des Geistes erstreben.

Was die tief religiöse Natur auszeichnet, ist eine besondere Art von Begabung, wodurch sie der sichtbaren Natur die Übernatur, und dem Reiche, das von dieser Welt ist, ein Reich entgegensetzt, das voll schöpferischer Wirkungen ist.

Sich in die Höhe erheben und alle Luftgebilde vernichten wie Bellerophon die Chimären, das ist die Aufgabe des Geistes, der sich von allen Selbsttäuschungen und Utopien fern halten und doch auch nicht in der niedern Lebenswirklichkeit stecken bleiben will.

Je tiefsinniger und feinsinniger einer ist, desto mehr Unruhe, Sehnsucht und auch Klippen findet er in sich: der Intellekt kann diese Unruhe nicht beschwichtigen und diese Klippen nicht umschiffen.

Die Furchtlosigkeit des Menschen, der aus allen Seelenkräften mit dem Schicksal gerungen hat, ist immer mit wahrer Ehrfurcht vor den höhern Mäch-

ten verbunden. Seelenreife ist das Gegenteil von allem titanischen Trotze.

Das Tier hat weit mehr Sicherheit als der Mensch, und je niedriger die Stufe ist, worauf der Mensch steht, desto größer ist auch seine instinktive Sicherheit. Auf den Mittelstufen ist der Mensch immer schwankend, tastend und zweifelnd. Erst auf den höheren Stufen kommt innere Gewißheit und Festigkeit wieder an den Tag, aber nicht mehr als Instinkt, sondern als eine geläuterte, durchdringende Kraft.

Das Geheimnis der menschlichen Natur äußert sich auch darin, daß sie zwischen Tätigkeit und Ruhe kein Gleichgewicht finden kann, während allen andern Wesen dieses Gleichgewicht innewohnt.

Die scheinbaren Widersprüche des innerlich lebenden Menschen sind in Wirklichkeit nur auseinandergehende Strahlen, die alle aus einem Mittelpunkte kommen, den der trockene Verstand gar nicht ahnen kann.

Die innere Vervollkommnung der Menschheit geht überaus langsam vor sich. Was mit Riesenschritten vorwärts geht, ist nur die Vervollkommnung der äußern Lebensverhältnisse. Der innere Mensch hat zu allen Zeiten die gleiche Aufgabe vor sich: wenn der Einzelne an seiner Selbstvervollkommnung arbeitet, so bewirkt er dadurch auch die Vervollkommnung der Menschheit.

Jeder weiß in einzelnen Augenblicken, daß das Hohe und Echte etwas andres ist als das Niedere und Gewöhnliche, aber dieses Bewußtsein glimmt bei vielen nur als ein Funke unter der Asche.

Unsere eigentliche Lebensaufgabe ist, alles Nichtige in uns zu vernichten.

Genie, Fähigkeiten, Schönheit können wir uns nicht geben: sie können wir nur durch ein günstiges Geschick haben; aber an uns selbst arbeiten, um eine immer größere Reinheit und Uneigennützigkeit zu erlangen, das können wir, und das ist auch das höchste Verdienst.

Die scheinbare Unruhe des innerlich lebenden Menschen in seinem Streben nach immer größerer Selbstvervollkommnung ist eine weit stärkere Gesundheit als die gleichmäßige Ruhe des Selbstzufriedenen.

Zu den Höhen des Geistes führt kein geebneter Weg: wer sie ersteigen will, muß sich den Weg dahin selbst bahnen.

Der schöpferische und inhaltsvolle Mensch zeigt durch das Beispiel seines eigenen Lebens, was Leben ist. Der kritische Kopf dagegen kommt aus der Kritik gar nicht heraus und zeigt, was Leben nicht ist.

Hinter jeder Tat und jedem Werke muß eine lebendige Seele stehen: ein reges Leben muß sich darin aussprechen und nicht eine angelernte Ge-

wohnheit. Was der Mensch im Zustande innerer Öde oder gar aus Eitelkeit und der öffentlichen Meinung zuliebe tut, kann nicht gut genannt werden.

Die anima candida verhält sich zu der bloß tätigen oder bloß intellektuellen Natur wie ein seltener Edelstein zu einem noch so gediegenen und kostbaren Metalle.

Dem kühlen Menschen fällt es leicht, Versuchungen zu widerstehen, nicht so dem feurigen Temperament, da es leidenschaftlich gerade durch seine Leidensfähigkeit ist. Sein Feuer flammt in die Höhe und muß den Rauch überwinden: es ist, als wenn es den Himmel um Reinheit anflehte, denn nur durch die Reinheit kann das feurige Naturell auf die sonnigen Gipfel gelangen und seine starke Sehnsucht in Liebe verwandeln.

Wir sollten allezeit nur das äußern, was die Menschen miteinander verknüpft, nicht aber das, was sie gegeneinander reizt und aufbringt. Die Lebenswirklichkeit läßt es aber nicht zu, weil die Verschiedenheit der Ansichten und der Parteien tief in der Verschiedenheit der menschlichen Charaktere begründet ist.

Über die gewöhnlichen Dinge haben die Menschen einerlei Gedanken; erst bei den höhern Dingen beginnen die Meinungsverschiedenheiten und die Streitigkeiten. So haben ja auch die Menschen über das Brunnenwasser das gleiche Urteil, und

erst in bezug auf den Wein beginnen die Ansichten auseinanderzugehen.

Toleranz ist ein schlecht geprägtes Wort. Duldung setzt weder Liebe, noch Achtung voraus. Freilich gibt es Gedanken, die so schwach, und Überzeugungen, die so leichtsinnig sind, daß sie auf Achtung keinen Anspruch machen können. Kommen nun diese zur Herrschaft, so sind es die tiefen und großen Gedanken, die geduldet werden. Wer herrscht, der achtet nicht, sondern duldet nur. Aber auch dem tiefen und starken Charakter fällt es nicht leicht, gegen Leichtfertigkeit und Verkehrtheit duldsam zu bleiben: cui malus est nemo, quis bonus esse potest? Liebe ist jedoch weit mehr als alle Duldsamkeit: es gibt einen Zustand des Mitgefühls, wo wir alle Fehler und Schwächen der andern genau sehen, und doch nicht aufhören, den andern unser Mitgefühl zu schenken.

Die Toleranz, die sich nicht auf wahre Menschenkenntnis gründet, ist bloß eine eingebildete und bricht bei der ersten Gelegenheit in sich selbst zusammen.

Es gibt eine Nachsicht, die nur aus Trägheit und Teilnahmslosigkeit kommt, und gerade Menschen, die in dieser Weise nachsichtig sind, gelten für die liebenswürdigsten. Etwas ganz andres ist der wahrhaft nachsichtige: er sieht wohl die Gebrechen und verhält sich keineswegs gleichgültig dazu, aber er vergegenwärtigt sich zugleich die Vererbung

durch Generationen, die Fehler der Vorfahren, die in den Nachkommen so deutlich hervortreten, das harte Naturgesetz, den Einfluß, den die Umgebung auf uns hat. Er sieht genau das Erbübel und erhebt sich in eine Sphäre überwindenden Mitgefühls; sein klarer und eindringlicher Blick bekommt eine warme Milde. Verantwortungsgefühl und Nachsicht wirken bei ihm zusammen.

Den meisten Gebildeten sind künstlerische Erlebnisse zugänglicher, als religiöse, aber auch dort bleiben ihnen die Tiefen des schaffenden Geistes verborgen. Gibt man das Erlebnis zu, so hat man auch gar nicht die Berechtigung, an einer gewissen Grenze stehen zu bleiben, die eine Art Erlebnisse anzuerkennen und die andre nicht. Folgerichtig wäre es, gar keine innern Erfahrungen anzuerkennen und auch die Kunst zu verwerfen.

Dem selbständigen Menschen kommt es nur darauf an, die Lebensmächte in nächster Nähe zu erkennen, nicht Gefühle der andern nachzufühlen und Gedanken der andern nachzudenken. Er ringt mit dem Lebensrätsel wie der Patriarch Jakob mit dem Engel, und wenn er auch Wunden davonträgt, so wird er sich doch erst in diesem Ringkampfe seiner Kräfte bewußt.

Reife ist ein Gipfel, von dem aus sich die klarste Übersicht über das ganze Treiben der Menschen eröffnet. Die scharfe Luft hindert hier den Sonnenstrahl nicht, mit eindringlicher Wärme zu scheinen.

Der utopische Idealist möchte, daß die Dinge anders wären als sie sind, er möchte die Welt schnell ändern und verbessern: er empfindet das Grundübel alles Lebens nicht. Sein Herz ist naiv, und er wird von dem Glauben an die Vernunft beherrscht, weshalb er sich auch beständig mit ihr unterhält. Die Vernunft ist seine Religion, und im Grunde bedarf er auch keiner andern. Der Realist hingegen bedarf der lebendigen Religion, wenn er nicht etwa so angelegt ist, daß er ganz in der nackten Wirklichkeit aufgeht und sich damit zufrieden gibt. Strebt er aus der nackten Wirklichkeit hinaus, so bedarf er einer starken Überwindung der Natur, denn er weiß, daß diese sich wesentlich gar nicht ändern und verbessern läßt.

Der wahrhaft religiöse Mensch schaut die Wirklichkeit offenen Auges und hütet sich, sie mit Schleiern der Theorien zu verhüllen. Man spricht gewöhnlich von der Unerschrockenheit des konsequenten Denkers. Der Einseitigkeit kann es freilich nie schwer fallen, unerschrocken zu sein, da sie rücksichtslos über Dinge hinwegschreitet, die sie entweder gar nicht oder nur zum Teil sieht und selbst dann noch aus dem Gesehenen das bewußt ausscheidet, was ihre vorgefaßten Gedanken stören könnte. Der wahrhaft religiöse Mensch hat keine Theorien, denen zuliebe er aus der Wirklichkeit etwas ausscheiden müßte, denn seine Überzeugungen sind ja gerade auf die Erkenntnis aller Widersprüche des wirklichen Lebens begründet: er weiß,

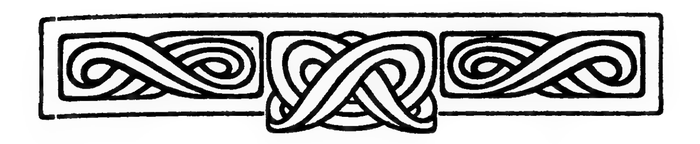
daß ihre Lösung nur in einer höhern Welt möglich ist. Und er gelangt auch zu dieser Schlußfolgerung mit unerschrockener Sicherheit, eben weil er sich hinter keine Theorien und Täuschungen verschanzen will. In den Widersprüchen stecken bleiben ohne den Versuch zu machen, sie zu lösen, ist ja dem tiefern Menschen unmöglich und seiner auch unwürdig. Alle diese Widersprüche hinnehmen, ohne sich über sie erheben zu wollen, dazu ist nur der ganz oberflächliche Mensch geneigt, der gar keinen Blick für die Lebenstragödie hat. Selbst das größte dramatische Genie wie Shakespeare ist nur in den Augenblicken des Schaffens fähig, in den Lebenswidersprüchen aufzugehen, da er dann die Wirklichkeit ganz nahe schaut, obgleich sie ihm entrückt ist. Im Leben selbst können wir ohne eine höhere Ansicht ebensowenig auskommen, wie ein Schiff das Steuer entbehren kann.





Christus und Christentum





Christus in seinen Worten

Apollo leuchtet in schöner Gleichgültigkeit, menschenfremd, ohne Liebe. Er kennt das Leiden nicht und ist nur der Ausdruck eines verschönerten Naturgesetzes; er kennt die innere Freiheit nicht und kann sie auch dem Menschen nicht geben. Licht und Schönheit sind ihm Selbstzweck. Er drückt sein ganzes Wesen in wenigen Linien aus, denn er ist nicht unergründlich. Da ihm das läuternde Feuer der Begeisterung und der Erhebung fehlt, so ist auch sein Entsühnen und Befreien nur Stückwerk.

Die Tiefe und die Kraft der Seele hat im Christentum den höchsten Ausdruck gefunden, weshalb auch alle innere Wärme auf Christus zurückzuführen ist. Der Intellekt, der sich selbst genügt oder im Dienste der einfachen Triebe steht, ist kalt und kann weder das Wesen der Welt noch den Menschen durchdringen; er ist nicht fähig, tief und andauernd zu begeistern. Das ist auch der Sinn des Ausspruchs des Apostels Paulus: ‚Unser Gott ist ein verzehrend Feuer.'

Jedes Wort Christi ist überaus klar und doch unergründlich — eine Ausgleichung der Widersprüche,

eine Vertiefung, Erhebung und Aufhellung der Lebenskräfte. Ein Lichtquell dringt da in das Reich der Schatten; dadurch werden diese dann freilich für unser Empfinden stärker, aber das schöpferische Licht bietet eine desto stärkere Gegenwirkung dazu und sucht sie zu verscheuchen, damit unser Inneres ganz Helligkeit und Wärme werde. Wiewohl Licht und Dunkel sich im Kreise des Irdischen notwendig ergänzen, so wissen wir doch, daß das Wesentliche im Leben das Licht ist, nicht das kalte des Intellektes, sondern das Licht, das uns innerlich durchglüht. Christus hat uns den Glauben gebracht, daß unser inneres Leben ganz durchglüht und durchleuchtet werden könne. Aus allen Wundertaten, von denen die Evangelien berichten, spricht zu uns, wenn wir die wunderbare Macht Christi im Auge behalten, das eine deutlich: der Sieg über alle dunkeln Kräfte und daneben die mächtigste Steigerung alles dessen, was wahres Leben ist.

Nicht als ein Diener Gottes, sondern als Sohn Gottes wendet sich Christus an seine Nachfolger, die er als seine Freunde anspricht: ‚Ich sage aber euch, meinen Freunden: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und nichts weiteres zu tun vermögen!‘ Die Furchtlosigkeit den Menschen gegenüber, wenn sie nicht einfacher und niederer Instinkt ist, kann nur aus dem Glauben an eine unsichtbare Welt kommen, deren Wirkungen sich irgendwann und irgendwo in der sichtbaren Welt kundgeben müßten. Der Stoff hat seine festen

Gesetze, an die wir alle glauben, denn wir wissen, wie wir zu ihrer Erkenntnis gelangt sind. Wo es sich aber um den Geist handelt, um die unsichtbare Welt, da hört bei den meisten die Erkenntnis auf, und Unglaube oder auch Kleinmut und Verzagtheit stellen sich ein. Christus ist die Freiheit und die Gottesnähe, die viele wohl ahnen, aber sich nicht deutlich vergegenwärtigen können. Mancher kann schon die Vorstellung von dieser Freiheit und verkörperten Gotteskraft nicht ertragen: daher die Einschränkungen oder gar das Negieren der Wirkungen Christi.

Christus redet gar wenig von den Schlechtigkeiten der menschlichen Natur, und wenn er davon redet, so steht hinter seinen Worten auch dann der unerschütterliche Glaube, daß die Menschen das finden können, was sie aufrichtig suchen, und das erlangen werden, was sie mit allen Seelenkräften anstreben und worum sie ihren ‚Vater im Himmel' bitten. Und doch sieht Christus die dunkeln Seiten der menschlichen Natur genau. Christus läßt sich auch in keine Widerlegung von Gedanken ein, denn er weiß, daß man so niemals zu einem Ende, geschweige denn zum Mittelpunkte alles Lebens gelangen kann.

Die tiefste Wahrheit des Christentums liegt nicht in der historischen Form, nicht im Buchstaben: sie ist nicht Schale, sondern Kern. Der reine Kern ist zwar ohne Schale nicht denkbar, weil die Zusammengehörigkeit beider ein unabänderliches Lebens-

gesetz ist. Aber Christus lehrt, daß man sich bei der Schale nicht aufhalten solle: die Materie ist dafür da, um durch den Geist überwunden zu werden, wenn wir auch mit der Notwendigkeit der materiellen Erscheinungen durchaus rechnen müssen. Da Christus allem theoretischen ganz fremd ist, so hat er seine Lehre vom Kern des Lebens, die ja im Grunde gar keine Lehre, sondern das Leben selbst ist, offen vor aller Welt vorgetragen. Seine Worte in ihrer unergründlichen Tiefe sind für alle: sie verlangen keine Einweihung, sondern nur die innere Weihe.

Christus redet vernehmlich zu allen, aber jeder versteht den Sinn seiner Worte gemäß den ihm gegebenen Kräften. Christus redet zu dem einzelnen Menschen, und zugleich wendet er sich an die Gemeinschaft. Was er wollte, ist überaus klar: keinen Streit, keine Selbstüberhebung, keine Rechthaberei, keine intellektuelle Haarspalterei, keine berechnende Klugheit, für die alle Mittel gut sind, um ihre Zwecke zu erreichen. Die Klugheit, die er verlangt, kommt aus der vollen Reinheit der Motive und schaut dem ganzen äußern Getriebe auf den Grund: sie ist daran zu erkennen, daß sie sich mit den Sophisten und Dialektikern, an denen es ja zu keiner Zeit mangeln wird, in keine Auseinandersetzungen einläßt. Alle Streitigkeiten um die Auslegung der innern Wahrheit, und mögen sie noch so aufrichtig gemeint sein, können doch nie etwas andres als Menschenwerk heißen, denn stets mischt sich da auch irgend eine unreine Menschlichkeit

hinein; die unbestreitbare Wahrheit aber ragt hoch über alle menschlichen Zwistigkeiten und ist nur auf den reinen Höhen zu finden, wohin der Dunst der Rechthaberei niemals dringen kann. Wer den Sinn der Worte Christi erfaßt hat, kann gar nicht anders als danach trachten, stets zu einigen, zu versöhnen, zu reinigen und zu vergeistigen: er wird allen Streitigkeiten aus dem Wege gehen, denn der Streit ist nur der Zunder für die menschlichen Leidenschaften.

Der Versucher zu Christus: ‚Vertrittst du mit solcher Sicherheit eine Welt über dieser, so wirst du es mir nicht verdenken, wenn es mich verlangt, du möchtest deine Überzeugung mit einleuchtenden logischen Beweisen belegen. Bist du wirklich von deiner Sicherheit ganz durchdrungen, so stürze dich von der Zinne‘. — Christus ließ sich mit dem Versucher in kein Gespräch ein; denn dem zersetzenden und verneinenden Geiste kann die Welt Christi durch nichts nahe gebracht werden, und die einzige Antwort würde ihm nicht einleuchten: Ich bin der Geist, der den Stoff ganz durchdringt, ich bin der verkörperte Geist.

‚Seid vollkommen wie der Vater im Himmel‘ ist der klarste und einfachste Ausdruck unserer Bestimmung auf Erden. Es ist der stärkste Gegensatz zu allen Trugschlüssen des Verstandes und des Herzens.

Die Forderungen Christi sind die folgerichtigste Lösung aller Lebensrätsel, die einzig mögliche Ausgleichung zwischen Vernunft und Gewissen, zwischen Diesseits und Jenseits und die Vereinigung beider Welten in einem unsichtbaren Mittelpunkte, den wir zwar nicht leicht erfassen, den wir aber durch andauernde innere Arbeit, durch Selbstprüfung und guten Willen immer deutlicher wahrnehmen und immer stärker in uns befestigen können.

Wer nur zum Gesetz einen Zugang hat, dem bleiben die innersten Motive zum Aufbau einer höhern Welt verschlossen, weshalb er auch das, was Christus wollte, nie richtig oder überhaupt gar nicht erfassen kann.

Die Moral ist nicht fähig, dem menschlichen Leben von allen Seiten gerecht zu werden. Aus ihrer Einseitigkeit kommt auch ihre Selbstgerechtigkeit. Nur die Lebensansicht Christi, die auf der Grundlage des Gesetzes weiterbaut und hoch bis zum Reiche Gottes emporsteigt, wird allen Menschen gerecht und krönt das Gesetz durch die Liebe. Nur die Liebe ist nie selbstgerecht.

Das Himmelreich ist keine Utopie, kein Versprechen irdischer Güter und irdischen Glückes, sondern das Erheben über alles, woran der Rost und die Motten fressen, das Unvergängliche gegenüber dem beständigen Wechsel von Kämpfen, Leidenschaften und vergänglichen Ereignissen, gegenüber allen Schranken des engen Raumes, in den

wir geboren werden, und in dem sich unser kurzes Dasein abspielt. Das Himmelreich kommt mit unserer Wiedergeburt, mit der Erneuerung, Befreiung und Erhebung des natürlichen, mit allen Gebrechlichkeiten behafteten und verdorbenen Willens. Wer den Menschen ein Himmelreich verspricht, ohne die Erneuerung ihres Willens zu fordern, der täuscht sich selbst und die andern.

In Christus hat sich die ungebrochene Kraft, die stärkste Geistigkeit, die unverrückbare Gewißheit mit sublimster Feinheit und Leidensfähigkeit vereinigt. Dies ist das unergründliche Geheimnis seiner Erscheinung.

Jeder große Mensch fühlt einen Beruf in sich, als wenn ihm eine Verpflichtung auferlegt worden wäre, und er einem höhern Befehle gehorchen müßte. Das Genie fühlt diesen Beruf als etwas mit seinem eigentlichen Wesen innig verbundenes und doch zugleich als eine Macht, die außer ihm und über ihm steht. Nur Christus hat das unerschütterliche Bewußtsein, den Quell aller schöpferischen Lebenskraft in sich zu tragen, und wiewohl er von Gott redet, der ihn gesandt habe, hat er doch die vollkommene Sicherheit, als die Verkörperung der Wahrheit und des höchsten Geistes zu reden.

Persönlichkeit im tiefern Sinne des Wortes ist die reifste Blüte der christlichen Kultur. Weder bei den Griechen noch bei den Orientalen drang in die Auffassung der Persönlichkeit die Vorstellung

von der Freiheit und Seelenfeinheit neben heroischer Charakterkraft. Die Vielseitigkeit seelischen Lebens, die Innerlichkeit und Feinsinnigkeit, die Vereinigung von Tiefe und Höhe in der persönlichen Erfahrung sind ganz die Folge des geschärften Gewissens und der Verschmelzung verschiedener Bestandteile im Charakter, der Feinheit und der Kraft, unter der allmählichen Wirkung der Lebensansicht Christi.

Um die lebendige Persönlichkeit Christi aus den Evangelien unmittelbar auf sich wirken zu lassen, dazu gehören entweder Erfahrungen in den Lebenskonflikten, oder die angeborene Fähigkeit, solche Konflikte mitzufühlen. Von denen, die Christus auf einen Mythus zurückführen, kann man mit voller Sicherheit sagen, daß sie überhaupt zu der schöpferischen Persönlichkeit nur eine ganz äußerliche Beziehung haben.

In den Evangelien ist die Gestalt Christi, bei aller geheimnisvollen, unergründlichen Kraft, die von ihr ausgeht, doch so überaus deutlich und einfach gezeichnet. Diese Einfachheit sagt aber weit mehr, als wenn die Gestalt Christi mit der größten Genauigkeit und Ausführlichkeit in den einzelnen Zügen geschildert wäre. Die Evangelisten waren keine Schilderer in unserm Sinne; die Gestalt Christi hatte auf seine Jünger einen so unauslöschlichen, überwältigenden Eindruck gemacht, daß sie gar nicht anders konnten, als die eigentliche Wahrheit wiedergeben. Durch keinen beglau-

digten Briefwechsel kann für den in das Geheimnis der Persönlichkeit eingeweihten etwas fester dastehen als die Erscheinung Christi. Plato mag als Künstler die Gestalt des Sokrates verklärt haben, und doch ist sie in seiner Darstellung auch keineswegs unwahr, ja sie tritt bei ihm, gerade dank dem künstlerischen Ahnungsvermögen, von der wesentlichen Seite wahrer zutage, als in den Erinnerungen Xenophons. Die genau berichteten Tatsachen und die nachgezeichneten Reden bleiben doch nur roher Stoff, solange nicht der schöpferische Blick und die kundige Hand die lebendige Gestalt daraus hervorrufen.

Ob Christus wirklich existiert habe — eine solche Frage kann nur in Menschen auftauchen, die nicht die geringste Ahnung davon haben, was lebendiger Geist und persönliche Kraft bedeutet; denn um zu ahnen, was die Erscheinung Christi ist, muß man wenigstens etwas von Geist und Begeisterung im eigenen Innern spüren. Alle tiefen und großen Persönlichkeiten haben die unerschütterliche Realität der Erscheinung Christi empfunden und davon mit größter Sicherheit gesprochen. Immer sind es nur kleine oder in spitzfindiger, kritischer Gelehrsamkeit befangene Köpfe, denen diese Realität nicht einleuchtet, weil ihnen der volle Gehalt des Daseins überall und stets nur verdünnt und verblaßt entgegentritt.

Nur Menschen, die selbst gar keine Erfindungsgabe haben und daher auch gar nicht wissen können, was

persönlichste Kraft bedeutet, können behaupten, die Gestalt Christi in den Evangelien sei erfunden.

Wenn Christus für unsere Zeit nicht mehr passen sollte, so wäre das nicht ein Beweis gegen die Forderungen Christi, sondern der deutlichste Beweis für die Verkehrtheit unserer Zeit. Der moderne Mensch in seiner Kurzsichtigkeit möchte die Gestalt Christi als die Frucht des ‚Kollektivbewußtseins' ausgeben: seltsam ist es nur, daß unser heutiges Gemeinschaftsbewußtsein nicht auch eine Gestalt von dieser unvergleichlichen Wirkung hervorgebracht hat. Wie es heutzutage manche gibt, die glauben, Bacon habe die Shakespearschen Dramen schreiben können, so muß es auch solche geben, die aus den Evangelien nicht Christus, sondern irgend einen Mythus herauslesen, der aus dem Gemeinschaftsbewußtsein entstanden sein soll. Und dies ist gar nicht zum Verwundern, denn Menschen, die in frühern Zeiten ihren Platz im Leben als einfache Handwerker gut ausgefüllt hätten, behaupten sich jetzt als Wortführer der Kritik, und jede Handlangernatur, der alle Fähigkeit abgeht, innerlich zu leben und zu erfahren, was Größe und Persönlichkeit ist, hält sich für berechtigt, über die tiefsten Erlebnisse und die persönlichsten Erfahrungen zu urteilen.

Vor lauter grellem Lichte, das auf die Entstehung des Christentums geworfen wird, tritt diese Entstehung selber in den dunkelsten Hintergrund, und alle Umrisse werden verwischt: statt lebendiger Menschen sehen wir nur huschende

Schatten, die aus den begrifflichen Konstruktionen emporsteigen. Mancher geht sogar so weit, die ganze Passionsgeschichte für eine Erfindung der Apostel auszugeben, wobei Jesus selbst mit Adonis, Thamuz, Attis usw. identifiziert wird. Statt das Verwickelte zu vereinfachen und es auf den Kern der lebendigen Persönlichkeit als den gebotenen Mittelpunkt zurückzuführen, wird auch das Einfache durch die unzähligen Verwicklungen, in die es hineingestellt wird, nur zerfasert und ganz leblos gemacht. Die Beleuchtung, in die alle zerfaserten Einzelheiten gerückt werden, kommt nicht aus einem Quell frischen und gesunden Lichtes, sondern sie gefällt sich in allen möglichen Brechungen und wird künstlich gesteigert oder auch geschwächt, wie es eben der intellektuellen Absicht zusagt. Daher wird selbst manches, das an und für sich wahr ist, in diesem gewollten Zusammenhange ganz falsch oder übertrieben. Einfache innere Erfahrungen werden auf weiten Umwegen aus fernliegenden äußern Geschehnissen abgeleitet, Erscheinungen aus verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern werden herausgesucht und zusammengetragen, wodurch dann auf den intellektuell angelegten Menschen ein verblüffender Eindruck gemacht, aber in dem nicht einseitigen Menschen ein höchst unangenehmes Gefühl erregt wird: der nicht verbildete Charakter kann sich dabei des Eindrucks nicht erwehren, daß hier das Lebendigste von dem Scharfsinn zu seinen Zwecken der Zerlegung schonungslos abgetötet wird.

Alle, die von Christus wie von einem Mythus reden, wissen im Grunde gar nicht, was der psychische Gehalt des Mythus ist. Vom Wesen des Mythus kann doch nur der eine richtige Vorstellung haben, dem etwas von der schöpferischen Kraft, die im Mythus liegt, eigen ist, der davon innerlich bewegt wird und den Mythus nicht mit dem bloßen Verstande erfaßt. Daß Jesus eine Persönlichkeit ist, die aus ihrem vollen Leben zu uns redet, das kann der abstrakte Kopf gar nicht sehen, denn er kann es gar nicht fühlen. Er verwechselt zwei Erscheinungen miteinander: den Sohn Marias, der die Apostel tief begeistert hat, mit etwas, das später aus der orientalischen und griechischen Gedankenwelt hinzukam. Die Vorstellung vom Messias, vom Erlöser, die schon vor Jesus da war, hat in Jesus ein ganz andres, persönlicheres und gesteigertes Leben angenommen. Die Persönlichkeit ist nie Mythus, aber sie mußte in uralten Zeiten die Veranlassung zum Mythus und in den historischen Zeiten die Veranlassung zur Legende werden, da ihr Wirken nichts mit dem Wirken eines verschliffenen, unvolkstümlichen Menschen gemein hat. Jede große Persönlichkeit zieht einen Kreis von Geheimnissen um sich, die mit ihrem innersten Wesen verknüpft sind, und daher zu verschiedenen Deutungen führen. In den Legenden, die das Volk bildet, liegt immer weit mehr Wirklichkeitsgefühl, als in den vom Leben abgelösten Begriffen, mit denen die gelehrte Grübelei und die überkluge Kritik schaltet. Im Grunde ist alle Mythendeutung dieser Gelehrten

doch nichts als eine Art von Begriffsmythus: sie glauben aufzuklären, Licht über das Dunkle zu verbreiten, und wissen doch gar nicht, was Hauptsache und was Nebensache ist, denn um es zu wissen, muß man es eben fühlen. Umsonst wird Faust seinem Famulus beizubringen suchen, was Persönlichkeit ist, da ja der Famulus in seinem Innern gar nichts hat, was auf die starke Wirkung der Persönlichkeit reagieren könnte: lebt doch in manchen gelehrten Köpfen Shakespeare bloß als Begriff, als Begriffsmythus, da für sie die lebendige Persönlichkeit sich erst durch urkundliche Beglaubigung gehörig ausweisen muß. Da sie selbst hinter den Äußerungen des Geistes den lebendigen Geist nicht spüren, so wird dieser entweder in einen Nebel von Begriffen aufgelöst und ganz verflüchtigt, oder überhaupt mit kritischer Gewißheit in Abrede gestellt. So weiß die moderne Kritik auf Grund der von ihr verlangten Ausweise auch von Dantes Existenz gar nichts andres, als daß er geboren und gestorben sei und die Göttliche Komödie nebst ein paar andern Schriften irgendwo und irgendwann verfaßt habe. Wenn wir aber auch nichts biographisches über Dante haben, so spricht doch seine Persönlichkeit aus der Göttlichen Komödie so deutlich und hinreißend, wie durch keine Biographie, die auf Grund genauester Forschung in den Archiven ausgeführt worden wäre. Die höchste Realität bleibt dem Schriftgelehrten überall verschlossen, da sich der Geist für ihn zuerst in einen Buchstaben verwandeln muß, um von ihm begriffen und anerkannt zu wer-

den. Das Verlangen der zerlegenden Kritik, alles mögliche, was zusammengehört und nicht zusammengehört, miteinander zu verknüpfen und auf alle Weise zurechtzulegen, kann wohl manche nebensächliche Einzelheit aus der Umgebung, worin die Persönlichkeit wirkte, besonders hervorheben und in ein stärkeres Licht rücken, aber damit geht meist doch auch die unüberwindliche Neigung einher, alles zu verallgemeinern, so daß die Wirkung der lebendigen Persönlichkeit entweder in Massenwirkung oder in unsichtbare Atome verwandelt wird. Und das Seltsame dabei: die überkluge Kritik kommt vom Individualismus, und glaubt doch nicht an die lebendige Persönlichkeit, da diese für sie nichts als ein Kopfprodukt ist. Dieser Mangel an Glauben ist die Eigenschaft eines begrifflichen Individualismus, der nicht merkt, daß er gar kein Recht hat, sich auf den Individualismus zu berufen, da er ja in Wirklichkeit die Persönlichkeit gar nicht fühlt: nicht die Individualität, sondern die Masse ist es, die ihm, ohne daß er sich dessen bewußt wird, Achtung einflößt. Da dem überklugen Kritiker selber die schöpferische Kraft abgeht, so verfällt er bei der Deutung des Mythus und dessen, was nicht in Begriffe gebracht werden kann, und das er trotzdem mit dem Verstande deuten will, in die flachste Auslegung. Er sieht nur die zusammenhanglosen Oberflächen; die tiefere Beziehung des schöpferischen Geistes, der wirklichen Persönlichkeit zu der Umgebung entschwindet seinem kalt forschenden Auge, und so läuft er den Schatten nach, die vor ihm fliehen.

Was in den Seelen der tief fühlenden und erhaben denkenden Menschen gärte, das löste sich auf in innerste Freiheit durch die Erscheinung Christi. Die von Christus verkündete Freiheit ist nicht ein zerstückeltes Bild, nicht ein Begriff, nicht ein Erzeugnis des Gehirns, nicht eine Leidenschaft der Sinne wie für die allermeisten, die von Freiheit reden und träumen, sondern eine wirkliche Befreiung durch das sichtbare Beispiel, ein Lösen der Widersprüche durch innere Erfahrung, ein Erlösen des an die Natur gefesselten Menschen. Das verwickelte Geheimnis des Daseins ward enträtselt: Gott wirkt auf den Menschen nicht aus der weiten Ferne, sondern im Innern, und doch sind die Grenzen zwischen Gott und Mensch nicht verwischt, vielmehr in deutlichster Schärfe dem innern Auge sichtbar. Wahre Freiheit bedeutet auch Erlösung von jeder Art geistigen Todes. Der innern Wiedergeburt folgt nicht wie der natürlichen Geburt unabwendbar der Tod. Das Leben ist kein Wirrwarr unlösbarer Widersprüche mehr, kein Spiel des Denkens mit diesen Widersprüchen, sondern es ist geeinigt, frei, erhoben. Christus brachte Gott dem Menschen nahe: keine Abstände, keine kühle Betrachtung, kein Verhüllen Gottes durch Ideen wie Staat, Vaterland, Familie, kein Schleier zerrissener Gedanken und zersplitternder Begriffe; nicht zuerst Mensch und dann erst Gott, sondern vor allem Gott und dann erst der Mensch. Wer dies nicht erfaßt hat, der wird nie an die Wirklichkeit des Menschenlebens von der richtigen Seite herantreten können, denn durch Gedanken läßt sich das Rätsel des

Lebens nicht lösen. Die Lösung ist eine Tat, die in keinem Widerspruche zum Denken steht, Einheit an Stelle der Vielheit und der innern und äußern Zersplitterung, Mittelpunkt, nicht Umkreis.

Christus wartete nicht, bis die Völker für seine Lehre ganz reif geworden wären, denn sie wären es überhaupt nie geworden. Seine Verkündigung fiel freilich in unreife oder halbreife Seelen, aber die Mehrzahl der Menschen besteht immer aus solchen Seelen. Die ‚frohe Botschaft‘ mußte sich mit allen ungeläuterten Trieben vermengen, aber doch zugleich die Seelen wecken und ausweiten. Da kam das Erhabenste neben dem Niedersten, das Feinste neben dem Gröbsten ans Tageslicht. Da wurde aus halbem Verständnis und oft auch aus Mißverständnis gestritten und geklügelt. Die ganze Geschichte des Christentums ist ja die Geschichte der Anpassung der reinsten und erhabensten Worte Christi an die unreifen Völker und an die Verstandesmenschen: da die intellektuell angelegten Menschen immer streitsüchtig sind, so fanden sie bei der Deutung des überaus tiefen und doch auch überaus klaren Sinnes der Worte Christi reichlich Gelegenheit, einander zu befehden. Während aber die früheren Kämpfe vorwiegend den Charakter des Naturkampfes hatten, bekamen die geschichtlichen Kämpfe jetzt einen Ausblick auf den Geist und auf seine Verheißungen, selbst wenn diese unverstanden blieben oder mißverstanden wurden.

Christi Worte tragen ein Gepräge eindringlichen und schöpferischen Geistes, das jedenfalls nicht mit dem Worte ‚unbewußt' bezeichnet werden darf. Für den Eingeweihten, für den, der es fassen kann, spricht daraus der Geist, der die Höhen und Tiefen mit einem einzigen Blick, ohne alle Umschweife des Intellektes überschaut, der unendlich weit, unergründlich tief und doch im höchsten Sinne einfach ist. — Man kann sich Christus gar nicht mit der Feder in der Hand vorstellen: das schaffende und unerschöpfliche Wort bedarf des schriftlichen Ausdrucks nicht, denn es trägt die unmittelbare und tiefgreifende Wirkung in sich und nimmt seinen Weg durch lebendige Menschen, nicht durch Pergament, Stein und Erz. Der kalte Gelehrte, der vernünftelnde Interpret und der Rabbi stehen auf einem ganz andern Boden und berühren sich mit der innersten Welt Christi auf keinem einzigen Punkte.

Während die tiefsinnigsten Worte der Weisen und der Dichter so abgebraucht werden können, daß sie mit der Zeit unwirksam werden, wohnt den Worten Christi eine unvergängliche Frische und eine wunderbare Kraft ewigen Lebens inne: jeden Tag bieten sie etwas neues dar und zeigen uns das Leben von ungeahnten Seiten.

Wie das weiße Sonnenlicht in Wirklichkeit eine Zusammensetzung aller Farben des Regenbogens ist, wenn wir es auch nicht ohne weiteres gewahr werden, so enthalten die scheinbar einfachen Worte

Christi die tiefste und zugleich mannigfaltigste Erkenntnis innern Lebens, die erschöpfende Lebenswahrheit in klarer und doch geheimnisvoller Zusammensetzung.

Echte Gedanken sollen Blüten sein, aus denen Früchte hervorgehen: was keine Frucht trägt, ist daher wert, abgehauen zu werden. Daher verschwinden auch alle Abstraktionen und alle Utopien nach einem eintägigen Dasein.

Alles Denken bewegt sich in Widersprüchen und Extremen. Deshalb ist ein originelles Denken stets mit irgend einer Einseitigkeit, Übertriebenheit, Ungerechtigkeit oder gar Verschrobenheit behaftet, besonders wenn sich dieses Denken nicht auf das Denken selbst, sondern auf den lebendigen Menschen richtet. Und wenn unser Denken, statt in Übertreibungen zu verfallen, die handgreiflichen Widersprüche des Lebens irgendwie auszugleichen suchte, so wäre diese Ausgleichung doch nichts andres als das Mittelmaß. Das Christentum liegt weit abseits von der Mittelstraße und zugleich von allen Extremen. Also keine Extreme und auch kein Mittelweg: Wer es fassen kann, der fasse es.

Christentum ist weder Philosophie noch praktische Moral, sondern ein höher gelegener Lichtquell, der uns zu einem ganz neuen Leben wachruft. Die unsichtbare Welt ist dann kein Begriff, kein Buchstabe, sondern die unerschütterlichste Tatsache, die unumstößlichste Erfahrung. Auch die Freiheit ist

dann kein abstrakter Begriff mehr, sondern das konkrete Ergebnis der neuen Wahrheit und des Glaubens an die Wahrheit. Christus sagt: ‚Wenn ihr an meinem Worte haltet, so seid ihr wahrhaft meine Jünger und ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen‘. Die Wahrheit des Naturgesetzes macht nicht frei, vielmehr lastet sie gar oft auf uns mit der ganzen Schwere der Notwendigkeit, der Gebundenheit und der Gewalttätigkeit, die für die Natur wohl Gesetz ist, uns aber, solange wir uns über den Kreis der Natur nicht erhoben haben, oft doch nur als eingreifende Willkür und Zerstörung erscheinen muß.

Die Erkenntnis, die aus den Worten Christi spricht, bedarf der Beweisführung nicht, denn sie trifft den Mittelpunkt, um den sich unser ganzes inneres Leben bewegt. Sie erlöst uns von allem überflüssigen und allem nebensächlichen und trägt daher in sich die einzig mögliche Lösung aller Lebenswidersprüche.

Freilich verlangt Christus von uns das Höchste und fast Unmögliches. Wer aber über das Leben gut nachdenkt, weiß zugleich, daß wir ohne diese höchsten Forderungen gar nicht allseitig leben und uns gar nicht entfalten könnten.

Wohl soll man den Menschen den tiefen Gehalt der Worte Christi auf alle Weise erklären und naheführen, aber dabei ja nicht aufdringlich werden, denn

Christus selbst wollte so etwas niemals, er kann es gar nicht gewollt haben. Wenn wir aber mehr tun, als was Christus gewollt hat, so tun wir stets weit weniger oder auch gar nichts von dem, was wir tun sollten.

Christus erörtert nicht und überredet nicht. Er verlangt nur nach Menschen, die von seinem Geiste angezogen würden und sich zu ihm hingezogen fühlten.

Durch das verstandesmäßige Beiwerk verliert die Wahrheit an Leuchtkraft, und selbst ihre Überzeugungskraft wird dadurch gebrochen. ‚Wer es fassen mag, der fasse es', ist alles, was Christus an die Stelle von Beweisen setzt. Die innere Wahrheit bedarf nicht des ganzen Aufwandes weitläufiger Gründe, denn ihre Sprache ist deutlich vernehmbar jedem, der ein Ohr dafür hat.

Wir sollen nicht tauben Ohren predigen und nicht Perlen dort hinwerfen, wo sie zertreten werden können. Und doch ist es unsere Aufgabe, offen und mutig, ohne alles Mißtrauen, die Wahrheit zu bekennen, auf die Gefahr hin, mißverstanden oder gar verhöhnt zu werden. Das sind scheinbar Widersprüche, die sich aber immer leichter auflösen, je höher wir in der Auffassung des Lebens gestiegen sind: wir bekennen dann die Wahrheit furchtlos und rein, aber doch mit der entsprechenden ‚Schlangenklugheit', die aus einer richtigen Einsicht in die Lebenswirklichkeit kommt. Unsere Opferwillig-

keit kennt dann keine Starrheit und keinen äußern Zwang. Wir sollen unser ganzes Leben so einrichten, daß wir große Opfer nur dort bringen, wo der Wahrheit wirklich damit gedient ist, nicht aber daß wir Märtyrer der verworrenen Kleinlichkeiten unserer Umgebung werden.

Auf die Frage, was Leben sei und wie man die Kluft zwischen Leben und Tod ausfülle, gibt Christus die klarste Antwort, denn er zeigt mit seinem Beispiel, wie man alle niedere Natur überwindet, wie man die wahre Freiheit verwirklicht und den Geist so lebendig macht, daß der Tod uns nichts mehr anhaben kann.

‚Ewiges Leben' ist Steigerung des Geistes, Konzentration aller Kräfte — der Gegensatz zur Zersplitterung unseres Innern, zur Götzendienerei und zur geistigen Kleinmünzerei.

Gott ist für Christus der Vater, der Leiter des Menschen auf den verschlungenen Pfaden des geheimnisvollen Daseins, nicht die Macht, vor der wir in Staub fallen und zu der wir keinen Blick erheben dürfen, sondern der Schöpfer der wahren Freiheit, die sich bewußt ist, alle ihre Kraft von oben bekommen zu haben, ohne jedoch im geringsten sich selbst zu überheben.

Für Christus ist das Gebet das gerade Gegenteil von leerer Wortmacherei: es ist eine innere Tat, das Sicherheben aus der sichtbaren Welt zu der unsichtbaren, das Beflügeln unseres Geistes,

der sich zu seiner Heimat sehnt. Unser Leben muß ein stetes Gebet sein, denn sobald wir davon ablassen, die hohen Forderungen heruntersetzen und unserm Geiste Ruhepausen gewähren, so fallen wir unversehens einige Stufen tiefer, und wir müssen dann mit unserer innern Arbeit von neuem beginnen.

Wenn wir die Wahrheit wirklich suchen und nicht selbst bei diesem Suchen noch von Illusionen umgeben sind, wenn wir uns im Suchen nicht gefallen und unsere Empfindungen nicht auf alle Weise zerlegen und den Weg, den wir gehen, nicht mit einem gewissen Genusse schildern wie eine Landschaft — dann ist es gar nicht möglich, daß unser Suchen vergeblich bleibe: im aufrichtigen Suchen und in der Selbstvergessenheit liegt schon der Keim zu dem, was man finden will, denn die Wahrheit wird von der suchenden Seele angezogen — das ist ein unerschütterliches Gesetz des Geistes.

Der Sabbat ist um des Menschen willen, und nicht der Mensch um des Sabbats willen. Der lebendige Mensch ist weit mehr als alles, was er hervorbringt. Der Geist ist weit wichtiger und wirksamer als alle seine Äußerungen und Hüllen, die zwar zu ihm gehören wie der Körper zu der Seele, die sich aber niemals mit ihm vollständig decken können. Die Tradition erzieht uns, festigt uns gegen den uns innewohnenden Hang zur Zersplitterung und hält die Geisteskräfte in einem Mittelpunkte zusammen, aber sie darf den Geist

sich nicht untertan machen, denn sie ist das Gefäß, des Inhalts wegen da, der Leib, der von der Seele beherrscht und getragen werden muß.

Um nicht bei dem, was tagtäglich um uns her geschieht, die Fassung und die Zuversicht zu verlieren, können wir nicht fest genug im Auge behalten, daß nicht nur viele Torheiten, sondern auch manche Schlechtigkeiten in guten Treuen begangen werden. Daher ist auch das Wort Christi ‚sie wissen nicht, was sie tun' das letzte Wort der Menschenkenntnis.

In Christus wurde und wird noch immer das Göttliche verhöhnt und gekreuzigt, und in seiner Auferstehung äußert sich der Sieg der göttlichen Einheit und Reinheit über den Hohn und Spott derer, die nur im Vergänglichen leben wollen. Die Auferstehung Christi wäre ganz bedeutungslos, wenn wir durch unsere innere Läuterung und durch unsere Erhebung über allen Dunst der niedern Wirklichkeit nicht innerlich an der Auferstehung teilnehmen könnten.

Der große Haufe will nur das bestätigt sehen, was er selbst stammeln kann: ist der Abstand zwischen ihm und dem, der auf ihn wirken will, zu weit, so steigen immer wieder unzählige dunkle Schatten aus der Kluft, wodurch dann die großartigste und reinste Lehre nur verfinstert und entstellt wird. Aber aufrichtig ist der große Haufe immer, weit aufrichtiger als die Gebildeten, die durch das Echte und Erhabene nur für einen Augenblick ver-

blüfft werden, bald aber aus der Verblüffung wieder herauskommen zu dem, was ihrem Charakter, ihren Parteibestrebungen und ihren Interessen zusagt. Der große Haufe ist aufrichtig, wenn er Hosianna ruft, und ebenso aufrichtig, wenn er: ‚kreuzige ihn' schreit. Daher hatte auch Christus Mitleid mit der Menge, denn mit den Schriftgelehrten und Pharisäern kann man gar kein Mitleid haben.

Unter denen, die sich zu Christus bekennen, gibt es solche, die die konkrete Wirkung Christi auf die Ereignisse der Weltgeschichte verehren, weil sie ihnen imponiert, solche, die Christus als den Begründer der Kirche anbeten, und auch solche, die bestrebt sind, Christus nachzufolgen, deren Zahl aber überaus gering ist.

Wer sich zu lange bei der Frage aufhält, warum nur wenige in das Echte, Tiefe und Erhabene eindringen und es sich zu eigen machen können, der hat den innersten Sinn der Worte Christi noch nicht erfaßt. Wer aber diese Frage nie an sich gestellt hat, hat freilich sogar den Weg noch nicht betreten, der in die Welt Christi führt.

Wer noch ungehalten ist über die Fehler, Gebrechen und Torheiten der Menschen, der ist weder weise noch liebevoll. Das unterscheidet auch die Lebensansicht Christi von jeder bloß moralischen Lebensansicht: diese gebietet und fordert und muß aufgebracht sein, wenn ihre Gebote nicht er-

füllt werden, Christus dagegen schaut von der Höhe der verkündeten Vollkommenheit auf alle Unvollkommenheiten und alle Torheiten, und hat die Kraft, sie zu verzeihen.

Wenn wir in unserm eigenen Gewissen die größte Kraft sehen, müssen wir auch das Gewissen der andern im höchsten Grade achten. Jeder Druck, den wir auf das Gewissen der andern ausüben, läuft schnurstracks dem zuwider, was Christus gewollt und gelehrt hat, denn jeder Druck muß früher oder später zur Heuchelei bei denen führen, auf die der Druck ausgeübt wird, und die einseitige Leidenschaft und Selbstgerechtigkeit derer großziehen, die oft im besten Glauben den Druck ausüben. Für die Wahrheit kämpfen, ohne den andern Fesseln aufzulegen, ist eine so schwierige Aufgabe, daß nur Christus sich für berufen hielt, sie deutlich und unumwunden an die Menschheit zu stellen: seine Worte darüber können nicht so und anders gedeutet werden.

In der Lebensansicht Christi liegt Vertiefung der Seele und zugleich Erhöhung der Charakterkraft: der Mensch wird hier auf die höhere Welt gestellt, und alle seine Kräfte werden konzentriert, so daß er von aller Zersplitterung und innerer Abhängigkeit erlöst wird. Der Mensch kennt dann in allen seinen Lebensbeziehungen weder Hochmut noch Unterwürfigkeit, weder Selbstüberhebung noch Selbstvernichtung.

‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt' heißt nicht ‚mein Reich ist nur von jener Welt'. Vielmehr ist es hier das Jenseits, das in das Diesseits eingreift, um es zu durchdringen, zu durchgeistigen und zu erheben.

Im Neuen Testament lebt Gott in der nächsten Nähe des Menschen. Nur der seelenlose oder der durch die Kälte des Hochmuts abgestumpfte Mensch hat kein Gefühl dafür und merkt nicht, wie hier die Milde und Verzeihung aus einem Quell größter Zuversicht und höchster, göttlicher Kraft kommt.

Die Erfahrung, die Christus in den Worten ausgesprochen hat: ‚Das Reich Gottes ist in euch', ist die tiefste und wichtigste, die je gemacht werden konnte.

Erst Christus begründete eine von allem überflüssigen Beiwerk der Begriffe und der weitschweifigen Gedanken befreite Lebensansicht, die auf den Mittelpunkt des Lebens gerichtet ist, die zum innersten Gewissen redet, sich an den ganzen Menschen wendet und den Menschen von aller äußern und innern Sklaverei erlöst, da sie uns den ‚Vater im Himmel' naheführt.

Wenn eine gewisse Richtung der Zeit dahin geht, die Feinheit und die Tiefe innern Erlebens für überflüssig zu halten und Christus womöglich aus dem Leben auszuscheiden, so ist das doch im Grunde nichts weiter als der vergebliche Versuch, das Reich der brutalen Willkür in neuer Gestalt zu errichten,

ohne daß man sich dessen vielleicht bewußt wird. Wenn Christus die tiefste und verborgenste Lebenswahrheit in sich verkörpert hat, so kann keine Gewalt dagegen aufkommen. Es ist auch gar nicht möglich, daß das Reich kurzsichtiger Gedanken den Sieg über das Reich Gottes davontrüge.

Die Lebensansicht Christi ist der gesteigerte schöpferische Zustand, das Gegenteil von allem abstrakten Denken und von allen irdischen Schranken, ein klares Durchschauen der wesentlichen Zusammenhänge und der verborgensten Ursachen des menschlichen Innern, keine Verneinung des Daseins, aber auch keine gewöhnliche Bejahung, sondern gesteigerte Lebensbejahung durch Bejahung einer höhern Welt. Ohne die höhere Welt kann es ja im Grunde gar keine Lebensbejahung geben: ist doch diese in den letzten Ergebnissen, wenn die höhere Welt nicht hinzukommt, stets nur Zerstörung, Rückkehr in die Wildheit, Vernichtung alles wahren Lebens und jeder echten Kultur. Der Traum von der absoluten Stärke des Menschen, der auf sich selbst angewiesen bliebe und keiner höheren Vorstellungen, keiner unsichtbaren Welt bedürfte, macht aus dem Menschen ein Wesen, das nicht mehr Mensch ist: der Mensch ist da nur das Ergebnis leblosen Denkens.

Wenn Christus gesagt hätte, man dürfe sich gegen den Staat, gegen die römische Herrschaft empören, man dürfe die Steuern verweigern, so hätte dies dem abstrakten Denken freilich

näher gestanden, und Christus wäre nicht so gehaßt worden. Gehaßt wurde Christus, weil er etwas ganz andres lehrte und auch ganz anders als alle andern; daß sich in seinen geheimnisvollen Worten die mächtigste Persönlichkeit und die höchste Reinheit äußerte, das fühlte man unwillkürlich, und das war es auch, was die Menschen veranlaßte, zu schreien: Kreuzige ihn — nicht der oder jener Ausspruch, von dem behauptet wurde, Christus habe ihn getan.

Der Probierstein für Selbsterkenntnis ist die Frage: Können die Menschen, sogar noch nach Tausenden von Jahren, in dem, was ihnen am meisten not tut, über die Forderungen Christi hinausgehen und sich etwas vollkommeneres als diese ausdenken?

Das Christentum verhält sich zu jeder andern Religion, den Buddhismus nicht ausgenommen, wie das schöpferische Genie zu einem Mittelmaß echter Begabung. Die andern Religionen kennen die tiefste innere Erfahrung, die Erlösung und Erhebung, das Reich, das nicht von dieser Welt ist, in diesem höchsten Grade nicht. Aber nicht nur das; der Unterschied zwischen den verschiedenen Religionen ist immer der ihrer Stifter: mit Christus läßt sich keiner vergleichen, und Christentum kann es gar nicht geben ohne Christus.

Geist

Das Neue am Christentum war seine verborgene Geistesenergie, seine Glaubenskraft, die aus ungeahnten Quellen entsprang. Da der Geist ohne Anfang und ohne Ende ist, so mußte sich das Christentum als Religion des Geistes auch in seinen Wirkungen auf das Leben über alle Grenzen und über alle Unterschiede der Rassen, der Völker und der Staaten erheben. Eine solche geistige Umwälzung konnten die Völker, die noch an der Scholle hafteten, nur wie im Schlummer über sich ergehen lassen. Die Auffassung, daß alle Menschen eng miteinander verknüpft seien, und daß alle Völker der Erde, trotz ihrer Verschiedenheiten, eine geistige Einheit bilden, ist mit Notwendigkeit aus dem Christentum hervorgegangen, denn sie lag klar in den Worten und Gleichnissen Christi, in der ganzen Vorstellung vom Reiche Gottes, zu dem zwar wenige gelangen, das aber alle Menschen zu sich ruft, ohne Unterschied der Rasse, des Standes, des Berufes.

Wie alles Leben Wärme ist, so kann es auch kein geistiges Leben ohne innere Wärme geben.

Nur die innere Wärme kann allen Dunst unseres Herzens aufzehren. Die Lebenswahrheit offenbart

sich nur dem warmen und reinen Herzen, nicht dem kalten und skeptischen Denken.

Christus verneint nicht die Materie, sondern bejaht nur die Oberherrschaft des Geistes. Wer nicht den Anforderungen Christi zu entsprechen bestrebt ist, muß notwendig die Oberherrschaft der Materie bejahen, denn der Einklang zwischen Materie und Geist ist doch nichts als ein abstrakter Gedanke und kann auch gar nicht auf die Dauer bestehen: ohne den immer wieder belebenden Geist muß Stillstand oder Rückschritt stattfinden. Wo der Geist nicht herrscht, dort herrscht notwendig die Materie.

Ein Ideal, das mit der Vernunft konstruiert wird, kann keine wahre Lebenskraft haben. Das wahre Ideal muß aus den innersten Seelentiefen hervorwachsen, nicht von dieser Welt sein und doch diese Welt durchdringen und sie zu sich zu erheben suchen.

Alles hienieden nimmt beim Wachsen eine Rinde an. ‚Reiner Geist' heißt Frucht ohne Schale. Nur dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß die Schale für die Frucht und nicht die Frucht für die Schale ist.

Es ist schon genug, wenn der Geist immer wieder wie das Sonnenlicht den dichten Nebel durchdringt und bald hier, bald dort Wärme und Leben spendet. Seine Herrschaft ist nicht mit Gewalt und Unterdrückung verbunden, sondern findet im Verborgenen statt. Wenn auch auf der Oberfläche niedere

Mächte zum Siege gelangen, so sind doch die wenigen Helden des Geistes, die das Unvergängliche immer von neuem in sich verkörpern, stärker als ganze Heere, die für vergängliche Dinge fechten.

Die Tiefen des Geistes lassen sich nicht messen und noch weniger für den Hausgebrauch zurechtlegen.

In der Außenwelt ist überall Widerspruch, Spaltung, Zweifel, Zerstörung. Die Sicherheit können wir dort nicht finden; sie liegt in der innern Welt: von hier aus wird uns die Möglichkeit geboten, alle Erscheinungen des Lebens auf einen Mittelpunkt zu beziehen, schöpferisch zusammenzufassen und zu beleuchten, Licht aufzunehmen und Licht auszuströmen.

Der Geist kann sich gar nicht verbergen, selbst wenn er es auch wollte; er kann es aber auch gar nicht wollen: wenn er nicht seine Aufgabe erfüllt, in die Herzen zu leuchten und dem Reiche der Schatten entgegenzuwirken, so muß seine Flamme allmählich verlöschen — es ist die Strafe dafür, daß er seine Aufgabe, zu leuchten und zu zünden, nicht erfüllt hat.

Der Geist Gottes weht wo er will, und es ist unmöglich, ihm auf den Grund zu schauen. Unsere Vernunft kann nur den nächsten Weg beleuchten.

Alle einzelnen Tugenden können gar keine wahre Größe und keine tiefe Wirkung haben, solange sie

vom belebenden und durchdringenden Geiste getrennt bleiben, denn nur dieser macht unsere Tugenden zu dem, was sie sein sollen.

Ist unser Inneres tot, so sehen wir den Geist, der über den kalten Naturgesetzen schwebt, nicht: wir sehen ihn dann weder in uns, noch um uns. Ist aber unser Inneres lebendig, so sehen wir, daß der Geist die einzige feste Lebenswirklichkeit ist: wir können uns dann den Tod gar nicht mehr vorstellen, denn wir nehmen teil am ewigen Leben.

Charakterreinheit fördern, das liegt begreiflicherweise im Interesse nur der geistigen und edelgesinnten Menschen.

Begeisterung ist etwas, das vom Verstande nicht erfaßt und doch von ihm auch nicht in Abrede gestellt werden kann.

Wahre Begeisterung kann nur dem Geiste, den höchsten Dingen gelten; Enthusiasmus, wie schon das Wort sagt, kann sich nur auf den Quell alles Geistes, auf Gott, beziehen. Für irgend etwas müssen wir uns aber begeistern können, denn sonst ist unser Leben öde, und wir verwelken leicht wie eine Pflanze ohne Wärme. Die Begeisterung vieler wirft sich auf abstrakte Gedanken oder auf Schwärmerei, was doch nur ein Mangel an Einsicht in den tiefen Gehalt des Lebens ist. Wenn unser Inneres verflacht und keine Gegensätze und Erfahrungen kennt, dann gehen wir leichten Herzens für irgend eine abstrakte Idee, für irgend eine

Schwärmerei in den Tod, denn die Leidenschaft stellt sich dann in den Dienst der Einseitigkeit und Beschränktheit und erzeugt eine Begeisterung, die ihre Quelle, statt in Gott, in irgend einer Menschlichkeit hat. Der wahre Enthusiasmus ist immer rein und seelisch, nie intellektuell, während der Fanatismus aus einer Vermengung des Intellektes mit der Leidenschaft, aus schwärmerischer Intellektualität herrührt: er kennt keine Liebe, vielmehr nur Haß, Abneigung, Trotz und auch Hochmut; oft ist er aus allen diesen Regungen zusammengesetzt.

Ein kaltes Denken hat keine Anziehungskraft und kann daher auch nicht überzeugen: die Wahrheit ist nicht nur eine leuchtende, sondern auch eine glühende Kraft.

Die Wahrheit leuchtet immer mit der gleichen belebenden Macht. Wenn Wolken und Nebel und irdischer Dunst sie verhüllen und verdunkeln, so ist das nicht ihre Schuld.

Wahrer Geist ist das Gegenteil von Weitschweifigkeit, von breiter Beweisführung, von Dialektik und Rechthaberei, von Spitzfindigkeit. Er ist bündig, zündend, belebend, steigernd und erhebend. Von einem verborgenen Mittelpunkte ausgehend, sammelt er alles zerstreute, nimmt die ganze Erscheinungswelt in sich auf und gibt dem innern Auge eine Eindringlichkeit, die das äußere Auge niemals haben kann.

Der Leib ist ein Tyrann, und doch gehorchen wir ihm in freudiger Untertänigkeit; der Geist ist ein Befreier, und doch hören wir nicht immer genau auf seine Stimme, und wenn wir ihm auch mit dem einen Ohre zuhören, so erscheint uns seine Sprache doch lästig und alles, was er sagt, als ein schwerer Druck.

Unser Geist begibt sich durch Kompromisse, die er mit dem Körper eingeht, in eine immer mehr zunehmende Abhängigkeit. Er soll wohl Nachsicht mit dem Körper haben, aber doch sich zu ihm nur herablassen im vollen Bewußtsein seiner Herrscherbestimmung, denn nur wenn der Geist herrscht, kann auch der Leib gesund erhalten bleiben.

Auf allen Lebensgebieten muß unweigerlich anerkannt werden, daß das Niedere für das Höhere, der Stoff für den Geist da ist. Nur die Schriftgelehrten möchten diese Wahrheit verdrehen: sie ordnen den Geist dem Stoffe unter, und so töten sie langsam den Geist ganz ab. Sie wissen nicht, was schöpferischer Geist ist: Sie wissen nicht, daß nur durch ihn das Tote zum Leben erweckt werden kann. Dazu ist der Schriftgelehrte in seiner Selbstsicherheit noch hochmütig: es ist der Hochmut, den auch der Parvenü hat, in dem Bewußtsein, er habe emsig die vergänglichen Lebensgüter erworben, die nicht in Abrede gestellt werden können. Wird doch der echte Geist von den Schriftgelehrten nur soweit gewürdigt, als er ihnen die Möglichkeit

gibt, einen Denkstein auf sein Grab zu setzen. Gerade deshalb, weil sie den Geist für tot halten und auch die andern zu überzeugen suchen, daß er tot sei, trat auch Christus gegen die Schriftgelehrten so unerbittlich auf.

Nur wer in sich die Verwandtschaft mit dem Geiste fühlt und zugleich den innersten Beruf, von ihm zu zeugen und ihn zu vertreten, spricht die erhabenen Worte mit einem Nachdruck aus, der diesen Worten das Gepräge echter Begeisterung gibt. Nur die Abgesandten des Geistes haben eine hinreißende Kraft und können erschüttern und überzeugen: ‚Wen Gott abgesandt hat, der spricht die Worte Gottes; denn Gott verleiht den Geist nicht in abgemessener Weise.‘

Freiheit

Christus sagt, die Freiheit sei nicht nur erreichbar, sondern in ihr bestehe unser ganzes Lebensziel, das Reich Gottes sei die Befreiung des Menschen von den Schranken der Natur und von allen Fesseln der Selbstsucht; sie ist aber nirgends sonst als auf der Höhe zu finden, ebensowenig im Reiche des Gesetzes, als im Reiche der Natur.

Gottesfurcht steht nicht an dem Ende, sondern an dem Anfang der Weisheit und ist nur eine Vorbereitung auf das Höhere, denn die Hingebung an Gott schließt alle Furcht aus. Diese Hingebung ist auch das hervorstechende Merkmal der Religion Christi, die nicht Knechte zur Ausführung der höheren Gebote, sondern Gott liebende und in seine Geheimnisse durch inneres Leben eingeweihte Menschen fordert.

In der Menschheit lebt noch viel Rachsucht, Niedrigkeit und Schlauheit, aber durch die Tafel des Gesetzes nimmt dies alles wenigstens eine organisierte Form an, und die Willkür wird umgrenzt und eingedämmt. Nicht selten bricht aber das Tierische des Menschen doch noch ungebändigt als die Triebkraft der Natur gegenüber dem ordnenden und einschränkenden Gesetze hervor. Nur die höhere

Freiheit innern Lebens, die den Inhalt des Gesetzes durchschaut und seine Notwendigkeit voll anerkennt, ist fähig, sich über das Gesetz zu erheben und in einem Reiche, das nicht von dieser Welt und nicht vom Gesetze abhängig ist, zu verweilen.

Wir werden in Unfreiheit geboren, wir wachsen in Unfreiheit auf. Unser ganzes Leben ist eine Abhängigkeit von unsern Trieben, von den Täuschungen unserer Sinne und von den Widersprüchen unserer verworrenen Natur. Wo können wir die Lösung dieser Widersprüche, die Überwindung der angeborenen Unfreiheit, die wahre, verkörperte, nicht bloß von dem Intellekte vorgespiegelte Freiheit erlangen? Die einfachste, alles Nebenwerks und aller täuschenden Hüllen bare Antwort darauf hat Christus mit seinem Beispiel gegeben.

Güter, die man noch als Last empfinden kann, sind keine wahren Lebensgüter, denn diese werden als Befreiung von allen Lasten empfunden.

Uns imponiert die Zyklopenarbeit der Zeiten, denn wir verstehen den verborgenen Sinn des Wortes nicht: Ich kann den Tempel abbrechen und in drei Tagen ihn wieder aufbauen. Ein Funke lebendigen Geistes ist mehr wert und jedenfalls auch dauerhafter als die leblose Masse der Zyklopenarbeit.

Nach außen ist unsere Freiheit nur eine mehr oder weniger bewußte Unfreiheit, da wir, trotz der Verschiedenheit der innern Anlagen, alle mit-

einander verbunden und aufeinander angewiesen sind. Die volle Freiheit können wir nur im Innern finden: sie ist die Überwindung des Willens durch einen unergründlichen Vorgang im Willen selbst.

Der Welt ist die geistige Freiheit zuwider, weil diese über alle Täuschungen und Selbsttäuschungen hinausführt. Die Welt möchte, daß man sich nicht an Gott, sondern an tausend vergängliche Dinge verschenke, daß man nicht über die Dinge herrsche, sondern in ihnen aufgehe und verschwinde. Sie verlangt, daß man in Nichtigkeiten und kleinen Einzelheiten, nur nicht im Ganzen und Ewigen lebe.

Die Menschheit kann sich auf die Dauer nicht mit dem Diesseits begnügen: kann doch dort, wo sich alle Kraft in den Kreis des Diesseits einschließt, weder der wahre Heroismus, noch die innere Freiheit gedeihen, die aber der Menschheit ebenso nötig sind, wie die Luft zum Atmen.

Die Freiheit muß im Herzen, nicht im Kopfe leben, wenn sie uns wirklich frei machen soll: ist denn der Mensch nicht weit mehr als der noch so hohe Gedanke, und wird dieser nicht zum grausamen Gespenst, solange sich nicht die Liebe zu ihm gesellt? Auch in ihrer Güte und in ihrem Wohlwollen halten sich sehr viele diesseits der Selbstaufopferung auf. Mit dem Jenseits beginnt für sie das Gebiet des Mystischen, Unbegreiflichen, ja Unheimlichen: Opfer, die mit der innern Läuterung

verbunden sind, erscheinen ihnen töricht; nur der Altar des Vaterlandes vermag sie noch zu begeistern, d. h. etwas, das schon vor Christus da war.

Je stärker unser inneres Leben ist, desto mißtrauischer werden wir gegen alle Bücherweisheit, die ja gar nicht fähig ist, wahres Leben darzustellen, geschweige denn hervorzubringen. Dies kann nur die Tatkraft, oder der energische Ausdruck der Lebenskenntnis und die Glaubenskraft: nicht die Freiheit, sondern der Freie, d. h. wer sich überwunden hat, nicht das Denken, sondern die das Leben durchdringende, mit Weisheit und Menschenkenntnis begabte Persönlichkeit.

Wo jemand sich aus innerster Nötigung überwindet, dort teilt sich etwas von seiner Überwindungskraft auch den andern mit: sein Beispiel hat eine unvergängliche Wirkung; er hat für die wahre Freiheit etwas getan, das sich ins Leben umsetzt und nicht nur in der Region der Gedanken bleibt. Es gibt keine Freiheit ohne tätiges Eingreifen in den eigenen Willen, und so lange wir uns selbst nicht befreit haben, sind wir in Wirklichkeit nicht im mindesten fähig, die andern zu befreien.

Liebe

Jede Aufopferung einer selbstischen Eigenschaft setzt schon etwas voraus, das nicht von dieser Welt ist, denn es wäre ja töricht, den sichtbaren Widersprüchen der Menschen unser eigenes Selbst zu opfern.

Die Fähigkeit, ein Opfer zu bringen, deutet auf große innere Kraft hin. Selbstaufopferung ist das gerade Gegenteil von Selbstzerstörung: sie ist die größte sittliche Kraft. Dagegen muß der folgerichtige Egoismus vor lauter Selbsterhaltung zur Selbstzerstörung führen.

Nur mit Hilfe der Liebe können wir in das Reich der Schatten dringen, die Schattenseiten der menschlichen Natur erkennen, ohne unsern Blick zu verdüstern und unser Herz zu verbittern: nicht nur siegt die Liebe über alle Schrecknisse der Unterwelt, sondern sie leitet uns mit der ihr eigenen Sicherheit und Freudigkeit wieder zum hellsten Lichte empor.

In der Furcht vor dem Tode äußert sich deutlich das Bewußtsein, daß das Leben nicht so geführt werde, wie es geführt werden könnte und sollte. Ist doch das Leben nur dann das höchste Gut, wenn wir eine hohe Aufgabe zu erfüllen haben oder echte Liebe betätigen; sonst ist das Leben nur eine

Last, über deren Druck die Menschen sich mit leeren Einbildungen hinwegzutäuschen suchen.

Wie schwer ist es nicht, die Menschen zu lieben, wenn man sie genau kennt, wie häßlich ist es, sie zu hassen, trotzdem daß man sie kennt, und welche Seelenkälte gehört nicht dazu, gleichgültig gegen sie zu sein. Hier äußert sich das Lebensrätsel von einer greifbaren Seite.

Es gibt eine Art Menschenkenntnis, die ohne vieles Nachdenken die Schattenseiten und die Lichtseiten der menschlichen Natur sieht, ohne sie im geringsten zu übertreiben. Dies ist die höchste Art von Menschenkenntnis, sie setzt wahre Liebe voraus, wie denn auch die Liebe ohne Menschenkenntnis nur ein verworrenes Mitleiden wäre.

Die Vergeltung des Bösen durch das Gute ist die fruchtbarste und höchste Tat. Vergilt man das Böse nicht, so verfällt man ja der Trägheit, der Passivität; vergilt man das Böse durch das Böse, das Gemeine durch das Gemeine, so erniedrigt man sich selbst und steigt zur Gemeinheit hinunter. Da kann es auch gar nichts andres geben als die Vergeltung der gemeinen Handlung durch reine und edle Gesinnung, wenn die innere Aktivität rege und lebendig erhalten werden, und nicht etwa Gemeinheit oder Trägheit in die Seele einziehen soll.

Das Gesetz kennt nur mildernde Umstände, aber keine Verzeihung. Die Liebe allein verzeiht. Daher kann auch die Pedanterie, diese Sklavin des Gesetzes

und der Ordnung, niemals verstehen, was Liebe ist, ja sie muß sie sogar für eine schädliche Schwäche halten.

So lange wir in der mittlern Sphäre verweilen, ist unsere Abneigung gegen das Schlechte heftiger, als unsere Liebe zum Guten. Auf der Höhe aber schauen wir zwar das Niedere übersichtlich, aber ohne uns darüber zu ärgern, denn die Liebe zum Guten nimmt dann alle unsere Seelenkräfte so in Anspruch, daß in unserm Innern keine Stelle mehr für Regungen der Abneigung, geschweige denn für Regungen des Hasses übrig bleibt.

Wer an der Vervollkommnung seines eigenen Charakters arbeitet, hat gar keine Zeit, sich mit den Fehlern der andern zu beschäftigen.

Die höchste Art Mensch ist gewiß die, welche der wahren Liebe und der echten Begeisterung fähig ist, d. h. die fähig ist, Religion im Leben zu verwirklichen; aber selbst Menschen, die, ohne eine unmittelbare Beziehung zum wesentlichen Gehalte der Religion zu haben, Ehrfurcht vor dem bezeugen, was sie nicht erfassen können, stehen doch noch weit höher als die, denen nur das Negative zusagt.

Wenn der Mensch anfängt, nur mit dem äußern, kalten und prüfenden Auge zu sehen, hört er auf, zu leben: sein Leben ist dann nur das eines mit Verstand begabten Tieres. Wo die schöpferische Liebe aufhört, dort bleibt nur Wißbegierde und Neugierde übrig.

Wenn wir über irgend eine Ungerechtigkeit empört sind, so möchten wir die Strafe dafür sofort eintreten sehen: das zeugt von einem Mangel an Liebe. Wir sind wohl berechtigt, innerlich entrüstet zu sein, da der Mangel an jeder innern Entrüstung ja allzuoft bloße Gleichgültigkeit und Kälte ist, und doch dürfen wir die Entrüstung für nichts hohes halten, denn sie kann in uns etwas zerstören, das zum Leben unerläßlich ist, und meistens stimmt sie uns auch herab.

Um beim Bekämpfen falscher Ansichten nicht in Ärger und Rechthaberei zu geraten, muß man zweierlei im Auge behalten: erstens, daß man nur das Gefäß der Wahrheit, nicht aber die verkörperte Wahrheit ist, und zweitens, daß die Wahrheit nie aufdringlich in die Seele des Menschen und ins Leben einziehen will. Je feuriger wir für die Wahrheit eintreten, desto mehr müssen wir vor dem Rauche des Feuers uns in acht nehmen und darauf bedacht sein, die uns anvertraute Flamme möglichst rein zu erhalten, damit die Wahrheit nicht verdunkelt und das hohe Ziel uns nicht aus den Augen gerückt werde.

Die wahre Duldsamkeit kann niemals von einem abstrakten Gedanken ausgehen, sondern nur von der Umgestaltung des Willens, von einer tiefern Erkenntnis der Wirklichkeit, die den Willen zur Selbstzucht leitet. Man sieht dann genau alle Unterschiede zwischen Mensch und Mensch, aber zugleich auch die Notwendigkeit dieser Unterschiede, und

man steht dann hoch über allen Parteiungen und Koterien.

Die Demut ist keineswegs ein Sichwegwerfen. Auf Schritt und Tritt treffen wir Menschen an, die wegen äußerer Vorteile nicht das geringste Bedenken tragen, sich wegzuwerfen, und doch über die Demut wie über eine unwürdige Schwäche lächeln.

Bei der Darstellung der Anbetung der Könige auf den alten Gemälden verraten sogar der Ochs und der Esel etwas von staunender Ehrfurcht vor dem, was um sie her geschieht. Gewissen Menschen aber ist nicht nur alle Verehrung und Ehrfurcht vor dem Geheimnisse göttlicher Kindlichkeit und Reinheit fremd, sondern sie fühlen sich darüber weit erhaben: sie selbst kennen nur die Anbetung des Geldes, der Macht und des kalten Verstandes.

Wenn wir gar nichts mehr verehren können, so trocknet unsere Seele und unser Geist ein, und wenn wir vom Zweifel angenagt werden, so verzehrt sich unsere Seele und stirbt allmählich ab. Der Kopf freilich kann weiterleben, führt aber im Grunde ein sinnloses Dasein, denn er weiß nicht, wozu und weshalb er lebt. Denn Leben heißt die Fähigkeit, zu lieben und zu verehren; verehren können wir aber nur was über uns, nicht was unter und neben uns ist: den unversiegbaren Quell des Lichtes, nicht aber Schatten, die über die Erde huschen und bald verschwunden und vergessen sein werden.

Nur was im Herzen Wurzel hat, kann Blüten und Frucht tragen.

Aus unreinen Motiven kann man nie heroisch sein: weder aus Gefallsucht und Eitelkeit, noch aus Nachahmungssucht, weder aus Menschenverachtung und Haß, noch aus Überdruß am Leben. Die höchste Stufe des Heroismus ist doch die Liebe, die durch keine noch so scharfe Einsicht in das wirkliche Leben, durch keine Erkenntnis der menschlichen Schwächen, durch kein Hohnlachen der sich klug Dünkenden, der Genußsüchtigen und der Selbstzufriedenen irre wird, und die ihnen verzeiht, weil sie eben nicht wissen, was sie tun.

Liebe ist das Gegenteil von Einseitigkeit und Starrheit, aber auch das Gegenteil von allem Schwanken und allem Zweifel. Sie ist Seelenfeinheit, die auf Kraft beruht. Weil sie weder Furcht noch Selbstbespiegelung kennt, so kann der Zweifel ihr gar nicht nahetreten.

Liebe ist eine positive Charaktereigenschaft, nicht etwa bloß die Entfernung negativer Regungen. Die Ausscheidung der unedeln Regungen aus unserm Innern ist nur der Weg, nicht das Ziel. Die Liebe ist weit mehr Tat, als Gesinnung. Weit leichter ist es, sich in den Turm reiner Gesinnung einzuschließen, als den Adel der Gesinnung betätigen. Mit der Gesinnung ist es wie mit dem Lichte, das auf den Scheffel gestellt werden muß, damit es leuchte.

Es gibt kein Wohlwollen ohne die Fähigkeit, zu verzeihen. Das Verzeihen ist auch das wertvollste Geschenk, das unsern Mitmenschen zuteil werden kann.

Die wahre Liebe ist weit davon entfernt, blind zu sein, sie ist vielmehr sehr hellsichtig, aber sie verzeiht aus ihrem innersten Wesen heraus und zugleich aus der Einsicht in die verwickelten Beziehungen unseres Daseins, in die Unvermeidlichkeit unseres Irrens und unserer Schwächen.

In der frühen Jugend fühlen wir oft eine unerklärliche Liebe, ohne Schranken, ohne Störungen des dreinredenden Verstandes, ein grenzenloses Verlangen nach Hingebung: das Kindliche in uns ist noch durch keine bittern Erfahrungen und durch keine Skepsis vernichtet. Später, auf Umwegen, oft durch Irrungen und durch Trübungen unseres bessern Selbst, gelangen wir zu der Erkenntnis, daß nichts den Verlust von Liebe und Kindlichkeit ersetzen kann, und daß unsere ganze Lebensaufgabe in nichts anderm besteht, als die verlorene Kindlichkeit und Reinheit wieder zu gewinnen.

Der Schöpfer des Weltalls hielt es für notwendig, uns das schaffende Weltgesetz nur in Bruchstücken kund zu tun. Nur erschütterndes Staunen, das Gefühl der Nichtigkeit, kann sich unser bemächtigen vor der Unermeßlichkeit des Weltalls. Aber sobald die erlösende Liebe in uns zu

wirken beginnt, fühlen wir uns mit dem Unermeßlichen schon verbunden, und der Urheber des unerforschlichen Weltgesetzes wird für uns zum Schöpfer begeisternder Freiheit: der unsichtbare Lenker unermeßlicher Welten wird für uns zum liebenden Vater.

Nur wenn wir bei dem Kampfe um die Wahrheit nicht darauf ausgehen, mit allen Mitteln und um jeden Preis zu triumphieren, ist der andauernde und fruchtbare Sieg uns gewiß; wer aber um jeden Preis siegen will, der wird von seinem Ziele so gefangen genommen, daß sich Streitsucht und Starrheit seiner bemächtigen, und er dann an dem von ihm verfolgten Ziele lieblosen Herzens anlangt: das Schwert, das er gezogen hat, schwebt dann über seinem eigenen Haupte.

Es ist ein Zeichen, daß wir der Wahrheit noch nicht nahe stehen und ihr schlecht dienen, wenn wir den Widerspruch nicht mit Gelassenheit ertragen können.

Wer mit seinem Herzen nicht verschwenderisch ist, hat keinen genügenden Reichtum an Herz, denn Herz und Geiz schließen sich ganz aus.

Die Trockenheit des Herzens kann gar nicht wissen, was es heißt, Steine in Brot verwandeln; nur die Liebe und die Begeisterung wissen es. Der trockne Verstandesmensch verwandelt oft selbst das Brot unmerklich in einen Stein, und mutet den andern zu, sich davon zu nähren.

Ohne Liebe ist keine wahre Freiheit möglich, denn die Freiheit ist dann nur Zerstörung, nicht Aufbau. Nur an der Liebe brechen sich die ehernen Gesetze des Schicksals.

Während das Gesetz mit dem Durchschnitt der menschlichen Natur rechnet, sieht die Liebe die Verwicklungen der Lebenswirklichkeit, die Tiefen der Seele und die ganze Verschiedenheit in den Motiven des Handelns. Das ganze Leben kann nur die Liebe erfassen. Das Gesetz entspringt der Vernunft, die Liebe dem Herzen: jenes kann sich nur bis zum Talente emporschwingen, diese bis zu den Höhen des Genies. Dem sittlichen Gesetze muß vieles im Leben entgehen, da sich ja nicht alles in bestimmte Grenzen bringen läßt; der Liebe entgeht gar nichts, denn sie erfaßt den Kern des Lebens.

Schauen

Das Hauptgewicht des Daseins liegt in unserm Innern. Unser inneres Leben muß ein gesteigertes Übergewicht bekommen, diese Steigerung jedoch soll keine Grenzen kennen.

Die innere Welt vollständig erschließen, uns den geradesten und kürzesten Weg zeigen, die Last überflüssiger Begriffe von uns abwälzen — das kann kein Lehrsystem, sondern nur ein inneres Seelenfeuer. Deshalb sagten auch die ersten Jünger Christi von den befreienden und begeisternden Worten ihres Meisters: ‚Brannte uns nicht das Herz, wie er zu uns redete unterwegs, wie er uns die Schriften aufschloß?' Erst durch das Aufschließen der innern Welt erfahren wir, was das Wichtigste für uns ist. Alle Philosophie bleibt nur im Vorhofe stehen, denn sie hat den Schlüssel zu den innersten Räumen nicht.

Alle, die sich gegen Christus zur Wehr setzen, kennen die tief herabreichende, festbegründete und hoch emporragende Welt Christi nicht, ja es geht ihnen die Fähigkeit ab, sie zu erkennen. Ihre Angriffe sind daher ganz äußerlich und ihre Waffen stumpf. Was gegen die tiefern Seiten des Christentums gewöhnlich vorgebracht wird, ist schon deshalb schwach und verständnislos, weil eigentlich nur

der darüber Aufschluß zu geben berechtigt und befähigt wäre, der die tiefen innern Erfahrungen des Christentums hätte. Sonst ist es, als wenn sich ein Vandale gegen Kultur oder ein nüchterner Philister gegen Kunst zur Wehr setzte. — Der nichtreligiöse Mensch und der Verstandesmensch befinden sich entweder auf dem Boden der Nüchternheit oder auf dem einer einseitigen Lebensansicht und haben immer den Wunsch, daß unser Inneres um jeden Preis weniger enthalten solle, als es in Wirklichkeit enthält, daß die Wirklichkeit das enge Kleid anlege, das ihr vom einseitigen Verstande und von der ästhetischen Bildung zugeschnitten wird.

Hoch über dem Gefühle und über dem logischen Verstande ragt das innere Schauen — hier liegt auch der Quell der tiefsten schöpferischen Wirkungen, der Quell des Lichtes, das heller, kräftiger und auch weit bestimmter leuchtet, als alles Licht des Verstandes. Nicht aus den Definitionen des Verstandes haben die Apostel des Christentums ihre unversiegbare Kraft geschöpft, nicht aus dem kalten und gleichmäßigen Lichte der Begriffe kam zu ihnen die Unerschütterlichkeit ihres Glaubens, nicht aus dem ebnenden Intellektualismus gewannen sie die hinreißende Kraft ihrer innern Begeisterung, die Bestimmtheit ihres Zieles und die Sicherheit im Leben und im Sterben. Das Schauen führt zu einer viel größern Festigkeit und Klarheit, als das bloße Denken, eben-

so wie die Glaubenskraft weit mehr Festigkeit hat, als alles, was mit dem Worte Fühlen bezeichnet wird. Christentum ist gewiß kein Gefühl, aber ebenso sicher kein Gedanke, sondern eine höhere Welt des Schauens und des Wirkens. Die Hauptforderung Christi ist, den Geist zu wecken, das innere Leben zu vertiefen: wenden sich doch Christi Worte am wenigsten an die spitzfindigen Verstandesmenschen, an die hochmütigen Intellektualisten, an die Logiker und Dialektiker des Talmuds, an die selbstzufriedenen Schriftgelehrten. Kann man doch das ganze Evangelium und die tiefsinnigsten Auslegungen der Worte Christi auswendig gelernt haben, ohne dabei eine innere Beziehung zu dem Geiste dieser Worte zu empfinden. Darin äußert sich auch der *wesentliche* Unterschied zwischen der Erkenntnis in der Religion und der Erkenntnis in Hinsicht auf die Naturgesetze und auf die Vernunftgesetze, daß, während hier unsere Vernunft ausreicht, die religiöse Wahrheit nur durch innere Erfahrungen, durch vertieftes Schauen, durch Läuterung des Willens, durch Beseitigung aller Selbstzufriedenheit, durch Wiedergeburt richtig erfaßt werden kann. Erst wenn alle Seelenkräfte in uns reif geworden sind zum Schauen, zum geläuterten Wollen und zur wahren Liebe, können wir die Lebenswahrheit in ihrem Kern erkennen: dann erst wird sie zu unserm unveräußerlichen, unerschütterlichen Besitz, und dann findet auch unser Intellekt den treffendsten und sichersten Ausdruck dafür.

Schauen heißt, das Verborgenste so sehen, als wenn es gar nicht verborgen wäre, und es so gegenständlich fühlen, daß man es mit größter Genauigkeit darstellen kann, wiewohl es den andern unsichtbar ist.

Vorstellungen und Worte, die sich an die Ergründung des Naturgesetzes knüpfen, kennen keine Erhebung: das Definierbare weckt in uns keine Lebenskraft. Alles erhabene und große läßt sich mit keinem Begriffe erschöpfen, denn es erfordert unsere Mitwirkung, und wendet sich an die Kraft, die sich im innern Menschen offenbart.

Die tiefen Wahrheiten sind nicht allen Menschen zugänglich, und doch sind sie für alle, denn die Menschheit kann ohne sie nicht leben, wenn auch die einzelnen glauben, ohne sie gut auskommen zu können.

Wie bringt man einem Menschen, der keine inneren Erfahrungen hat, das Verständnis für diese bei? Die Frage ist nicht nur schwer zu beantworten, sondern sie ist geradezu das Rätsel unseres ganzen Lebens: ist doch die Verschiedenheit der Charaktere das eigentliche Lebensdrama. Aber bei aller Schwierigkeit oder sogar Unmöglichkeit, vielen Menschen die tiefsten inneren Erfahrungen zu verdeutlichen, oder überhaupt zu zeigen, was innere Erfahrung ist, darf man sich doch bei dem Gedanken an die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten nicht beruhigen.

Nur die innere Wärme kann Wärme empfangen und geben, Geheimnisse enträtseln und Geheimnisse schaffen.

Unsere Vernunft kann vom Letzten und Höchsten nur stammeln. Das Schauen und die Liebe gewinnen den Zugang zu dem Geheimnis unseres Daseins, reden aber davon nicht in der verwickelten Sprache des Intellektes, sondern in einfachen Gleichnissen.

Wenn Gott sich uns nicht in unserm Innersten offenbarte, blieben wir für uns selbst nur eine Hieroglyphentafel, zu der wir keinen Schlüssel hätten.

Das Tiefste kann nur im Gleichniß, im Bilde irgendwie ausgedrückt werden, da es keine Umgrenzung duldet. Was sich aber hinter dem Gleichniß verbirgt, erschließt sich nur dem, der nicht allein mit dem Kopfe lebt.

Um zu wissen, was die Welt ihrem Wesen nach ist, und das Geheimnis des Daseins zu durchdringen, d. h. Gott von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, dazu müßten wir weniger eingeschränkt, weniger endlich und abgeschlossen sein. Daher sagt auch Christus nicht, was Gott ist, sondern nur, sein Reich sei ein andres, als das von dieser Welt.

Wenn wir uns auf eine höhere Stufe des innern Lebens vorbereiten, geht in unserer Seele etwas geheimnisvolles vor sich: wir wissen später, daß

wir eine neue Lebensstufe erklommen haben, nicht aber auch, wie wir dazu gelangt sind. Wir staunen dann darüber wie über das größte Wunder. Was wir wissen, ist nur daß es ein neues und auch ein helleres Licht ist, in dem wir jetzt uns selbst und die Welt sehen.

Im gesteigerten Zustande der innern Erfahrung sehen wir das Dasein nicht nur in wärmeren Farben, sondern auch in deutlicheren Umrissen: unser Auge wird klar, die Vernunft hell, ohne jedoch vorzuherrschen und auf uns zu drücken, das Gefühl milde und doch fest, das Bewußtsein stark, aber mit der Welt und dem Menschen ausgesöhnt und auf eine Höhe gerichtet, auf der unser Lebensziel liegt.

Christentum und Antichristentum

Nur die Täler lassen sich umschließen, wogegen die Atmosphäre über uns und um uns sich frei nach allen Seiten hin eröffnet. Christentum ist eben das, wovon unser inneres Leben wie von einer Atmosphäre umgeben wird. Christentum ist keine Nützlichkeitslehre und hat nichts mit der platten Moral zu tun, aber auch keine Phantasterei, weil es aufs engste mit der ganzen Wirklichkeit, mit der eigentlichen Natur des Menschen zusammenhängt. Das richtig erfaßte Christentum ist der höchste Ausdruck der Religion, denn es verknüpft die Erde mit dem Himmel und stellt die höchsten Forderungen an die Menschen, ohne sich im geringsten über die Wirklichkeit der menschlichen Natur zu täuschen: von jedem Punkte der Lebenswirklichkeit kann man zum ‚Reiche Gottes' gelangen; unzählige Wege verbinden es mit der Erde, und zur Erreichung des ihm vorschwebenden Zieles kann jeder sich seine Marschroute gemäß seiner Charakteranlage wählen, denn sie ist nicht starr in den Einzelheiten vorgeschrieben. Was Christus vor allem fordert, ist, daß wir nicht an Kleinigkeiten und Nützlichkeiten haften bleiben sollen, uns nicht auf das Diesseits einschränken, über unser eigenes Ich und sogar über unsere Rasse und unsere Nation, selbst über die Menschheit hoch hinaus

schauen sollen, damit unser innerer Blick ausgeweitet werde und unsere Seele Schwingen bekomme.

Mißverständnisse in der Würdigung der Wirkungen der christlichen Kultur können nur dort aufkommen, wo die Beurteilung des Lebens in verstandesmäßige Nüchternheit oder in utopische Schwärmerei verfällt.

Das Christentum war die größte Schule für die Erziehung der verschiedenen Rassen, aus denen sich die europäische Menschheit zusammensetzt. Daß die europäische Menschheit dem christlichen Geiste das Wichtigste verdankt, was sie ohne ihn niemals gehabt hätte, das ist eine unumstößliche Tatsache, über die sich nur theoretische Voreingenommenheit und Unkenntnis der menschlichen Natur hinwegsetzen können. — Gar manches, was so leichter Hand den Wirkungen des Christentums zugeschrieben wird, z. B. die düstere Lebensverachtung gewisser Zeiten, hat, genauer besehen, mit dem Geiste des Christentums gar wenig gemein, es entsprang vielmehr aus der chaotischen Gärung beim Verschmelzen der verschiedenen Rassen, aus dem unvermeidlichen Zusammenstoß entgegengesetzter Lebenskräfte, wodurch in lange andauerndem Kampfe etwas ganz neues hervorgebracht und das Innere des Menschen umgestaltet und vertieft wurde. Die Art und Weise, wie mancher an die Weltgeschichte ohne Gerechtigkeitsgefühl und ohne wahre Menschenkenntnis herantritt und den geheimnis-

voll gewundenen Gang der Menschheit in dogmatischer Kurzsichtigkeit korrigieren möchte, hat etwas kindisches an sich. In dem Sturme der Völkerwanderung, in den zerfleischenden Kämpfen der ungebändigten Rassen, in dem überschäumenden Gischt der aufeinander stürmenden Leidenschaften wären jedenfalls nicht die lebensfremden Theorien der überklugen Geschichtsphilosophen fähig gewesen, klärend, beruhigend, vergeistigend und schöpferisch zu wirken. In der Anpassung an die Wirklichkeit mußte das Christentum freilich die volle Reinheit einbüßen, aber immer wieder zeigte sich der Regenbogen des ‚Himmelreichs' nach dem Gewitter der Leidenschaften, über der Wut und der Vernichtung, die in den Rassen der europäischen Menschheit noch kurz vor der Zeit Dantes mit nicht minderer Kraft tobten, als unter den alten Griechen während des peloponnesischen Krieges.

Um irgendwie erträglich leben zu können, muß die zivilisierte Menschheit aus dem tiefen Widerspruche, an dem sie leidet, heraustreten und sich entweder für Christus, oder für Cäsar entscheiden. Freilich liegt dieser Widerspruch im Leben selbst, und die vollständige Überwindung dieses Gegensatzes ist dem Ende der Zeiten vorbehalten. Es wäre aber schon viel gewonnen, wenn wir uns immer tiefer der Notwendigkeit der von Christus verkündeten höhern Welt bewußt wären, wodurch dann die unzähligen Widersprüche im Zusammenleben der Menschen wenigstens einigermaßen aus-

geglichen würden und die geistige Atmosphäre gereinigt werden könnte. Ganz für Cäsar kann sich die Menschheit mit gutem Gewissen nicht mehr entscheiden, und es bleibt ihr nur übrig, zwischen einem moralischen Mittelweg und der höhern Welt Christi zu wählen. Die christlich sich nennende Menschheit steht in Wirklichkeit noch immer auf der Seite des Cäsarismus, aber sie kann nicht mehr aus voller Überzeugung und mit Hingebung dafür kämpfen. Den Staat christlich machen und in einen solchen Staat das Endziel des menschlichen Zusammenlebens setzen, das lag Christus fern. Eine tiefe Notwendigkeit war es, daß das römische Reich, um noch irgendwie weiter bestehen zu können, mit dem bisher verfolgten Christentum wenigstens äußerlich Frieden schloß, ohne es auch innerlich tun zu können. Das Christentum sah sich genötigt, mit seiner Verbreitung sich immer stärker und weiter zu organisieren, dabei den Kampf gegen Zersplitterung in Sekten zu überwinden und zugleich dem Staate gegenüber seine Selbständigkeit zu behaupten. Das Christentum mußte somit notwendig darauf bedacht sein, sich siegreich über den Staat zu erheben, denn Christentum und Staat waren und bleiben verschiedenen Ursprungs. Und so mußte das Christentum unwillkürlich zu den Mitteln der Staatskunst seine Zuflucht nehmen. Christus war weit davon entfernt, den Staat und das Bestehende, d. h. alles, was mit der menschlichen Natur eng verbunden ist, irgendwie zu verneinen oder dagegen zu kämpfen. Wohl aber muß

das Reich, das nicht von dieser Welt ist, um verwirklicht zu werden, das Reich von dieser Welt allmählich überwinden, wenn die einzelnen Menschen reif dazu geworden sind. Inzwischen will aber Christus, daß sein Reich mit dem Cäsars nicht vermengt werde. Freilich ist der einzelne Mensch mit einer Rasse und einer Nation verbunden, aber zugleich auch mit etwas höherem. Die christliche Kultur nimmt die Nationen und Rassen als konkrete Tatsachen in sich auf, und sie kann es, gerade weil sie ein Reich anerkennt, das hoch über die Natur und die Geschichte emporragt. Wie der Staat über den einzelnen Stämmen und Völkern steht, so auch das Christentum über dem Staate. Es kann daher weder ein nationales, noch ein staatliches Christentum geben, denn dies wäre eine sinnlose Vermengung von Vorstellungen, die nichts miteinander zu tun haben.

Dem heutigen Europäer fällt es zwar schwer, mit Christus zu leben, aber wie sein Inneres sich durch die Jahrhunderte gestaltet hat, nach unveränderlichen, geheimen Gesetzen, würde es ihm doch noch schwerer fallen, ja unmöglich sein, ohne Christus zu leben.

Die Lebensansicht Christi hat sich durch die vielen Jahrhunderte in die Seelen so versenkt und mit dem ganzen geistigen Leben so innig verbunden, daß der Kampf dagegen im Grunde nichts andres bedeuten kann, als den Kampf gegen Seele, Geist und Freiheit, selbst wenn man dabei noch so nach-

drücklich für Geist und Freiheit eintritt. Selbst der entwickelte Individualismus der neuern Zeit wäre ohne das Christentum gar nicht denkbar. Das folgerichtige Antichristentum ist nicht eine positive und vielseitige Lebensansicht, sondern zum allergrößten Teil nur Kritik an der vorhergegangenen Kultur.

Es ist gar nicht möglich, daß die Frage der Vervollkommnung unseres sozialen Zusammenlebens eine dauerhafte Lösung erhielte, ohne daß in den Menschen ein tieferes Gerechtigkeitsgefühl und zugleich eine größere Glaubenskraft erwachte. Für jeden, der über sich selbst nachdenkt, ist dies eine unumstößliche Wahrheit.

Je verwickelter die Lebensverhältnisse werden, je stärker der Druck der angehäuften einzelnen Tatsachen und Erkenntnisse auf der zivilisierten Menschheit lastet, desto notwendiger muß sie zu Christus gelangen, zu der Religion wahrer innerer Freiheit, zu der Ausweitung der einengenden Schranken kalter Intellektualität.

In dem Kampfe, den der Antichrist immer wieder gegen Christus wagt, kann jenem niemals in Wirklichkeit der Sieg gehören. Denn alles vergeht; nur das, was Christus geschaut, gelehrt und mit seinem Tode besiegelt hat, bleibt als die letzte Wahrheit bestehen. In einem gewissen Sinne ist freilich auch das Vergängliche ewig, da es ja immer wieder auflebt und sich behauptet, aber doch verfällt

es bald wie alles, was dem Naturgesetz unterworfen ist und die Freiheit nicht kennt: es herrscht nicht über die Dinge, sondern unterwirft sich ihnen. Der tiefere und feinere Mensch kann seiner ganzen Beschaffenheit nach das Vergängliche gar nicht vertreten.

Wer das Wesen des Christentums erfaßt hat, für den ist es klar wie das Tageslicht, daß gegen die Lebensansicht Christi kämpfen nur bedeuten kann: es ist doch leichter ohne Seele zu leben als mit Seele. Aber eine Erkenntnis, deren Wurzeln nicht in der Seele liegen, ist im Grunde gar keine.

Das Heil kann nicht eine Vorstellung des Kopfes, ein Wort zur Bezeichnung eines Begriffes ohne lebendigen Inhalt, sondern nur das fleischgewordene Wort sein: der Geist muß sich im Leben verkörpern, so daß unsere Ahnung von der Höhe kein blasser Gedanke bleibe. Alle unsere Gedanken, die auf die Besserung, Aufrichtung und Heilung der menschlichen Natur ausgehen, sind gerade deshalb so wenig wirksam, weil sich die Einheit in ihnen nicht verkörpert und weil hinter diesen Gedanken keine Menschen stehen, in denen der Gegensatz zwischen ihren idealen Forderungen und ihrem eigenen Leben überwunden wäre.

Unter der Weiterbildung des Christentums wird in den allermeisten Fällen etwas ganz andres als Religion verstanden, nicht das höhere Reich, welches das Christentum verkündet hat, sondern das

Ideal der bloßen Humanität. Jeder erfaßt Christus nur gemäß der ihm gegebenen Innerlichkeit, und so wird es immer solche geben, die sein Wesen, seine Wirkung und seine Worte auf die Stufe der humanen Ethik herunterziehen, in dem guten Glauben, dies sei das Höchste, was wir erfassen können.

Die modernen Schriftgelehrten beschäftigen sich zu sehr mit der Entstehung des Christentums, mit den vielen Menschlichkeiten, die jedem Entstehen und allem Weiterbilden notwendig anhaften. Nicht der persönliche und positive Inhalt der Lebensansicht Christi kann ihnen nahe stehen, sondern nur die Ausbildung der christlichen Vorstellungen, die sie auf allerlei Verwandtschaften zurückzuführen suchen. Sie gleichen darin denen, die in einem großen Kunstwerke gar nicht die Persönlichkeit des genialen Künstlers und den Inhalt des Werkes innerlich auf sich wirken lassen, sondern nur der äußern Gestaltung und den verschiedenen Einflüssen, unter denen das Werk entstanden sein soll, forschend nachgehen. Es ist der Glaube an das Mittelmaß, der Ausdruck einer gewissen materiellen Gesinnung, ja oft sogar die Mißachtung aller Geistigkeit und das Verlangen, die Persönlichkeit zu nivellieren.

Das imperium romanum, das Reich Karls des Großen, das Alexanders, und das Napoleons hatten die Ursachen ihres unvermeidlichen Verfalls schon im Fundamente ihres ganzen Baues, denn alles, was mit der Außenwelt aufs engste verbunden

ist, ist dem Naturgesetze unterworfen. Auch die Kirche ist, sobald sie nach äußerer Macht strebt, von diesem Gesetze keineswegs ausgeschlossen: auch sie unterliegt dann der Zerstörung. Unveränderlich ist nur das Reich Gottes, weil es nicht von dieser Welt ist, und seine Fundamente im ‚ewigen Leben' liegen.

Rasse und Nation sind nicht etwas endgültiges, sondern nur Stufen zu einer höhern Gestaltung. Christus erhob sich darüber und stellte das Ewige als Gegengewicht zu der Vergänglichkeit der Natur und der Geschichte auf. Alle Ergebnisse der Forschung, auf die sich der Rassendünkel und die nationale Eitelkeit berufen, sind im besten Falle doch nur Fragment und Einseitigkeit: unvermischte Rassen und unvermischte Nationen sind im Grunde eine Unmöglichkeit. Aller Rassendünkel bleibt bei der Natur, und alle nationale Eitelkeit bei einem gebrechlichen Gebilde geschichtlichen Lebens stehen. Beide wissen sie nicht, was wahre Höhe und Regeneration ist.

Wenn das Christentum, wie in der ersten Zeit, nur eine kleine Gemeinde geblieben wäre, so hätte es weit mehr von seiner ursprünglichen Reinheit bewahrt, aber die unvergleichliche, tief eingreifende Wirkung auf die Weltereignisse würde ihm gefehlt haben. Das Christentum kann man sich übrigens als kleine Gemeinde gar nicht vorstellen, denn in der Erscheinung seines Stifters lag bereits die ungeheure Wirkung in die Ferne, der Ausfluß lebendigster Geisteskraft, die sich allen künftigen Jahrhunderten notwendigerweise mitteilen mußte.

Der Kampf gegen das Gemeine und Schlechte ist unerläßlich im Zusammenleben der Menschen, wiewohl der Kampf an und für sich stets ein Übel ist. Was wir, gemäß der Beschaffenheit unserer Natur, tun können, ist nur, danach trachten, dem Guten hienieden das Übergewicht zu verschaffen.

Das Christentum erhebt sich auf keinem pro und contra des Denkens, sondern auf einfachen, unerschütterlichen Grundsätzen der Gerechtigkeit, der Herzensreinheit, des Glaubens und der Liebe. Gerecht und rein sein, heißt nicht, es aus Vernunftgründen, aus Überlegung sein, nicht, weil die Vernunft uns einen Rat gibt, den wir anerkennen und befolgen, nachdem wir das Dafür und das Dawider erörtert haben, sondern weil es Gebote sind, denen wir ohne vieles Räsonnieren folgen müssen. Das viele Räsonnieren macht uns krank und kann uns sogar dazu führen, in giftigen Stoffen heilsame Wirkungen zu sehen. Charakterkraft kennt wie die Gesundheit keine Umwege und kein Klügeln.

Die Freiheit und die lebendige Mannigfaltigkeit ist der Menschheit ebenso vonnöten wie die frische Luft und der freie Himmel dem einzelnen Menschen, und doch können die Menschen die reine, unmittelbare Freiheit gar nicht ertragen. Und so geht es durch alle Jahrhunderte.

So lange es eine staatliche Vereinigung gibt, wird es auch eine Kirche geben. Die Aufgabe der Kirche ist, den Menschen für die höhere Welt zu erziehen,

für die innere Freiheit reif zu machen. Weder darf sie eine Verbündete des Staates sein, noch sich dem Staate aufzudrängen suchen. Jedenfalls muß sie stets eingedenk sein, daß die Welt Christi und die Welt Cäsars verschiedene Welten sind.

Der Kampf innerhalb des Christentums wird gewöhnlich nur um die Schale geführt: der Kern wird dabei meistens außer acht gelassen, als wenn die Wahrheit bisher noch gar nicht dagewesen wäre und von neuem begründet werden müßte.

Die Anpassung der Forderungen Christi an das Leben wird immer von einem Verrate an der ursprünglichen Reinheit und Hoheit dieser Forderungen begleitet: nicht umsonst verrät Petrus seinen Herrn dreimal, bevor der Hahn kräht. Wer aber das abstrakte Gebilde eines reinen Christentums gegen das in der Kirche verkörperte ins Feld führen möchte, sollte sich zuerst in aller Gewissenhaftigkeit und Selbstprüfung befragen, ob er und seine Nächsten wohl auch wirklich fähig seien, ganz Geist zu sein.

Ein kirchenloses Christentum ist für den einzelnen möglich, setzt aber eine sehr hohe Stufe innern Lebens und sehr große Charakterkraft voraus. Sobald sich viele Menschen zu einer Lehre bekennen, wird dadurch notwendig eine Institution ins Leben gerufen. Alle Nachkommenschaft kann schon als Institution bezeichnet werden: sie hat einen Besitz, den sie nicht selbst erworben hat.

Freilich ist der geistige Besitz erst dann echt und wirksam, wenn man ihn selbständig verarbeitet und dadurch von neuem innerlich erwirbt. Das Salz, das durch viele Hände geht, verliert notwendig seine Reinheit, aber in der Institution selbst kommen ja auch immer wieder Menschen auf, die mit ihrer durchgeistigten Willenskraft dem, was eine Zeitlang ohne Geschmack und ohne fruchtbare Wirkung war, wieder Geschmack und schöpferische Wirkung geben.

Christentum ist kein System: Liebe, Demut, Selbsterkenntnis, Selbstüberwindung, Glaubenskraft und tiefes Schauen — läßt sich denn so etwas in ein System bringen?

Die eigentliche Größe der christlichen Lebensansicht besteht in der Gerechtigkeit gegen alle inneren Lebensmächte, in der Vereinigung von Energie und Liebe, von Tat und Beschaulichkeit, von männlicher Kraft und weiblicher Hingebung.

Im Gegensatze zur Moral des Stoizismus will die Moral des Christentums nicht die Vernichtung aller unserer Neigungen, sondern nur die Läuterung, Durchgeistigung und Hinwendung dieser auf höhere Ziele.

Wir sind durch das Christentum bewegter, widerspruchsvoller, aber auch innerlich reicher geworden. Die christliche Kultur verhält sich zur antiken wie ein an innern Konflikten reiches Drama zu einem nur die äußern Begebenheiten klar spiegeln-

den Epos. Die Anfänge christlicher Kultur in Hinsicht auf das bewegtere und reichere Seelenleben liegen schon deutlich in der griechischen Tragödie, aber die antike Kultur fand keinen Ausweg aus den tragischen Konflikten des innern Menschen und aus den Widersprüchen des gesellschaftlichen Lebens. Um in die Region des Lichtes zu gelangen, müssen wir jetzt durch eine Feuertaufe hindurchgehen.

Höhe und Niederung

Glaube, Hoffnung und Liebe gehören zueinander und müssen sich in einem festen Mittelpunkte zusammenfinden. Der Glaube allein kann zur Starrheit und Einseitigkeit der Willenskraft führen: der Wille würde dann zwar keine Spaltung, aber auch keine Tiefe kennen. Hoffnung allein ist utopisches Denken und Wünschen, eine Abstraktion des Gehirns, eine Betörung des Herzens. Aber auch die Liebe allein, ohne Glauben und ohne Hoffnung, muß zu einem überschwenglichen Mitleid führen, das sich ganz auf das Diesseits bezieht und aus den mannigfachen Verwicklungen der tragischen Wirklichkeit keinen Ausweg findet.

Christentum liegt ganz abseits von der Kasuistik und überflüssigen Deutelei, womit die Pharisäer die Lebenswahrheit verquicken, in der Meinung, der Sauerteig, den sie hinzutun, sei lebendige Kraft. Christentum liegt auch abseits von aller Gleichgültigkeit und Kälte des intellektuellen Sadduzäers, der den Zweck des Daseins auf das trockene Gesetz bezieht und über die notwendig im Leben begründeten Gegensätze und Reibungen, die nach einer Ausgleichung rufen, kalt und rücksichtslos hinweggeht. Christentum ist auch das gerade Gegenteil von der innern Schwäche und dem

äußern Selbstbewußtsein des Pilatus, der nicht wissen kann, was Wahrheit ist, weil er das Leben in oberflächlichster Weise nur als Naturtatsache hinnimmt.

Einzelnes an der Lebenswahrheit leuchtet wohl allen Menschen ein; nur gegen die volle Lebenswahrheit, woraus die einzelnen Wahrheiten entspringen, sträuben sich die allermeisten, als wenn sie nicht Leben, sondern Tod wäre.

Die Zukunft verbirgt sich unserm verschleierten Auge, die Vergangenheit kennen wir schlecht, und die Gegenwart ist nur ein flüchtiger Augenblick, den wir kaum erhaschen können. Wer die Einsicht in den Zusammenhang der Zeiten gewonnen hat, der sucht das Licht nicht bei den Menschen, die ja im Frohndienste der Zeit stehen, sondern dort, wo der Quell des Lichtes ist.

Was in den Augen der Welt Torheit, ist in Wirklichkeit die höchste Weisheit: in den Augen der Welt hat Vernunft nur der, welcher dem Erfolge und der Macht huldigt; im Wesen der wahren Weisheit liegt es aber, daß sie die Macht und den Erfolg gar nicht sucht.

Wenn Christus, der das Schauen der Wahrheit in engsten Zusammenhang mit der Friedfertigkeit bringt, doch zugleich sagt, er habe nicht den Frieden ins Leben gebracht, so sah er genau voraus, was aus der reinen Wahrheit notwendig werden muß, wenn sie zu den Menschen hinuntersteigt. Die

Menschen zerteilen und zerfetzen sie, und doch lebt in ihnen die dunkle Ahnung, daß sie in der Einheit und in der Einigung bestehe.

Die Wahrheit will nicht nur verstanden sein; sie will die ganze Seele ausfüllen und zum eigentlichen Inhalte unseres Lebens werden.

Es ist freilich bequem, sich nur an eine einzige Seite der Wahrheit zu halten, irgend einer Parteivorstellung oder gar einer Utopie anzuhangen, und noch bequemer ist es, gar nicht Lebenswahrheit, sondern nur intellektuelle Kälte zu vertreten. Verlockend ist es auch, mit der Wahrheit zu spielen, aber die Lust am skeptischen Spiele steht dem ernsten Charakter nicht an, auch ist der Gedanke, der Mensch könnte sich spielend hienieden einrichten, nichts als eine ästhetische Utopie und ein Spiel mit Begriffen. Man gehe vom wirklichen Menschen aus, ohne alle Neigung, die schlechten Eigenschaften der menschlichen Natur in den Hintergrund zu rücken. Man erkenne die Wirklichkeit in ihrer vollen Zusammensetzung und hülle sie nicht in verallgemeinernde Begriffe oder poetische Schleier; man frage sich, wie wir hienieden unser Leben einrichten sollen: wie die alten Griechen, wie die Römer, wie die alten Germanen? Sollen wir die antiken Gottheiten, die germanischen Götter wieder ins Leben rufen? Spricht doch mancher, im Anblicke der heutigen Zersetzung und aus einem geheimen Gefühle der Unzulänglichkeit unseres nivellierenden Denkens, mit einer gewissen rückwärts schauenden

Sehnsucht von den alten Gottheiten. Sollen wir dem Egoismus, dem Sozialismus, dem nationalen Gedanken huldigen und darin ganz aufgehen? Welches Endziel sollen wir verfolgen? Oder ist vielleicht ein ganz zielloses Dasein für uns das Beste? Aber dann wozu über das Leben denken und unsere Gedanken äußern? Man ziehe Schlußfolgerungen aus den verschiedenen Lebensansichten, Lehren und Systemen, man denke auch die Ergebnisse unseres ganzen Wissens durch, und man wird sehen, daß dies alles noch keineswegs Leben bedeutet. Der Blick wird dabei freilich ausgeweitet, aber er verliert sich im Detail und wird zuletzt vor lauter Ausweitung doch nur eng und kurzsichtig: wir verlieren die Einsicht in die geheimsten Lebenskräfte, büßen an Sammlung und Innerlichkeit ein und werden flach vor lauter Freiheit der sich uns eröffnenden Weite. Eine gekünstelte Menschenliebe lebt dann hart neben einer freien Brutalität, ein wissenschaftliches Denken zeitigt dann eine Unduldsamkeit, die desto unerträglicher ist, als sie sich in einem fort auf grenzenlose Freiheit beruft, eine kahle Lebensansicht beherrscht dann die Menschen und spiegelt ihnen Eroberungen über die Materie vor, die ihnen als Eroberungen durch den Geist vorkommen, ohne daß sie merken, wie diese den lebendigen Geist erdrücken und oft auch vernichten. Soll man den Menschen lieben, soll man ihn verachten, soll er uns gleichgültig sein? Darauf bekommen wir gar keine Antwort. Das Zusammenleben der Menschen wird dann

als natürlicher Gärungsprozeß aufgefaßt, aus dem naturnotwendig irgend etwas schon entstehen müsse: der Mensch könne nichts davon und nichts dazu tun. Und doch tut er in einem fort gar vieles dazu: durch anstrengende Arbeit des Intellektes, durch Forschung, durch Erfindungen, durch weit hergeholte Vorstellungen, durch bewußte Vernachlässigung des Mittelpunktes alles Lebens. Wie seltsam! Der Mensch will etwas, das mehr ist, als er, denn er weiß, daß er noch unvollendet, unfertig ist. Was ist er nun? Sollen wir das fragen, oder ist die ganze Frage überflüssig? Aber wir fragen es, weil wir nicht anders können, und da ist auch die entscheidende Antwort vonnöten.

Da die Phantasten und abstrakten Menschen das Höchste und Tiefste doch nicht erfassen können, weil sie keine Unmittelbarkeit und keine Intuition haben, so stellen sie immer wieder etwas auf, von dem sie nicht ohne Sicherheit behaupten, es sei weit höher und tiefer als alles, was Christus geschaut und erkannt habe, und sie weisen auf die Zukunft hin, wo die von ihnen geträumten Höhen erstiegen würden. Ihr Fortschrittsgedanke, der übrigens ein Glaube ist, beruht entweder auf einem von ihnen ersehnten Mittelmaße von Glück und Genuß, oder auf einem schönen Traume von einer Menschheit, die mit der jetzigen gar wenig gemein hat, nicht auf einer eindringlichen Erkenntnis der vollen Wirklichkeit: setzt doch diese Erkenntnis die Selbsterkenntnis voraus, die Selbst-

erkenntnis aber führt zu der regenerierenden Tat, die mit der Läuterung des einzelnen Willens zusammenhängt, und dies ist doch etwas ganz andres als alle schönen Erwartungen und Hoffnungen. Das Höchste, Tiefste und Persönlichste ist in Wirklichkeit von allem Fortschritt ganz unabhängig: kann denn die große Persönlichkeit in den künftigen Jahrhunderten ihrem Wesen nach tiefer und höher werden als in den früheren Jahrhunderten? Was fortschreitet, ist nicht Persönlichkeit und Charakter: nur das Wissen und dessen Anwendung auf das praktische Leben kann fortschreiten; die religiöse und sittliche Erkenntnis aber hat in der Lebensansicht Christi ihren Höhepunkt erreicht. Es bleibt den künftigen Jahrhunderten nur übrig, den Ausdruck, den Christus der Lebenswahrheit gegeben hat, immer reiner zu erfassen und zu verwirklichen.

Es ist des Menschen wohl würdiger, auf den Höhen ohne Beweise, als in den Niederungen mit Beweisen zu leben.

Hoheit des Geistes wird nie ohne Leiden erreicht: um erhöht zu werden, muß man zuvor durch Leiden erniedrigt werden. Auf alten Gemälden folgt bisweilen dem von oben herunterschwebenden heiligen Geiste ein Engel mit dem Kreuze: der höhere Geist, mit dessen Hilfe die innere Welt ausgebaut wird, ist ohne Kreuz auf Erden nicht denkbar.

Die Höllenfahrt Christi ist ein tiefes Sinnbild für das Durchdringen alles menschlichen Elends

durch den lebendigen Geist, der in dieses Dunkel mit strahlender Helligkeit hineinleuchtet. Die kalte, abstrakte Vernunft, die das Leben des Menschen wie eine gleichgültige Naturtatsache erforscht, kennt im Grunde das Elend, die Hölle nicht. Mit der nur der göttlichen Liebe und Weisheit eigenen Geistesgewalt hat Christus die Höllenpforten geöffnet und zerbrochen, und seitdem findet der Kampf zwischen den befreienden Mächten des Lichtes und den niedern und dumpfen Mächten der Finsternis offen statt: die Herrschaft der finstern Mächte ist gebrochen.

Stets wird zwischen Edel und Gemein ein unversöhnlicher Kampf bestehen. Die Aufgabe der Edeln ist, das Schlechte und Gemeine sich zu unterwerfen. Der wahre Edelsinn kann sich keine Schranken setzen, er muß immer höher und höher streben. Wen die innere Stimme nach der Höhe ruft, der kann gar nicht anders als in sich und um sich gegen alles Dunkel kämpfen. In diesem Kampfe geht ihm ein immer heller werdendes Licht über seine Berufung auf. Bejahung des Lebens kann nur Bejahung des Guten dem Schlechten gegenüber heißen. Die Bejahung ist Geistesenergie und steht aller Passivität und Gleichgültigkeit so fern wie nur möglich. Bevor wir aber das Gemeine um uns her bekämpfen, müssen wir uns der unbedingten Reinheit unserer Motive bewußt werden, sonst können wir gar keinen Sieg über das Gemeine davontragen. Der Sieg über uns selbst muß allem Kampfe vorangehen, denn sonst steht uns über-

haupt nicht zu, weder das Leben zu bejahen, noch es zu verneinen. Die Lebensansicht Christi ist heroischer Kampf und tiefe Ruhe zugleich: diese scheinbar sich ausschließenden Gegensätze haben sich in ihr unzertrennlich vereinigt und sie zur allseitigen Verkörperung der Lebenswahrheit gemacht.

Wo ist der Mensch, der in jedem Augenblicke voll innern Lebens, voller Güte, Ruhe, Milde und doch zugleich voller Kraft, Zuversicht und Festigkeit wäre, und der, eins mit sich und versöhnt mit den andern, ihnen als leuchtendes Beispiel voranginge? Wir alle machen Tage und Wochen innern Todes, Zeiten des Dunkels und des Zweifels durch: plötzlich versiegt in uns der Lebensquell, Begriffe nehmen die Stelle lebendiger Kräfte ein, und wir empfinden auf einmal Begrenztheit dort, wo wir kurz zuvor Unendlichkeit und begeisternde Flamme gefühlt haben; das klare Auge verhüllt sich plötzlich, und statt tief und rein das Ganze zu schauen, fangen wir an, Bruchstücken nachzugehen und darüber ohne schöpferischen Zusammenhang nachzudenken.

Im Leben stehen, mit der Wirklichkeit rechnen heißt jedenfalls nicht, sich leicht mit der Gewöhnlichkeit abfinden. Irgendwie flieht der Geist immer aus dem gewöhnlichen Leben, denn ganz in der Lebenswirklichkeit aufgehen, bedeutet in die Gewöhnlichkeit versinken. Erhebt man sich über die Gewöhnlichkeit, so flieht man aus den Lebensniederungen auf eine Höhe, die dem, der aus der Niederung nicht hinaus will, weltfremd, ja lebens-

feindlich erscheinen muß. Jede Art von Höhe des Geistes ist eine Stufe zum unsichtbaren Reiche. Der Weg dahin führt uns weitab von allem kleinlichen und überflüssigen, von dem Kampfe um vergängliche Güter, von der Selbstzufriedenheit und Trägheit, die uns an der gemeinen Scholle festhalten möchte, und auch von der Kraftverschwendung im Dienste des kalten, lieblosen Verstandes: es ist das stets eine Flucht von allem gemeinen, aber zugleich auch ein Kampf gegen das Gemeine, denn dieses bezwingt uns, wenn wir ihm nicht Widerstand leisten. Ohne diesen Kampf wird nichts großes erreicht und ausgebaut. Unser Leib lebt unten, aber unser Geist muß sich aus den Niederungen und Gewöhnlichkeiten zu den seiner würdigen Höhen erheben, dabei aber auch die Erde nicht vergessen und die Menschen, die darauf weilen, denen ein lebendiges Beispiel voranleuchten soll. Das Gottesreich ist kein blasser Idealismus, sondern die mächtigste Realität, deren Wirkungen greifbar sind: die Vertreter dieses Reiches setzen sich keinen Augenblick über die Wirklichkeit hinweg, wohl aber erheben sie sich darüber.

Je höher der Geist steigt, desto stärker wachsen ihm die Schwingen, bis er sich fest und ruhig auf unsichtbaren Höhen niederläßt. Obwohl unsichtbar, wirkt er doch auf die sichtbare Welt mit fühlbarer Macht, da er in den einen Liebe und Begeisterung, in den andern unwillkürlich Abneigung und Mißachtung hervorruft.

Glaubenskraft und Heroismus

Alles sehen und über nichts hinwegsehen, alles verstehen und doch nicht in Zweifel verfallen und den Glauben in sich steigern an die Möglichkeit, die unsichtbaren Gipfel zu erklimmen — das ist der eigentliche Inhalt des Christentums. Um unser Inneres voll zur Entfaltung zu bringen, müssen wir an ein höheres Leben glauben. Der Selbstische glaubt an seine eigenen nichtigen Wünsche und tötet dadurch in sich alles höhere Leben ab.

Der Glaube bedeutet die Steigerung innern Lebens, wodurch sich die Erscheinungen der Außenwelt unserem innern Leben unterordnen, so daß wir unabhängig von allen flüchtigen Eindrücken, Verstimmungen, Ärgernissen und trügerischen Erwartungen bleiben. Wir haben dann das deutliche und starke Gefühl, daß, wiewohl wir ein Stäubchen im Weltall sind, unser Geist doch eine ganze Welt in sich trägt.

Glaube ist ein Willensakt: wir dürfen nicht warten, bis Gott uns begnade, sondern müssen der Gnade entgegengehen. Wer nicht glauben will, dessen Wille wirft sich aufs Negieren. Es gibt aber auch passive Menschen, die weder negieren noch bejahen und in einer gewissen Selbstbespiegelung dahinleben.

Wo der Glaube mit allen möglichen Beweisen gestützt werden muß, dort ist keine wahre Glaubenskraft mehr vorhanden: nur ein hinfälliger Bau bedarf der Stützen. Der Geist kann gar nicht hinfällig sein, der Glaube ist aber die Atmosphäre, worin er lebt und webt.

Könnte man alles logisch beweisen und mathematisch demonstrieren, so wäre der Glaube dann freilich ganz überflüssig. Daß zweimal zwei vier ist, das setzt in uns keine Glaubenskraft voraus und fordert von uns keine Willensüberwindung. Der Glaube bezieht sich auf die Wirkungen der unsichtbaren Welt: er ist eine begeisternde Tat, ein hinreißendes Beispiel.

Hoffnung ohne Glaubenskraft ist Selbsttäuschung oder gar Leichtfertigkeit.

Der vorherrschende Zug im Charakter der ersten Christen war der Glaube, d. h. die Willenskraft, die auf die unsichtbare Welt gerichtet ist: die innere Welt trat für sie als greifbare Wirklichkeit in den Vordergrund des Lebens, denn ihr Inneres blieb aller Zersetzung und jedem Zweifel fern. Beim Apostel Paulus vereinigt sich Seelentiefe mit einer ungeheuren Energie, und sein scharfer Intellekt ist nur der Zuschauer der in seinem Innern neu erschaffenen Welt. Ist die unversiegbare Quelle von Kraft, woraus der Glaube die greifbarste Wirklichkeit erschafft, nicht der Gipfel von Charakter-

höhe, die höchste Charakterfestigkeit, ein ganz neues und vertieftes Heldentum?

Nie ist es zu spät, das Leben von neuem zu beginnen. Der Kleinmut und der Zweifel suchen sich beständig die lange Kette unserer eigenen Vergangenheit als etwas zu vergegenwärtigen, wovon wir uns innerlich gar nicht lösen könnten, und woran wir daher unser Leben lang schwer zu schleppen hätten: dadurch wird dann freilich der Druck der Vergangenheit nur verdoppelt. Der Glaube sagt dagegen, daß in einem unvermuteten Augenblick das Größte und Beste geschehen könne.

Das Verlangen nach unerschütterlicher Gewißheit wird in uns wach, wenn wir mit uns selbst und mit den andern nicht mehr scherzen und spielen können: die Gewißheit ist kein Spaß.

Der Mensch darf nicht bei sich selbst stehen bleiben. Er fühlt auch, daß er nach etwas streben müsse, das höher und größer ist als er. Die Natur ist größer, aber nicht höher als er, auch die Familie, der Staat, die Menschheit sind größer, aber nicht höher als er. Nur Gott ist das Größte und Höchste. Sich in Gott verlieren, heißt daher unsere geistigen Kräfte ins Unermeßliche steigern.

Der Buddhismus gründet sich auf Mitleiden und glaubt nicht an die Überwindung des Übels, da dieses in der Wurzel alles Daseins liege. Bei aller Erhabenheit seines Strebens bleibt der Buddhismus doch noch an der Schranke der Intellektualität

stehen: es fehlt ihm der Glaube, das frische Morgenlicht des Enthusiasmus.

Die schreienden Widersprüche unseres Daseins erfordern notwendig eine Ausgleichung; der Wirrwarr der streitenden Triebe und heftigen Leidenschaften ruft nach Klärung und Überwindung, und die vielen Ungerechtigkeiten, Gemeinheiten und Ruchlosigkeiten rufen nach überwältigender Gerechtigkeit. Wer sich in dem Lebenswirrwarr einigermaßen zurechtfinden und die ganze Wirklichkeit in ihren sichtbaren Kräften begreifen will, muß die unsichtbaren Kräfte erfassen und notwendig zu einer Unterscheidung und Abgrenzung der Charaktereigenschaften und Charakteranlagen kommen. Gut und böse sind dann keine Schaumblasen des Denkens, sondern konkreteste Lebensmächte. Die ausgleichende und überwindende Gerechtigkeit ist nur zum Teil hienieden sichtbar; ihre volle Gestalt verbirgt sich unsern Blicken für immer. Aber ohne den Glauben an die volle Sühne und erschöpfende Gerechtigkeit wäre unser Dasein nur Verworrenheit und sinnlose Zerstörung.

An die Toten kann man sich mit dem Glauben an die Auferstehung nicht wenden, wohl aber an die Lebenden, damit sie nicht bei lebendigem Leibe dem Tode verfallen sollen.

Alle Erkenntnis, die nicht die Festigung unseres Charakters und die Steigerung unserer Glaubenskraft zur Folge hat, ist nur ein Bruchstück der Wahrheit.

Wahre Größe ist nur Einheit und Glaubenskraft, wogegen der Zweifel kleinlich macht und zerbröckelnd und verkleinernd wirken muß: Größe ist nicht Don Quixoterie oder Schwärmerei, sondern Festigkeit den Lebensrealitäten gegenüber und Steigerung der Seelenkräfte.

Wenn wir uns genötigt sehen, gegen Menschen, die mit dem ihnen gegebenen Pfunde Mißbrauch treiben, aufzutreten, so dürfen wir dabei keinen Augenblick die innere Ruhe verlieren und leidenschaftlich werden: sonst zeigen wir, daß wir nicht von dem Glauben an die unzerstörbare Wahrheit durchdrungen sind, die ja, wie das Sonnenlicht, wohl für Augenblicke verdunkelt werden, nie aber, so lange Leben da ist, ganz verschwinden kann.

Nimmt dir ein Gedanke etwas an Freudigkeit, an Lebenskraft, an Glauben, so kannst du sicher sein, daß er überflüssig ist, denn er erhöht dich nicht.

Jeder Übergang zu einer höhern Lebensstufe bringt für eine Zeitlang ein gewisses Unbehagen mit sich, aber bald heitert die neugewonnene Klarheit das Innere auf und gibt auch unserm Wollen eine ungeahnte Festigkeit.

Entzünden können wir uns nur am Feuer des Herzens und nicht an der aschgrauen Überlegung. Ohne die Herzensflamme kann es auch nicht hell in unserm Kopfe werden, denn das Licht, das der Kopf in sich vorfindet, kann doch nicht unsern ganzen Lebensweg beleuchten.

Die Anschauung, die Christus ins Leben hineingetragen hat, arbeitet durch alle Zeiten daran, aus den Menschen vollkommene Vertreter des Höchsten zu machen. Gott soll innerhalb der Menschheit walten, nicht aus einer unerreichbaren Entfernung angebetet werden, ohne daß auch seine Forderungen erfüllt würden. Wir haben zwar schon eine Vorahnung dessen, was wir sein sollten, sind aber von dem uns gesteckten Ziele noch sehr weit. Daher hat uns Christus den Frieden als Endziel gezeigt, aber zugleich auch den Kampf für das Gute und Hohe zur Erreichung dieses Endziels gebracht, und dieser Kampf wird so lange andauern, bis die Menschheit zum Frieden und zur Liebe reif geworden ist. Kann sie aber überhaupt je reif dazu werden? Wer sich bei dieser Frage zu lange aufhält, läuft Gefahr, das Leben zu zersetzen.

Das Leben ist ein ununterbrochener Kampf des Heroismus gegen die niedern Mächte. Wenn der Held in diesem Kampfe auch fällt, so wird doch seine Macht gerade durch seine Aufopferung und durch seine Überwindung des Todes befestigt und gesteigert.

Wäre in den Menschen die Ahnung nicht, der Mensch sei für eine höhere Welt bestimmt, so würden sie die nicht hassen, die ihnen den Weg dahin zeigen. Aber gerade durch die Verhöhnung und Verfolgung der Vertreter der unsichtbaren Welt wird diese begründet und auch anerkannt,

denn auch die sehen sich genötigt, mit ihr zu rechnen, die ihre Existenz in Abrede stellen möchten.

Je länger wir leben und über das Leben nachdenken, desto klarer muß es uns werden, daß wir ohne Überwindung der unversöhnlichen Gegensätze, die sich uns überall in der Außenwelt darbieten, gar nicht weiter leben können, und daß diese Überwindung nicht in der Außenwelt, sondern in unserm eigenen Selbst vor sich gehen muß.

Die Wirklichkeit des nicht überwundenen Willens läßt sich wohl als Natur bezeichnen, aber die Wirklichkeit der innern Erfahrung, des geläuterten Willens, des erhöhten Lebens muß ganz anders bezeichnet werden, energischer, umfangreicher, erhebender, geistiger, innerlicher. Die Überwindung der niedern Wirklichkeit mit all ihren Widersprüchen und Kämpfen setzt energische Verarbeitung und schöpferische Verklärung voraus.

Das Hinweggehen über die konkreten Lebensgegensätze kann nur eine Verminderung und Verarmung der Lebenskraft mit sich bringen. Wir müssen die Wirklichkeit so nehmen, wie sie ist, gar nichts darin in Abrede stellen, und über dieser Welt eine andre Welt als Erhöhung und Überwindung der Wirklichkeit aufzubauen trachten.

Das größte Wunder ist wohl die Überwindung der Widersprüche in unserm eigenen Innern, wodurch dann auch die in der Außenwelt überwunden und in Einklang gebracht werden.

Die besten Gefühle und Gedanken sind die, die unsere Lebenskraft erhöhen, ohne uns jedoch im geringsten hochmütig oder rücksichtslos zu machen.

Alles, was gesteigertes Leben hat, ist unerschöpflich in seiner Wirkung: es gibt zahlreiche Stellen in den Büchern der alttestamentlichen Propheten, die man immer wieder lesen möchte, so auch gewisse Psalmen, geschweige denn die Parabeln und Gleichnisse aus den Evangelien, über die man ja wie über das Unendliche nachsinnen kann ohne Ende. Gesteigerter Ausdruck inneren Lebens weckt immer die Seele aus ihrem Schlummer, steigert und erhöht sie.

Einen Sinn hat nur die Geisteskraft, die den Stoff gestaltet, denn ohne sie ist der Stoff ganz sinnlos. Und so ist auch unser Leben sinnlos, wenn wir unsern Willen nicht gestalten. Die Betätigung unseres Denkens genügt dazu nicht: in unserm Willen selbst muß eine Umgestaltung vor sich gehen. Wir müssen eine Zeitlang unverdrossen an uns schaffen, und unfehlbar wird sich allmählich aus den geringsten Versuchen der Selbstüberwindung ein befriedigender Sinn enthüllen. Das fortwährende Denken ist niemals fähig, unsere Seele einheitlich und stark zu stimmen, wohl aber vermag dies ein Etwas, das sich irgendwo in unserm Willen verborgen zu halten scheint, bis es durch eine still vor sich gehende Wandlung oder auch Spaltung im Willen selbst bald als eine unergründliche Erscheinung aus unserm Innern ans Licht kommt und

von uns dann als eine neue Geisteskraft empfunden und geschaut wird. Fragen, auf die wir früher keine Antwort fanden, lösen sich für uns dann von selbst, denn die tiefsten Fragen des Daseins können nur durch diese Wandlung in unserm Willen gelöst werden. Wer behauptet, er habe trotz allem aufrichtigen Suchen das Gesuchte nicht finden können, hat im Grunde noch ein zu großes Vergnügen am abgelösten Denken, weshalb er auch den Gipfel nicht erklimmen kann, von wo aus sich die Übersicht über alle Lebensverhältnisse eröffnet.

Der antike Heroismus weitet die Schranken bis zum Leben der Gemeinschaft aus: er gibt das Leben hin, weil die politische Gemeinschaft, oder, wie bei den Stoikern, die persönliche Würde es erfordert. Der christliche Heroismus weitet das Leben bis zu Gott aus: ohne Gott hat weder das Leben, noch der Tod einen Sinn.

Selbst der Blinde, der das Sonnenlicht nicht schauen kann, fühlt doch noch die Wärme, und so gibt es auch manchen, der nicht weiß, woher ihm die Wärme und die Kraft der Seele zuströmt.

Die Tat muß die unmittelbare Folge der Erkenntnis sein, denn diese ist nichts gleichgültiges, sondern lebenschaffende Geisteskraft.

Die Fähigkeit, sich selbst zu überwinden, ist die höchste Stufe der Gesundheit und überzeugt die Menschen am wirksamsten.

Stärke und daneben feinstes Gerechtigkeitsgefühl, Erkenntnis der Gebrechen der Menschen und doch Mitleid mit allen diesen Gebrechen — das sind die Eigenschaften wahren Heldentums.

Christus kennt keine Furcht, aber seine Unerschrockenheit und seine Sicherheit sind ganz anders als die des Helden, der naiv in seinem Gemüt und instinktiv in seinen Taten ist, auch ganz anders als das stolze Schicksalsgefühl des Stoikers in seinem intellektuellen Trotze gegen die Lebensmächte. Höchste Kraft neben feinster Innigkeit, göttliche Unnahbarkeit neben menschlichem Mitgefühl, alle Erfahrungen des Leidens in nächster Nähe der Menschen, und zugleich eine grenzenlose Ferne des Geistes, der nicht von dieser Welt ist und siegreich die Welt überwindet — man kann sich kein tieferes und umfangreicheres Weltdrama vorstellen als die wenigen Jahre der geheimnisvollen Wirksamkeit Christi, in denen der Menschheit ihre Aufgabe und ihr Weg vorgeschrieben wurde.

Wiedergeburt

Je höher unsere Vorstellung von dem Menschen und seiner Bestimmung ist, desto schärfer ist auch unser Bewußtsein des Gegensatzes zwischen dem, was der Mensch ist, und dem, was er sein sollte: es ist das Bewußtsein des Gesunkenseins und zugleich der Notwendigkeit, sich zu erheben und wiedergeboren zu werden.

Die Erbsünde ist nicht ein Gedanke, über den hin und her gestritten werden kann, sondern eine Erfahrung, die wir jeden Tag machen können. Die eindringliche Menschenkenntnis beruht auf der Erkenntnis des Erbübels: sie muß zu ihr gelangen, freilich auch sie zu überwinden suchen, um nicht Menschenverachtung zu werden.

Die Bestimmung des Menschendaseins ist, die aufeinanderfolgenden und einander ablösenden Generationen im Unvergänglichen zu verknüpfen, damit das Unvergängliche über das Vergängliche, das Leben über den Tod herrsche.

Wir vermögen den Körper nicht ohne Seele zu erkennen, die Seele aber in ihren tiefsten Erfahrungen und höchsten Äußerungen nicht ohne Gott. Der Höhepunkt unseres Daseins ist die Begegnung

der Seele mit Gott — es ist die höchste Steigerung aller Lebenskräfte, die Überwindung der Materie und des Todes.

Was Christus wollte, kann nur der erfahren, der die Menschen nicht aus einer intellektuellen Ferne betrachtet, ihren Schwächen und Lastern nicht mit kaltem Raisonnieren gegenübersteht, sondern die Widersprüche des Lebens sieht, fühlt und zu überwinden trachtet. Christus will, daß unser Geist beständig wache wie in fortwährender Erwartung einer nahen Gefahr. Denn der Dieb schleicht immer in der Nähe, und wenn unser Geist und unsere Willenskraft einschlummern, so wird uns gleich etwas genommen an Kraft, an Frische, an Mut, an Glauben und an innerer Freudigkeit. Christus fordert von uns Unerschütterlichkeit, Bereitschaft zu geistigem Kampfe, Glauben an den endgültigen Sieg, Hingebung an die volle Wahrheit. Man lasse ja keine Kleingläubigkeit und Verzagtheit in die Seele einschleichen: dies ist eben der Dieb, der uns vor unsern Augen bestehlen kann. Der Versucher flüstert uns zu, wenn wir nicht mehr wach sind: ‚Es gibt keine Wahrheit, und wenn es auch eine gäbe, so bist du jedenfalls nicht geeignet, sie zu finden.‘ Christus hingegen sagt: ‚Poche, und es wird dir geöffnet werden!‘ Die Pforte der Wahrheit kann geöffnet werden — dazu gehört nur aufrichtiges Suchen und Unverdrossenheit im Suchen — kein Zersplittern der Seelenkraft, kein Sichverschenken an Bruchstücke

intellektueller Erkenntnis, sondern starke Liebe für die ungeteilte Wahrheit und für die Einfachheit lebendigen Geistes. Die Wahrheit ist von oben, und wer sie will, muß auch seine Blicke unverwandt dahin richten, oder wie es im Briefe Jakobi heißt: ‚Alles, was gute Gabe und vollständiges Geschenk ist, ist von obenher; es kommt herab vom Vater der Lichter, bei dem keine Veränderung statthat, noch ein Schatten von Wandel.‘ Und wirklich ist die Wahrheit ein höheres Geschenk, sichtbar und erreichbar nur dem, der sich dem Unvergänglichen zuwendet. Christus stellt etwas auf, das keinem Denker und Weisen je mit dieser Bestimmtheit, Klarheit und Einfachheit zum Bewußtsein gekommen ist: die Wiedergeburt, die Erneuerung des Willens durch den Glauben an den Geist, die Läuterung und Erhöhung der Willenskraft durch etwas, das nicht bloße Vernunft ist, da diese ja in Dialektik, Klügelei und eigennützige Verständigkeit verfällt. Wird die Vernunft nicht auch geläutert und wiedergeboren, so harrt ihrer, trotz ihres zeitlichen Glanzes, doch bald der Verfall, und sie muß unter der Last ihrer unzähligen und sich stets vermehrenden Werke in sich selbst zusammenbrechen. Sich selbst überlassen muß sie sich bald von den wirklichen und wichtigsten Bedürfnissen des Geistes lösen: die einseitige Vernunft zerstückelt, der Geist dagegen sammelt.

Die energische Überwindung des Todes, wodurch das Jenseits sich über das Diesseits erhebt

und es beherrscht, eine Auseinandersetzung mit dem Tode, der keine Gedankenblässe anhaftet — das tritt zuerst im Christentum auf. Die alten Griechen konnten sich mit dem unerklärlichen Gegensatze zwischen Leben und Tod niemals in befriedigender Weise abfinden: auch die griechischen Philosophen, mit gar wenigen Ausnahmen, setzten sich eher über den Tod hinweg, als daß sie sich mit ihm wirklich auseinandergesetzt hätten; die Spartaner und die alten Römer schauten dem Tode fest und unverwandt ins Auge, aber dies geschah aus Gewöhnung, Erziehung und einem Heldenmut, der keine geistigen Voraussetzungen hatte; die Stoiker forderten den Tod mit einer trotzigen Gebärde innern Stolzes heraus, und in diesem Stolze lag viel Gleichgültigkeit und Kälte dem Leben gegenüber verborgen; die alten Inder bauten, um mit dem Rätsel des Todes irgendwie fertig zu werden, steile, schwer zu erklimmende Wege zu schwindelerregenden Gipfeln, über denen Wolken des Unfaßbaren lagerten. Für Christus ist das Leben nicht durch die äußeren natürlichen Eigenschaften schon Leben: bei allen Naturvorgängen, wodurch das äußere Leben ermöglicht wird, kann dieses doch nur ein Tod bei lebendigem Leibe sein, wenn der durchdringende und belebende Geist nicht hinzukommt.

Wer sich auf den Weg nach dem ‚Reiche Gottes' begibt, wandert eine Zeitlang wie im Nebel: er verliert die verhältnismäßige Klarheit, die er früher

gehabt hat. Es kommen da Augenblicke der Verzweiflung, wo er sich zurücksehnt nach der frühern Sicherheit und nach allem, was er hinter sich gelassen hat. Allmählich erst gewöhnt er sich an die neue Sphäre und faßt hier Boden; er sieht in der Ferne ein helles Licht: manches unklare wird ihm nun immer deutlicher, und er fängt an, das Leben als ein Ganzes zu überschauen und vieles gewahr zu werden, was ihm früher wie hinter einer dichten Wolke verborgen war. Bald erklimmt er eine Höhe, von der sich ein freier Ausblick rückwärts und vorwärts öffnet. Er kann nicht mehr zurück, selbst wenn er es zeitweise auch wollte, denn er kann die erklommene Höhe nicht mehr verlassen. Er weiß aber auch, daß er nicht stehen bleiben darf und noch immer weiter schreiten muß.

Je mehr wir mit dem Leben gekämpft haben, je mannigfaltiger unsere inneren Erfahrungen sind, je mehr wir Versuchungen ausgesetzt waren, je stärker unsere Sehnsucht ist, desto verständlicher sind uns die Forderungen Christi und das Wesentliche, worauf es dabei ankommt.

Was heute nicht möglich ist, kann es morgen werden, denn der Geist kennt keine Unmöglichkeiten, und seine Energie ist unerschöpflich. Wir bedürfen fester Umrisse, eines starken Glaubens an den Wert unseres Lebens und Wirkens. Sonst gleichen wir einem, der ohne Richtung und Kompaß sich auf das Meer hinausbegeben wollte: solange die Sonne

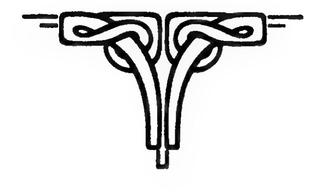
scheint und die See ruhig ist, merkt er nichts von den Gefahren, die in den stürmischen Wellen verborgen liegen; wenn aber der Sturm hereinbricht, dann sieht er deutlich die unbedingte Notwendigkeit einer festen Richtung ein. Christus sagte: ‚Wenn ihr Glauben habt, so wird euch nichts unmöglich sein.‘ Denn es geschieht dann in uns eine Wandlung: die leeren und kahlen Stellen unseres Innern werden belebt, die Schatten und Düsterheiten aufgehellt, die Unruhe wird beschwichtigt und aller Kleinmut verscheucht. Der Geist herrscht dann im sichersten Bewußtsein seiner Unvergänglichkeit, und die Materie muß ihm gehorchen. Der Geist steht im Lebenssturme fest und unverzagt, denn er legt das Gewicht und den Wert auf etwas, das nicht von dieser Welt, nicht von der Welt des Stoffes ist. Es geht von ihm wie eine feurige Kraft aus, die alle Schwachheiten vernichtet und das Tote in uns zu einem neuen Leben wachruft. Als der große Sturm sich erhob und die Wellen das Schiff bedrohten, worin sich Christus und seine Jünger befanden, schlief Christus. Die verzagten Jünger weckten ihn: ‚Herr, rette, wir gehen unter!‘ Er aber, ganz göttlicher Geist in menschlicher Hülle, erwidert ihnen: ‚Was seid ihr zaghaft, ihr Kleingläubigen?‘ Der erlösende Geist braucht sich nur zu erheben, die Winde und die Wellen zu schelten, der Empörung der Materie seine feste und sichere Herrschaft entgegenzustellen, und es wird still und ruhig.

Ein sogenanntes Gleichgewicht zwischen Materie und Geist ist nur ein schöner Traum, denn wir können uns gar nicht im Gleichgewicht erhalten. Wo ist der Mensch, der in einem solchen Gleichgewichte länger als nur einen ganz kurzen Augenblick verweilt hätte? Ein solcher ungestörter Friede wäre weit wunderbarer als alle Vorherrschaft des Geistes und würde unsere Glaubenskraft nicht minder erfordern als diese.

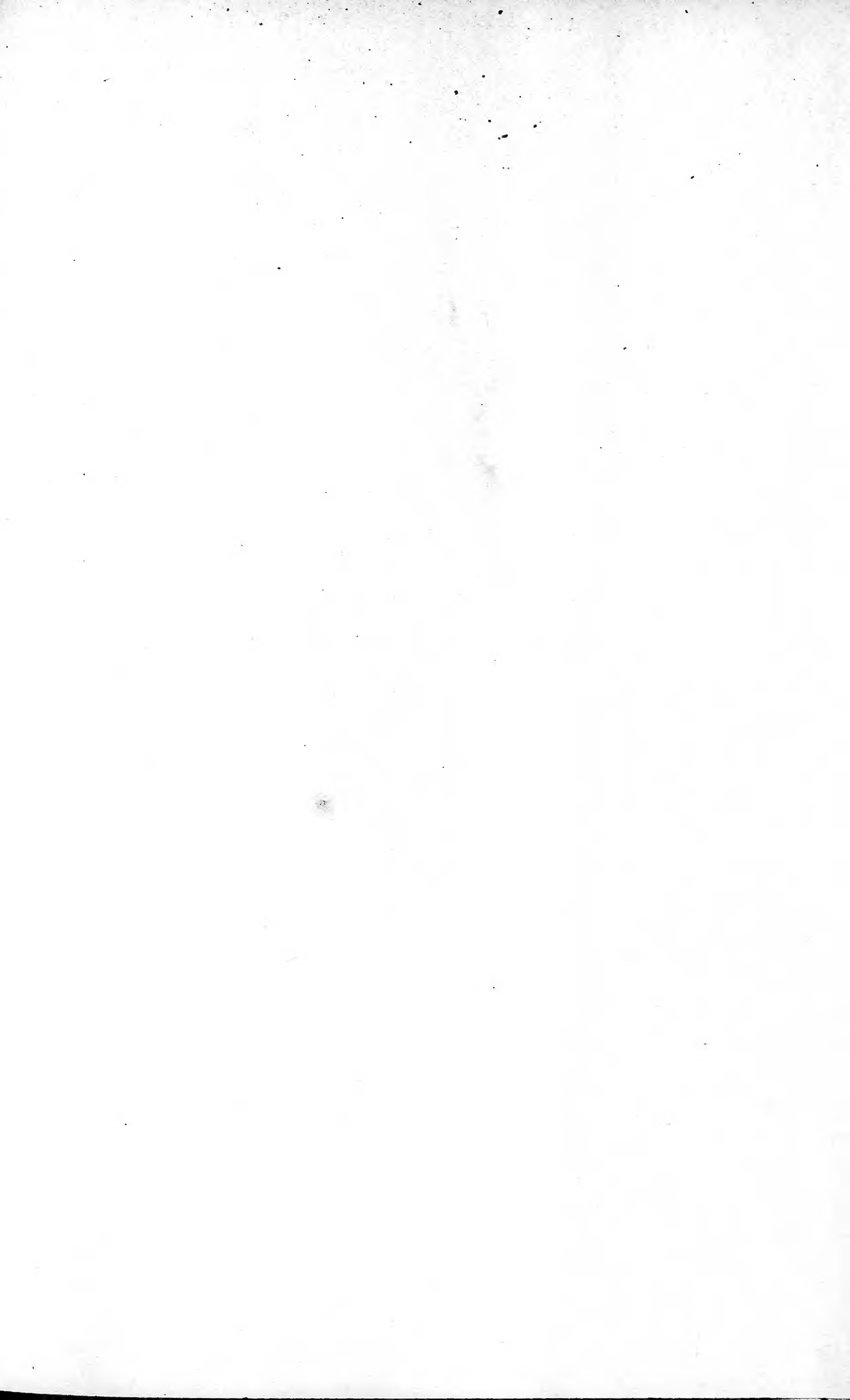
Der höchste Seelenzustand ist der, worin sich die Seele mit dem Willen vereinigt, und der Zwiespalt, der Zweifel, die Kälte, die Teilung und Zerbröckelung verschwinden. Denn in uns waltet dann eine schöpferische Kraft gesteigerten Glaubens, wir sind dann durchglüht und durchleuchtet und teilen die in uns waltende innere Wärme auch den andern mit.

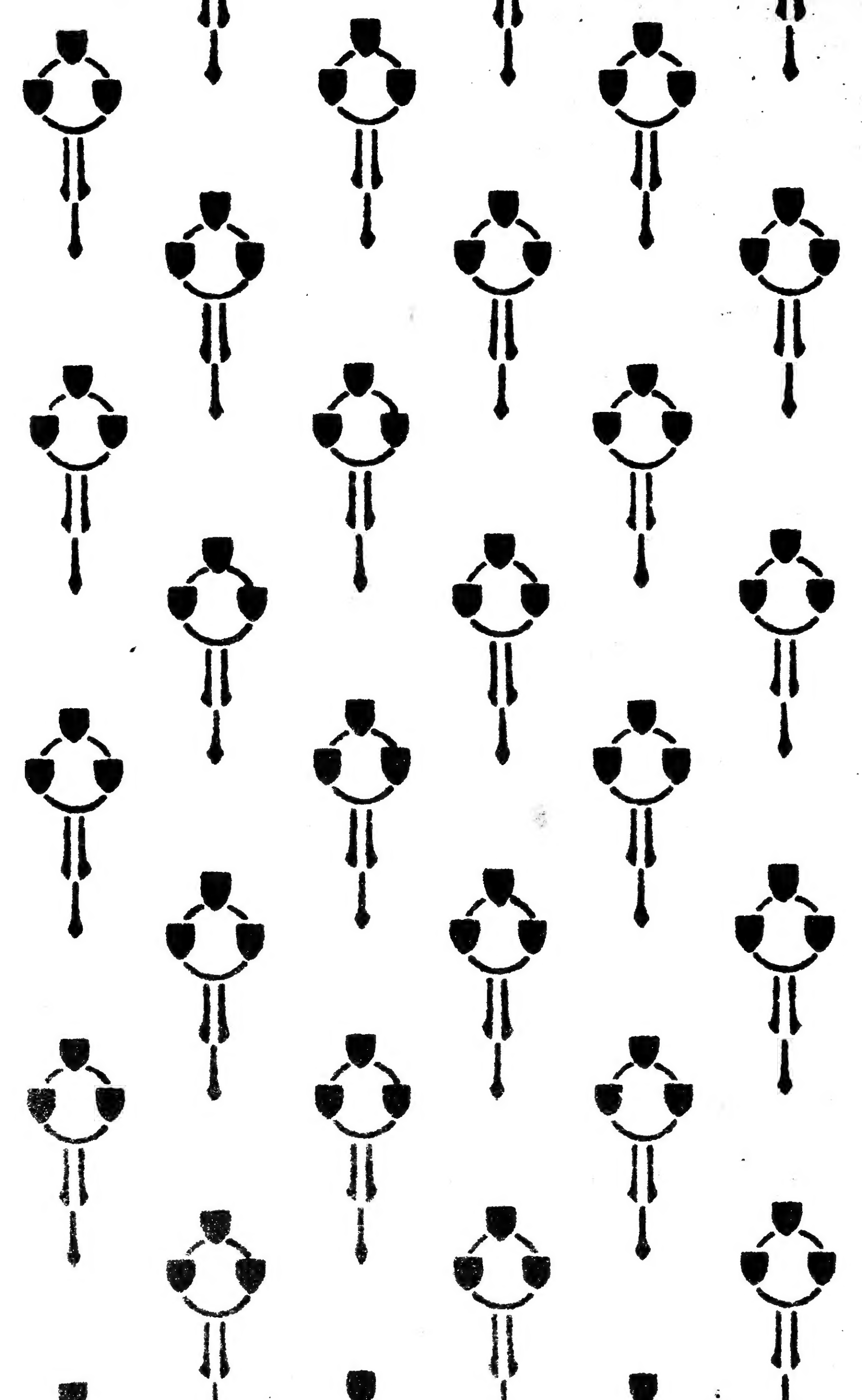
Das Notwendigste für uns ist geistiger Mut, der aber nichts mit dem physischen Mute gemein hat, denn seine Quelle ist ganz anderswo gelegen. Der Geist, mutig und glaubensfreudig, verscheucht alle Düsterheit, kennt keine Gefahren und keine Furcht und befindet sich in steter Erwartung großer Dinge, in erhöhter Stimmung, als wenn das Höchste bald kommen sollte. Er kennt kein Sparen inneren Lichtes und inneren Feuers und läßt alle seine Flammen leuchten, ohne zu befürchten, daß sie ausbrennen und verlöschen könnten. Christus wendet sich an seine Nachfolger: ‚Eure Lenden sollen

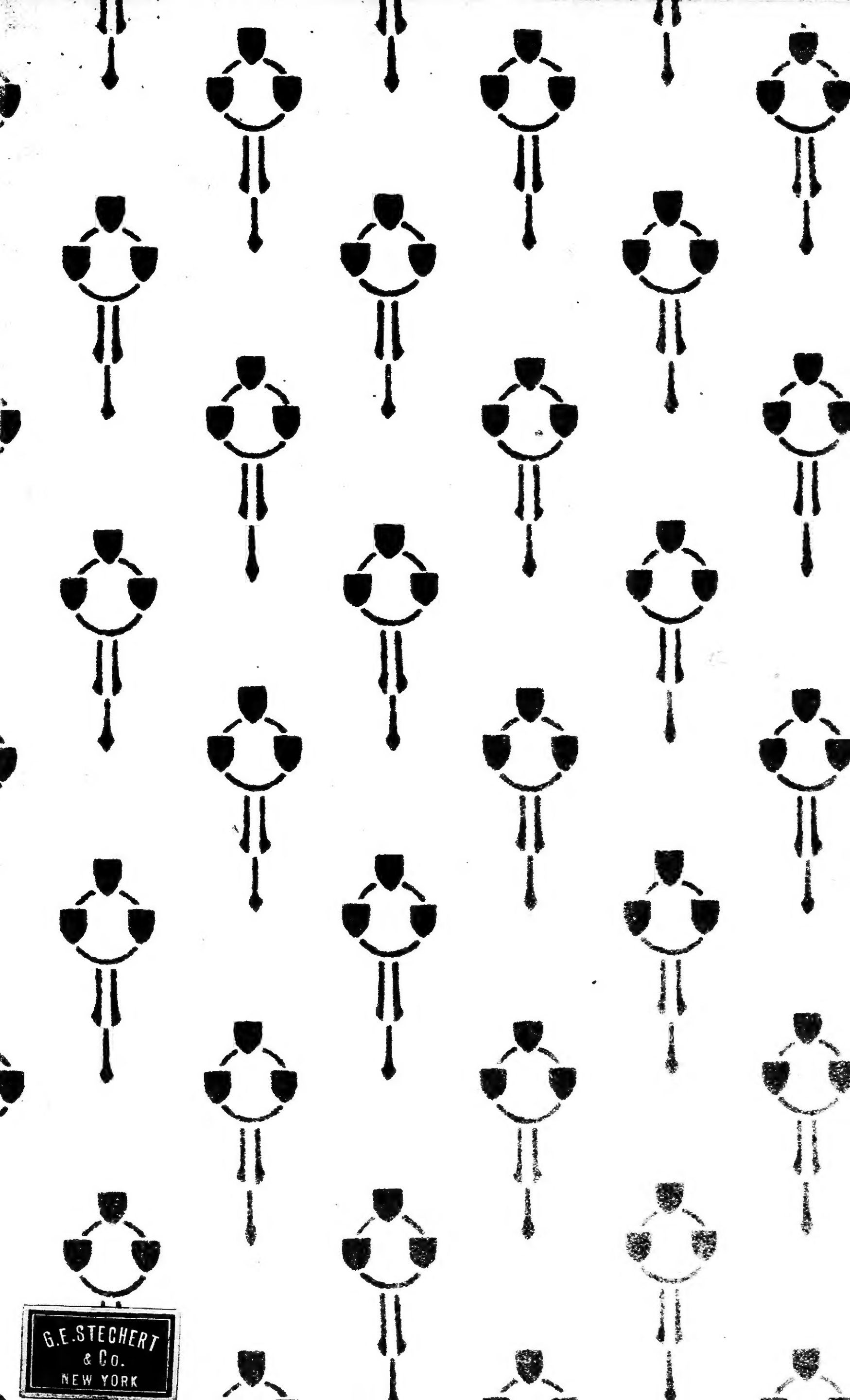
gegürtet sein und die Lichter brennen, und ihr sollet Leuten gleichen, die ihren Herrn erwarten, wenn er aufbricht von der Hochzeit, damit ihm alsbald geöffnet werde, wenn er kommt und anklopft.'



Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.






G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK